

Alpenvereinsjahrbuch

BERG 2013

Zeitschrift Band 137



The background of the cover is a photograph of a rugged mountain peak. Two small figures of hikers are silhouetted against the sky on the highest point of the rock. The sky is a pale, hazy blue, suggesting dawn or dusk. The overall mood is serene and majestic.

Alpenvereinsjahrbuch

Berg 2013

Zeitschrift Band 137

Herausgeber
Deutscher Alpenverein, München
Oesterreichischer Alpenverein, Innsbruck
Alpenverein Südtirol, Bozen

Redaktion
Anette Köhler, Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

Inhalt



Editorial: Den Berg sehen >> <i>Anette Köhler</i>	6
---	---

BergFokus: Schöne neue BergWelten

Zeit der Hamster. Ein Essay >> <i>Axel Klemmer</i>	10
Beinlos klettern. Der amerikanische Bio-Physiker und Kletterer Hugh Herr >> <i>Lars Abromeit</i>	16
„Real Life is Outdoor“. Zu Gast im „ultimativen Outdoor-Playground“ >> <i>Tom Dauer</i>	22
Klettern im Pott. Die alpine Welt der Metropole Ruhr >> <i>Thomas Fischer</i>	28
Zwei Vereine, ein Traum. Das neue Kletterzentrum in Kaufbeuren >> <i>Gaby Funk</i>	34

BergWelten: Tennengebirge

Das Aschenbrödel im Salzburger Land >> <i>Iris Kürschner</i>	42
Schutzgebiet ohne Betreuung >> <i>Elisabeth Katzengruber</i>	56
Winterreport aus Werfenweng >> <i>Martin Roos</i>	58
Geheimnisse im Innern. Die Höhlenwelt des Tennengebirges >> <i>Peter Pointner</i>	64
Felsbilder im Tennengebirge >> <i>Franz Mandl</i>	70
Tausend Erstbegehungen und kein Ende. Albert Precht im Porträt >> <i>Karin Steinbach Tarnutzer</i>	76

BergSteigen

Alles Klettern ist Problemlösen I Chronik >> <i>Max Bolland</i>	84
Der Torre, der Tod und ein Hoch auf die Jugend >> <i>Malte Roeper</i>	96
Das andere Bergsteigen – Kultur und Geschichte des sowjetischen Alpinismus >> <i>Robert Steiner</i>	106
Auf die Spitze getrieben – Seastack-Klettern in Schottland >> <i>Christoph Willumeit</i>	120
Great Divide Ski Traverse – Die große Skidurchquerung der kanadischen Rocky Mountains >> <i>Carsten Moldenhauer</i>	128
Klettersteige – was sonst? Eine Bestandsaufnahme >> <i>Andi Dick</i>	134
Durch die Lechtaler Alpen >> <i>Gaby Funk</i>	144
Zum Mittelpunkt der Welt – Das Projekt „Alpinist 2010–2013“ des Alpenvereins Südtirol >> <i>Andreas Gschleier</i>	152



BergMenschen

Starke Frauen, große Ziele. Das Frauenteam des DAV-Expeditionskaders >> <i>Andi Dick</i>	160
Frühe Frauenseilschaften >> <i>Ingrid Runggaldier</i>	166
Die Linie seines Lebens – Albert Leichtfried im Porträt >> <i>Stephanie Geiger</i>	172
„Wer langsam geht, geht gut. Und wer gut geht, geht weit“ – Kurt Diemberger im Porträt >> <i>Peter Meier-Hüsing</i>	180
„Mit Würde scheitern“ – Simone Moro, Denis Urubko und Cory Richards im Gespräch >> <i>Franziska Horn</i>	188

BergWissen

Alpenschutz durch Energieeffizienz >> <i>Ernst Ulrich von Weizsäcker</i>	194
Müssen wir ein schlechtes Gewissen haben? – Ernst Ulrich von Weizsäcker im Gespräch >> <i>Hannes Schlosser</i>	204
Schmelzende Vorräte. Der klimabedingte Verlust von Gletschereis >> <i>Martin Roos</i>	206
Bär, Wolf und Luchs. Die Rückkehr der europäischen Großraubtiere in die Alpen >> <i>Oliver Lindenthal</i>	212
Pray for snow – but check your risk. Neue Wege in der Vermittlung von Lawinenwissen >> <i>Florian Bischof</i>	220

BergKultur

Ein Raum-Erlebnis der besonderen Art. Die Reliefs des Alpenverein-Museums >> <i>Sabine Mirrione</i>	230
Die Visualisierung des Routenverlaufs. Kleine Geschichte des Topos >> <i>Richard Goedeke</i>	236
„Normalweg“ zum Ochsenkopf. Aus dem Leben eines Führerbearbeiters >> <i>Walter Klier</i>	242
„Sind der Herr ein Doktor?“ An der Rax fanden Sigmund Freud und Viktor Frankl entscheidende Impulse >> <i>Stephanie Geiger</i>	248

Autorinnen und Autoren	254
Impressum	256

Den Berg sehen

Zur 137. Ausgabe des Alpenvereinsjahrbuches

>> **Anette Köhler**

„Das Jahrbuch 2012 zeigt, dass man auch im Smartphone-Zeitalter ein originelles und wertvolles Buch schaffen kann.“ Nach dem gelungenen Relaunch im letzten Jahr und ermutigt von vielen positiven Rückmeldungen wie diesen, wollen wir mit dieser neuen Jahrbuchausgabe den eingeschlagenen Weg engagiert und konsequent weitergehen: magazinartig und großzügig in der Gestaltung, inhaltlich vielseitig, kompetent und konsequent nah dran an allen alpinen Themen, die uns „Bergaffinen“ wichtig sind.

Für uns Herausgeber ist es dabei Anerkennung und Ansporn zugleich, wenn diesen Auftrag so viele erstklassige Journalisten und Fotografen annehmen. Beim Blick auf die Namen sei deshalb ein wenig Stolz erlaubt: Es ist großartig, mit Autorinnen und Autoren wie diesen arbeiten zu können. Sie erst machen es möglich, die traditionell große Themenvielfalt des Jahrbuchs auf so hohem Niveau zu halten und auch mal schwierige Themen anzugehen. Wie zum Beispiel das Fokusthema dieser Ausgabe.

Frei nach Aldous Huxley haben wir es „**Schöne neue BergWelten**“ genannt. Die Reportage von Lars Abromeit über den amerikanischen Biophysiker und Kletterer Hugh Herr, eine Art Oscar Pistorius des Bergsports, beschreibt dabei einen außergewöhnlichen Sonderfall und dennoch schon fast paradigmatisch das schaurig-schöne Doppelgesicht der technologischen Entwicklung. Unbedingt lesenswert! **BergFokus** im Allgemeinen ist dem oszillierenden Wechselspiel von alpiner und urbaner Kultur auf der Spur. Genuin Alpines ist in Form von Kletteranlagen, Boulder- und Slackline-Parks oder Builderingevents längst Bestandteil der urbanen Kultur geworden. Wer heute, sagen wir, in Nordrhein-Westfalen zum Klettern geht (siehe Seite 28–33), ist längst kein Exot mehr, sondern in und mittendrin. Und hat unzählige Möglichkeiten, seinen Lifestyle gemeinsam mit anderen zu pflegen.

Eine Kletteranlage kann eine Gesellschaft verändern, wie die Reportage über das neue Vereinszentrum in Kaufbeuren beweist. Haben wir das Potenzial, das mit diesen Spielformen auch jenseits der traditionellen Vereinsklientel ent-

steht, überhaupt schon begriffen? Der Alpenverein wird auch hier – wie beim Thema Wintersport mit den erfolgreichen Modellen von risk'n'fun oder Check Your Risk (siehe Seite 220–227) – neue Wege einschlagen müssen, um dies auch als Chance zu nutzen.

Der Berg im übertragenen Sinn ist also in den alpenfernen Ballungsräumen angekommen. Und wie sieht es auf der anderen Seite aus, dort, wo er eigentlich zu Hause ist? „Die Alpen verschwinden“ ist eine zentrale These des Kulturgeografen Werner Bätzing. Alpine Lebensräume zunehmend urbanisiert, neu inszeniert und banalisiert. Die modernen Informations- und Kommunikationstechnologien beschleunigen diesen Prozess. Wo hört „der Berg“ auf, wo fängt das Urbane an? Ist nicht längst alles „einem Zustand der als Wohlstand verkauften Verwahrlosung“ gewichen, wie Axel Klemmer in seinem großartigen Essay scharfsichtig konstatiert?

Die Alpen als „Playground of Europe“, mehr als hundert Jahre nachdem dieser Begriff vom englischen Bergsteiger Leslie Stephen geprägt wurde: ein spannendes, facettenreiches Thema, das für Kontroversen sorgt. Als gutes Zeichen sehe ich es, wenn, wie im Fall der geplanten Reportage über eine Freizeitanlage am Eingang des Ötztals, sowohl die Betreiber wie auch die Gegner Bedenken tragen, wenn „Berg 2013“ über diesen modernen Alpenspielplatz berichten will. Die einen fürchten die Kritik, die anderen Werbung für eine Sache, die es ihrer Meinung nach besser nicht gäbe. Was dabei herausgekommen ist? Unser Autor Tom Dauer hat sich vor Ort ein Bild gemacht hat, nachzulesen auf den Seiten 22 bis 27. Mit vorbehaltlosem, offenem Blick.

„I should be content to look at a mountain for what it is and not as a comment on my life“ – Ich sollte mich damit begnügen, einen Berg als das zu sehen, was er ist, und nicht als Kommentar zu meinem eigenen Leben – dieser Gedanke des amerikanischen Dichters David Ignatow (1914–1997) könnte das Leitmotiv sein für Reportagen wie diese. Und hilfreich in vielen Belangen. Gerade auch dann, wenn Algorithmen in diesem einen weltweiten Netz, das alle um-

spannt, die Wirklichkeit zunehmend für uns persönlich filtern und scannen. Sich selbst ein Bild machen, im Wissen darum, dass wir Betrachter immer auch Teil des Betrachteten sind, und davon erzählen, ohne zu werten.

Mit dieser journalistischen Haltung hat sich Andi Dick für die Rubrik **BergSteigen** dem Thema Klettersteig genähert – und zumindest schon einmal einem Drahtseilskeptiker wie mir bewiesen, dass sich die Vor-Stellung im eigenen Kopf gern auch mal vor die Sache selbst stellt. In diesem Zusammenhang bemerkenswert ist auch die große Reportage von Robert Steiner über den Alpinismus in den Staaten der ehemaligen Sowjetunion: Der Eiserne Vorhang wirkt anscheinend auch noch zwanzig Jahre nach seinem Fall in un-

„Hic sunt leones“ – hier gibt es Löwen. So bezeichneten Geografen früher offenbar scherzhaft jene weißen Flecken auf der Landkarte, von deren Gegenden sie nichts wussten (mehr dazu weiß Richard Goedeke in seinem Beitrag über die Geschichte des Topos zu berichten). In der neuen AV-Karte zum Tennengebirge, die Alpenvereinsmitglieder kostenlos mit diesem Buch erhalten, ist diese Bemerkung natürlich nirgends zu finden. Dennoch ist es erstaunlich, wie wenig bekannt und ruhig dieses zentral im Salzburger Land gelegene Kalkgebirge und damit der diesjährige Schwerpunkt der Rubrik **BergWelten** auch heute noch ist. Felsbilder und Höhlen können Sie dort entdecken, weite Karstflächen, aussichtsreiche Gipfel und „prechtige“ Klettertouren.

I should be content
to look at a mountain
for what it is
and not as a comment on my life

David Ignatow

seren Synapsen und verstellt uns den Blick. Anders ist es jedenfalls kaum zu erklären, warum wir noch immer so wenig vom Bergsteigen dort wissen.

BergWissen: Die schreckliche Nuklearkatastrophe von Fukushima vom März 2011 hatte in Deutschland für eine politische Kehrtwendung in der Energiefrage gesorgt. Der beschlossene Ausstieg aus der Atomenergie stellt alte Fragen neu. Fragen, die unter anderem auch die Energiewirtschaft in den Alpen betreffen. Darf, wer gegen Atomkraft ist, auch gegen neue Wind- oder Wasserkraftanlagen sein? Ernst Ulrich von Weizsäcker packte dieses Problem anlässlich eines Vortrags bei der Hauptversammlung des Oesterreichischen Alpenvereins im Herbst 2012 an seinen Wurzeln an: Es geht primär nicht um Atom- oder Ökostrom, sondern um eine grundlegende Wirtschaftsreform (siehe S. 194–203).

Um die intellektuelle Aneignung der Berge geht es in der Rubrik **BergKultur**. Benennen, abbilden, beschreiben, vermessen; tracken, posten und liken: Wie viele Darstellungs- und Ausdrucksformen hat der Mensch (nicht nur) der Berge wegen zustande gebracht. „Ohne uns Menschen wüssten die Berge nicht, dass sie welche sind, und auch nicht, wie sie heißen“, so Walter Klier. Der Innsbrucker Schriftsteller ist als Bearbeiter von Alpenvereinsführern oft unterwegs in heikler Mission. Seinen launigen Arbeitsbericht sollten sich nicht nur die Nutzer dieses Genres auf keinen Fall entgehen lassen: Lesevergnügen ist garantiert.

In diesem Sinn wünsche ich Ihnen viel Spaß mit diesem Buch. Es würde mich freuen, wenn Sie beim Durchblättern und Schmöckern das Thema „Berg“ hin und wieder von einer neuen Seite sehen.

BergFokus

Das Fokusthema „**Schöne neue BergWelten**“ ist dem oszillierenden Wechselspiel von alpiner und urbaner Kultur auf der Spur. Mit Kletteranlagen und anderen Spielformen ist das ursprünglich Alpine längst fester Bestandteil des städtischen Lebens. Alpine Lebensräume wiederum werden zunehmend urbanisiert und neu inszeniert. Moderne Kommunikationstechnologien beschleunigen diesen Prozess. Ebenso spannende wie überraschende Reportagen beobachten diesen grundlegenden Strukturwandel, der uns alle betrifft.





Zeit der Hamster

Warum nehmen wir eigentlich unsere Laufräder auf die Berge mit?

>> **Axel Klemmer**

Kleine Fluchten sind aus der Mode gekommen. Man läuft nicht mehr vor der Stadt und dem Alltag davon. Das Gebirge ist nur eine weitere Benutzeroberfläche; was man dort tut, regeln Algorithmen. Höchste Zeit, die Arbeitsspeicher zu verlassen und sich die Freiheit zurückzuholen.



„*Fleht, ihr Narren!*“

Gandalf, Zauberer, in „Der Herr der Ringe,
1. Teil: Die Gefährten“

Eins – Das Netz

Er kommt zu spät. Es ist Abend geworden, und Jean-Jacques Rousseau steht schon wieder vor dem verschlossenen Tor. Damals, man schreibt das Jahr 1728, macht man einen Schritt aus der Stadt und steht auf dem Land. Umgekehrt ist man mit einem Schritt vom Land zurück in der Stadt. Wenn man pünktlich ist. Doch Jean-Jacques, 16 Jahre jung, Graveur-Lehrling, hat getrödelt oder irgendetwas hat ihn aufgehalten. Jedenfalls kommt er nicht mehr hinein nach Genf. Und so beginnt alles – als der Mensch erkennt: das Tor ist zu. Rousseau geht auf Wanderschaft und findet heraus, dass die Existenz in den Bergen, die über dem Genfer See aufragen, nicht niedriger ist als das kultivierte Treiben hinter hohen Mauern. Ganz im Gegenteil.

Heute weiß man, dass die Alpen, wie sie der große Verein im Namen führt, in der Stadt erfunden wurden. In Genf, London, München, Wien und Prag. Ohne das Leben in der Stadt hätte es das Bergsteigen nicht gegeben. Dabei hatte die Sache mit dem verschlossenen Tor bald nur noch anekdotischen Wert. Tatsächlich zog es die Menschen ins Gebirge, weil ihnen die Stadt zu eng geworden war. Oder zu langweilig. Hier das Zentrum, dort die Peripherie; hier die Fesseln von Arbeit, Geld und Gesellschaft, dort die Verheißung von Freiheit und Sport. Zwei Sphären waren entstanden, und zwischen ihnen stieg die Spannung. Was daraus in den letzten zwanzig Jahren geworden ist, fühlt sich an wie ein Netz, hat jedenfalls keinen Anfang und kein Ende mehr. Alles ist irgendwie verknüpft, aber es spannt nicht mehr. Man weiß nicht, wo das eine aufhört und das andere beginnt.

Schauen wir zunächst auf die Berge. Fragen wir den Kulturgeografen Werner Bätzing, wie er das meinte mit seiner zentralen These: Die Alpen verschwinden. In einem Interview mit dem Wiener Kulturmagazin *Aurora* erklärte er es:

„Immer verschwindet ein Stück der Alpen als menschlich geprägter Lebensraum mit einer besonderen Mensch-Umwelt-Geschichte, die in der Landschaft ablesbar ist und deren Spuren sich heu-

te immer mehr verwischen: Entweder sie gehen im aufkommenden Buschwerk der Wildnis unter oder sie werden banalisiert und homogenisiert.“

Dass die Südtiroler Berglandwirtschaft bis heute überlebt hat, liegt vor allem daran, dass die Berglandwirte Auto fahren. Von nahezu allen Höfen, auch aus den höchsten und steilsten Lagen, rollen sie auf guten Straßen in die Stadt. Gäbe es die Straßen nicht, sähe es dort oben aus wie in weiten Bereichen der italienischen Alpen, wo die bäuerliche Kultur vor einem halben Jahrhundert zusammengebrochen ist und Brachen, Geisterdörfer, Dschungel hinterlassen hat. Doch in Südtirol trifft man an den Enden der steilen Zufahrten Menschen, die, wie man sagt, ihre traditionelle Arbeit verrichten, die auf dem Berg wohnen und trotzdem im weltweiten Netz unterwegs sind und daher auch mit den stadtbekanntesten Trojanern kämpfen, die früher nie so hoch hinaufgekommen wären.

Wo alle Straßen beginnen, in den Städten, stehen die Menschen im Softshell in der U-Bahn. Haben sie nicht das Glück, dass ihnen der Arbeitgeber eine Kletterwand ins Treppenhaus stellt, an der sie zwischendurch die Glieder strecken, um sie hinterher besser beugen zu können, dann gehen sie eben nach der Arbeit in die Halle. Oder, im Sommer, auch mal zum Slacklinen in den Park. Sogar bunte Zeltlager sah man schon auf manchen Plätzen, aufgebaut von Stadtbewohnern, die meistens keine materielle Not leiden, was sie mit den Freizeitcampern im Everest-Basislager verbindet. Zelten muss man sich leisten können, so wie ohne alle Not auf Berge zu steigen. Oder wie eben vor den spiegelnden Wänden der Bürohochhäuser zu protestieren, die auf einmal noch härter und kälter erscheinen als die Granittürme in Patagonien.

Etwas hat sich verändert. Früher, sagen wir vor dreißig Jahren, protestierten wir gegen die neuen Gletscherseilbahnen. Heute benutzen wir sie wie die Rolltreppen auf dem Weg zum Arbeitsplatz. Weil es ohne oft nicht mehr geht. Wir regen uns nicht auf, kaufen das verbilligte Bergsteigerticket und machen die Tour. Hinterher schnell zur Tanke auf ein Snickers oder einen Kaffee im schnellen Schnabelbecher aus bedruckter Pappe. Oder doch zu MPPreis? Die haben gute Leberkässemeln.

Danach fahren wir zurück in die Stadt, schauen links, schauen rechts und sehen – was eigentlich?

**Wo endet die Stadt,
wo beginnt der Berg?
Wann hört der Alltag auf,
und wann beginnt die
Freizeit?
Wer Antworten sucht,
findet sie auf seinem
Touchscreen.**

Fotomontage © Simon Schels



Halb fertig oder halb kaputt? Man sieht, was man sehen will. Und oft genug die als Wohlstand verkaufte Verwahrlosung.

Das Netz hat sich über die Berge gelegt. Wer kommt noch hinüber auf die andere Seite? Wer will noch hinüber auf die andere Seite?

Fotos: © Jürgen Winkler

Schwer zu sagen. Nennen wir es eben Land, mit allem, was wir darauf hinstellen und ablegen. Dabei ist es auch schon egal, ob nun darüber Berge aufragen oder nicht, denn unten versiegeln immer dieselben Tankstellen, Parkflächen, Logistikzentren, Reihenhausbatterien und Warenlager den Boden. Die Möbel-, Bau- und Elektromärkte. Kein Wort über die Ökologie an dieser Stelle, betrachten wir nur die Oberfläche. Gefällt uns das, was wir sehen? Wann haben wir uns diese Frage eigentlich zum letzten Mal gestellt?

Das Netz, wie es sich unseren Augen zeigt, ist weder Stadt noch Land, sondern der Fortgang der als Wohlstand verkauften Verwahrlosung, in dem wir von Parkplatz zu Parkplatz rollen und Preisschilder scannen. Es ist eine Landschaft, die wir aufgegeben haben und die wir unseren Kindern, anspruchsvollen Verbrauchern wie wir, vererben wie Hautkrebs. Umso lieber schwärmen wir von der Ästhetik der neuesten Smartphones. Weil sie so klein sind und weil sie uns, schicke Scheuklappen, den Zugang zu den digitalen Welten gewähren, aus denen heraus wir wieder in die Reservate der verschiedenartigen, immer grotesker technisierten Freizeitverbringungen aufbrechen. Die neuen Tore stehen nicht in der Landschaft, sondern sie stecken in unseren Hosentaschen. Wir wissen, dass sie niemals schließen, doch die Angst, trotzdem zu spät zu kommen oder mit leerem Akku dazustehen, hält uns davon ab, mehr als nur den einen Schritt hinaus oder hinein zu machen.

Der *Personal Digital Assistant* wird zur Schnittstelle, zur Achse, um die wir immer angestrenzter rotieren – ohne jede Aussicht, auch nur zwei Schritte weit zu kommen.

Zwei – Der Dreck

Auf der ISPO 2012 in München wurde die weltweit erste Helmkamera mit integriertem WLAN präsentiert. Sportler können damit „ihre Clips kinderleicht individualisieren und Performance-Daten wie zum Beispiel Geschwindigkeit, Höhe, G-Kräfte und sogar die Herzfrequenz in das Video integrieren“. Über die Einbindung in die sozialen Netzwerke lassen sich die Erlebnisse „noch schneller online teilen“.

Wenige Bergsteiger wollen davon immer noch nichts wissen. Der große slowenische Alpinist Marko Prezelj sagt einmal, dass Klettern „wie Liebemachen“ sei: Sobald Kameras dabei zusähen, werde daraus Pornografie, und „jeder Porno ist spektakulär“. Diese Einschätzung ehrt ihn; sie beweist, dass Marko keine Pornos guckt. Vielleicht erfährt er ja nie, was der Nicht-Kletterer und Kabarettist Dieter Hildebrandt letztgültig formuliert hat: „Pornografie ist so – überraschungsarm.“

Auch eine Skibrille mit integriertem LCD-Display war auf der ISPO zu sehen, denn wer kann heute noch mit der Performance zweier Augen zufrieden sein, die beim freien Fall durch das Leben keine G-Kräfte einblenden. So vieles hat sich geändert. Was sich nicht geändert hat: Wir haben



zwei Augen, zwei Füße. Ein Hirn. Alle paar Monate verdoppelt sich die Kapazität der digitalen Speichermedien und Prozessoren. Dagegen mussten ein paar zehntausend Jahre vergehen, ehe ein Gott oder der Zufall die Leitungen zwischen unseren Ohren so schlecht verlötet hat, dass sie den technischen Anforderungen einer Bergwanderung im 21. Jahrhundert unmöglich genügen. Warum sonst bräuchte man diese neuen Geräte, die einem alles zeigen, die Luftdruckverteilung in 5000 Meter Höhe, die beim kurzen Gegenanstieg zur Hütte verbrannten Kalorien, die Pulsfrequenz – gemittelt und absolut, mit exakter Zuordnung der Aufreger (Eintrag ins Gipfelbuch, Steinschlag durch driftende Gämsen) – und nicht zuletzt Myriaden von Sternchen: für Hütten, Gipfel und Wege. Noch unterwegs wird die nächste Tour geplant. Man tippt, wischt, schiebt weg. Holt sich zuerst das Sudelfeld auf den Touchscreen – reicht der Schnee schon? – und dann die Webcam auf Teneriffa. Falls auf den Pisten noch das Gras rauschaut, wäre Vulkanwandern eine Alternative. Ein Link, und man ist auf der Seite mit den Last-Minute-Flügen, will schon buchen, schaut nur noch, alte Gewohnheit, bei den Angeboten für die USA vorbei und sieht, dass auch im Flieger nach Denver, Colorado, Plätze frei sind. Sekunden später hat man es auf dem Display: Powderalarm in den Rockies! Die Bilder sind toll.

Ach, das ist schon nicht schlecht, wo man gerade ist, aber woanders ist es sicher besser.

Exkurs: Freiheit

Freiheit ist der Moment der ungeteilten Gegenwart. Das Gefühl, jetzt in der Stadt und jetzt auf dem Berg zu sein und, egal ob hier oder dort, nirgends anders sein zu wollen – allein schon deshalb, weil sich gar nicht die Frage stellt, irgendwo anders sein zu können. Was Freiheit in den Zeiten der Digitalisierung bedeuten kann, zeigt der Kinofilm „Matrix“ in seiner stillen Schlüsselszene: als sich der müde Rebell im vollen Bewusstsein seines Tuns als Bio-Batterie zurück ins System stöpseln lässt. Der Mensch wählt aus freiem Willen das Koma und opfert den Maschinen sein bisschen Energie – im Tausch gegen die Illusion, dass es ein saftiges Steak sei, das er da zu sich nimmt, und nicht die injizierte Nährlösung.

Bergsteigen ist überraschungsarm geworden. Dabei ist es egal, wo wir den pornografischen Blick in die letzte Gletscherspalte werfen, in der U-Bahn, am Arbeitsplatz oder in der Berghütte. Wir beugen die Häupter über die Touchscreens. Wir laden die gpx-Datei herunter und sehen den Track – Bayern und Franken ohne Migrationshintergrund sprechen das „Dreck“ aus –, sehen sogleich das Erlebnisderivat auf Google Earth. Wir klicken die vertagten Fotos an. Wissen alles. Brauchen später nur dem Pfeil zu folgen, der uns von Wegpunkt zu Wegpunkt führt. Auf den Bergen wohnt die Freiheit? Gehen Sie weiter. Wir sind im 21. Jahrhundert. Wir sind *technikaffin*. Der Weg ist kein Ziel, sondern die heillose Abfolge von Koordina-

Der „Dreck“ vermittelt den zeitgemäßen Zugang ins Gebirge. Wer ihm folgt, bekommt, was er bestellt hat, und wundert sich über nichts.

Das Runde muss ins Dreieckige. Als Technikaffinität zur Leitkultur erhoben, prägt das Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom den neuen Mainstream.

Fotos: © Jürgen Winkler

ten, die Tour ist ein Höhenprofil, die Leistung ein Diagramm. Unsicherheit? Keine. Vorfreude? Worauf? – wir wissen ja schon, wie es gewesen sein wird. Haben wir die eigenen Höhepunkte vermesen, teilen wir die Daten mit Friends und Followern, die woanders zum Höhepunkt gekommen sind und das ihrerseits posten.

Die hohe Form des Trackens, der lebensmüden Selbstvermessung, heißt „Quantified Self“. Dabei handelt es sich nicht, wie oft behauptet, um eine neue Bewegung, sondern um den uralten Angsttrieb der Kreatur, die sehr richtig erkennt, dass nach dem Wachsen nur noch das Sterben kommt. Und die sich deshalb mit der Frage ablenkt, ob ein Mensch, der die Eiger-Nordwand in 2.28 Stunden schafft, beim nächsten Mal vielleicht nur 2.27 Stunden brauchen wird.

Drei – Die Flucht

„Es gibt ja nur noch wenige Professionen, zu deren Ausübung man nicht eine gehörige Portion Zynismus braucht.“ Das sagte Thomas Hoof, Gründer der Manufactum-Kaufhäuser, im Interview mit dem Wirtschaftsmagazin *brand eins* im Dezember 2011. Hoof hat ein altes Gut in Schleswig-Holstein übernommen und praktiziert dort Selbstversorgung. Auf die Frage, ob es ihn nicht stutzig mache, dass die traditionelle Landwirtschaft heute vor allem von intellektuellen Städtern wie ihm propagiert werde, während die *echten* Landwirte – also die, die es wissen müssten – munter auf Hightech und Hochleistung setzten, antwortete er: „Es macht mich nie stutzig, wenn Hamster im Hamsterrad rennen und dabei keinen sonderlich nachdenklichen Eindruck machen.“

Bezahlt man heute im Bike-Dress an der Tanke, oder kauft man im Trekking-Outfit bei MPreis eine Leberkässemmel, fällt man nicht auf. Früher wäre man aufgefallen. Früher wusste man nicht nur, wo die Stadt aufhört und der Berg beginnt, man wusste auch, wann die Arbeit aufhörte und die Freizeit anfang (und wie man sich Ort und Anlass gemäß zu kleiden hatte). Eine Woche am Berg, das hieß, man lebte eine Woche „offline“; marschierten die Russen zwischenzeitlich in Afghanistan ein, dann war man so frei, es etwas später zu erfahren. Das war schön. Heute spricht der Zeitgeist aus dem Mund des Mercedes-Managers Bharat Balasubramanian. Der sagte Anfang 2012 auf der weltgrößten Messe

für Unterhaltungselektronik CES in Las Vegas: „Wenn ich offline bin, bin ich tot“. Wer bei diesen Worten auf der Stelle tot umfallen möchte, beweist damit vor allem eins: dass er springlebendig ist.

Erinnert sich noch jemand an Helmuth Zebhauser? Der langjährige Kulturbeauftragte des DAV hat den Bergsteigern früher gerne ihren Eskapismus vorgehalten. „Für viele scheint das Wochenende der einzige Zeitraum echter Lebendigkeit zu sein“, schrieb er. „Von Montag ab wird bis Freitag 15 Uhr nur wieder gewartet auf das nächste Wochenende.“ Hier hässlich, dort schön; hier der fremdbestimmte Alltag, dort das echte Leben: Wer so empfinde, meinte Zebhauser, werde verhaltensauffällig. „Übers Wochenende entgleist die sonst eingespannte Städterpsyche (...) Ich weiß den heutigen Wochentag nicht genau, aber vielleicht ist Donnerstag. Ich bin noch eingespannt. Morgen entgleise ich.“

Heute entgleist niemand mehr, und wenn doch, dann fängt ihn das Netz. Das Gebirge ist nicht länger der Freiraum, der es mal war, sondern untrennbar und aufs engste verknüpft mit der „Stadt“ und dem „Alltag“ oder wie das einmal hieß, wovor man früher fliehen konnte. Aus der Gegenwelt des Stadtflüchters Rousseau ist eine Benutzeroberfläche geworden: Allen Zaubers entledigt, existiert sie als Ort des planvollen Konsumierens und technischen Dokumentierens. Gehen wir auf Tour, laden wir vorher Akkus. In den Hütten suchen wir zuerst die Ladekabel für unsere verschiedenen Geräte und dann, zusammen mit anderen Bergfreunden, die Steckdosen. Wir achten darauf, dass wir anständig aussehen und die richtigen Sachen tragen. In den Hütten haben wir Halbpension, und wir duschen, denn wo Duschen sind, rümpft man die Nase über den, der sie nicht benutzt. Zu Hause, zurück vom Berg, laden wir die Akkus und arbeiten, als wären wir nicht weg gewesen. Wir bearbeiten Bilder und Tracks, taggen die Fotos, posten Tipps und Clips. Wir netzwerken sozial, manchmal auch mit der Familie, und verlängern die Timeline auf Facebook. Wir laden Akkus. Und wir bestellen im Webshop noch schnell dieses preisreduzierte Performance Shell, das wir zwei Tage später zu den anderen sieben Jacken in den Schrank hängen werden.

Die Digitalisierung hat die alten Wissenseliten gestürzt und den Bergbauern das Fenster zu Wiki-



pedia und Ebay aufgestoßen: das ist überwiegend gut; sie hat uns alle zu Messies gemacht: das ist ganz und gar schlecht. Nie war der Schritt vom Haben-Wollen zum Haben-Werden kürzer. Wer seine Festplatten, Schränke und Kellerabteile zumüllen möchte, hat dazu in Tittenkofen (das liegt hinter Erding) genau dieselben Gelegenheiten wie in München. Denn es geht doch gar nicht um Stadt, Land oder Berg, um Griechenland, Italien und den Euro, sondern darum, die *hot offers* abzugreifen, bevor das ganze System auseinanderfliegt, in dem wir es uns alternativlos eingerichtet haben. Statistiker sagen, dass jeder erwachsene Deutsche im Durchschnitt 10.000 Dinge besitzt, Dinge, die man anfassen kann. Womit wir beim grandiosen Euphemismus der Cloud sind, denn auch diese „Wolke“ kann man ja anfassen – den gigantischen Verbund stromfressender Serverfarmen, die nötig sind, um immer schärfere Helmkamera-Pornos auf Facebook zu stellen oder Fotos von den betrunkenen Freunden oder auch den an vielen Feierabenden mühevoll korrigierten GPS-Dreck.

Sorgen bereitet nur der Umstand, dass digitaler Speicherplatz einfacher zu verdoppeln ist als analoger. Die Ausrüstungsschränke platzen aus allen Nähten. Hamstern ist Bürgerpflicht, selbst wenn man unmöglich acht Jacken übereinander anziehen kann. Und es geht immer weiter. Der Alpenverein hat bald eine Million Mitglieder. Die

müssen immer öfter neue Jacken, Hosen und Rucksäcke haben, größere Festplatten, schnellere Smartphones, mehr Apps. Um weiter zu laufen und zu kaufen, zu taggen, zu tracken und zu posten. Hamster im Rad. Nicht nachdenklich.

Was tun? Man könnte sich einen Bart wachsen lassen wie Bätzing. Man könnte durch die Internet-Foren trollen, antikapitalistisches Gedankengut verbreiten und zu Flashmobs in Berghütten und Outdoor-Kaufhäusern aufrufen. Man könnte auch still über seine persönliche Freiheit im Gebirge nachdenken und wie viel sie einem bedeutet. Versuchen, ob es möglich ist, auch ohne Weisung aus dem Orbit einen Schritt vor den anderen zu setzen. Staunen darüber, dass es geht. Sehen lernen. Erfahren, wie viel Zeit man gewinnt, wenn man die Cloud vergisst und stattdessen in die Wolken schaut.

Eskapismus ist vielleicht doch nicht so schlecht. Als die Bergsteiger noch blöd aussahen in ihren alten Kniebundhosen aus Loden und Breitcord, den Tischtuchhemden und den mehrfach wiederbesohlenen Lederschuhen, im Jahr 1970, erschien „Zurück in die Berge“, das Wutbuch des jungen Reinhold Messner. Bald ein halbes Jahrhundert später wäre es Zeit für den Nachfolger. Wer immer ihn schriebe: auf dem Umschlag müsste der Cerro Torre zu sehen sein. Der Berg als hochgereckter Mittelfinger. Es wäre ein Anfang.

**Wer sieht blöd aus?
Kniebundhose und
Zwiegenähte sind längst
Insignien der Avant-
garde, die sich ihre
Freiheit zurückholt.**

© Simon Schels



Beinlos klettern

Wie der amerikanische Bio-Physiker und Alpinist Hugh Herr den Herausforderungen des Schicksals begegnet

>> **Lars Abromeit**

Beinlos klettern – für den Biophysiker Hugh Herr ist das normal, seit er bei einem Alpinunfall beide Unterschenkel verloren hat. Und seine Hightech-Prothesen werden die Natur womöglich bald übertreffen. Herr sagt den Aufstieg des Robo sapiens voraus: „Ich bin ein Zukunftsmodell. Mensch und Maschine sind dabei, zu verschmelzen.“

Quincy bei Boston, in Massachusetts. So könnte es gehen: erst ein paar Meter zwischen den Türmen empor, dann die linke Hand in den Riss klemmen, die Hüfte verdrehen, hoch antreten, den Körperschwerpunkt zur Seite verschieben. Vorsichtig aufstehen, das Gleichgewicht wiederfinden. Und weiterklettern.

Professor Hugh Herr blickt die Steilwand hinauf, die wie ein gestrandeter Schiffsbug vor ihm in den Himmel ragt: Gut 20 Meter hoch ist sie, abweisend, glatt, eine Bastion aus Granit. Unüberwindbar, könnte man meinen. Der Professor aber steckt in Gedanken bereits mittendrin. Er spielt die Züge durch, die ihn zum Gipfel hinaufbringen sollen, er wägt die Risiken seiner Bewegungen ab, den Verschleiß seiner Kräfte. Er verrechnet sich, setzt neu an, denkt sich im Kopf zentimeterweise nach oben. Vielleicht doch etwas früher nach rechts, direkt in die überhängenden Platten hineinqueren? Er legt seinen Klettergurt an, sortiert Karabinerhaken. Dann bindet er sich in sein Sicherheitsseil ein.

Hugh Herr, 46 Jahre alt, das blasse Gesicht frisch rasiert, die Haare gescheitelt, klettert nicht, um sein Leben aufs Spiel zu setzen, oder aus Sucht nach berauschendem Adrenalin. Er ist Wissenschaftler. Am Nachmittag muss er noch ins Labor; das beharrliche Klingeln von neuen E-Mails auf seinem Mobiltelefon ermahnt ihn, wie viel Arbeit dort wartet.

Was ihn nach Quincy gelockt hat, ist die Herausforderung der Physik. Die Komplexität der Bewegungen im Gestein inspiriere ihn, sagt er. Felswände zu zerlegen wie mathematische Formeln, die menschliche Biomechanik an ihre Grenzen zu führen und darüber hinaus – davon ist er besessen. Am Massachusetts Institute of Technology (MIT) in Cambridge, der weltweit renommiertesten Forschungsstätte des Faches, untersucht Herr ein von vielen für selbstverständlich erachtetes, aber von wenigen auch nur annähernd verstandenes Kunstwerk: die Motorik des Homo sapiens. In den Labors misst er mit seinen Studenten, wie Hunderte Muskeln beim Gehen und Rennen, Springen und Klettern zusammenspielen. Er berechnet die Kräfte, simuliert in Computermodellen die Sehnen und Nervenbahnen, Reflexe und Energieströme. Vor allem aber fragt sich Herr, wie die Biologie zu kopieren wäre. Wie all die Prozesse, die im menschlichen Körper bei jedem Schritt, je-

der Drehung, jedem Sprung unbemerkt ineinandergreifen, durch Computer gesteuert werden können: Er träumt von Prothesen, mit denen Unfall- und Kriegsoffer ihre Bewegungsfreiheit zurückerlangen.

Er, der Biophysiker, ist überzeugt, dass wir am Beginn eines neuen Zeitalters stehen. „Mensch und Maschine sind dabei, zu verschmelzen“, sagt er. Schon jetzt könnten sich einige seiner Hightech-Prothesen, künstliche Kniegelenke und Füße etwa, mit ihren natürlichen Vorbildern messen. Bald würden sie diesen gar überlegen sein. Gehört die Zukunft dem Robo sapiens? Und wie viel Technik verträgt der Mensch? Wenige haben darüber so viel nachgedacht wie Hugh Herr, wenige sind in diesen Wandel persönlich so tief verstrickt. „Es kann losgehen“, sagt er, als er den Weg durch die Felsen endlich zu überblicken glaubt. Er nimmt einen Inbusschlüssel aus seiner Hosentasche. „Ich muss mir nur noch die Beine anschrauben.“

Der Tag, der Hugh Herr in die Biophysik treiben wird

Mount Washington, in New Hampshire, 29 Jahre zuvor. Der Tag, der Hugh Herr in die Biophysik treiben wird, beginnt windig und kalt. Der Wetterbericht hat Sturmböen angekündigt; aber die zwei Alpinisten, die am 22. Januar 1982 zur Südwestflanke des von Frost überzogenen Berges aufbrechen, wollen sich davon nicht abschrecken lassen. Sie sind gut ausgerüstet, und sie haben schon schwerere Routen gemeistert. Der ältere der beiden, der 20-jährige Jeffrey Batzer, glänzt vor allem durch Ausdauer. Sein Partner, Hugh Herr, ist zwar erst 17 Jahre alt, als Alpinist aber zählt er zu den größten Talenten der USA. Mit zwölf hat er nahe seiner Heimat in Pennsylvania begonnen, durch ausladende, glatte Felsendächer zu turnen. In der Schule lässt er sich seither hängen; im Yosemite Valley und in den Felsen von Shawangunks, einem Mekka der Sportkletterer an der Ostküste, erarbeitet sich „Baby Huey“, wie man ihn nennt, jeden Sommer dafür umso verbissener Respekt an glatten, gefährlichen Wänden.

Am Mount Washington wollen die beiden Freunde sich in einer Eisrinne erproben. Sie sind früh unterwegs, doch um noch schneller voranzukommen, beschließen sie, unterwegs ihre Biwak-ausrüstung zu deponieren. Beim Abstieg könnten

Die mit Gummisohlen beklebten „Entenpatschen“ aus Kunststoff und Aluminium gehören zu den einfacheren Entwicklungen aus Hugh Herrs Prothesenlabor. Sie sind zum Klettern geschaffen und bieten Halt auch auf schmalen Felsvorsprüngen.

Alle Fotos © Andrew Kornylak/
Aurora Photos



sie Schlafsäcke und Verpflegung wieder aufsammeln, glauben sie. Und als die beiden nach anderthalb Stunden die obersten Eisskulpturen erreichen, ihr ursprüngliches Ziel, ändern sie übermütig noch einmal den Plan: Sie wollen weiter zum Gipfel, er wirkt so nah. Der Weg führt die Alpinisten genau in den Sturm hinein.

Orkanböen peitschen auf sie ein, Schneewehen vernebeln ihnen die Sicht. Bereits nach einer Viertelstunde wird ihnen die Aussichtslosigkeit ihres Vorhabens klar: Batzer und Herr flüchten hastig zurück, taumeln in die Tiefe. An der Baumgrenze hoffen sie Schutz zu finden. Doch als sie diese erreichen, müssen sie erkennen, dass sie auf die falsche Seite des Berges geraten sind; in den drehenden Winden haben sie völlig die Orientierung verloren. Ihre Ausrüstung, die Schutzhütte, die nächste Straße – all dies befindet sich unerreichbar weit weg im Südwesten. Vor ihnen hingegen liegt nur eisige, leere Wildnis.

Drei Tage lang suchen die Freunde nach einem rettenden Pfad. Sie queren Schneefelder, in denen sie bis zur Brust versinken und nur mit Schwimmbewegungen weiterkommen; sie waten durchs Unterholz, das sich wie Fangschlingen um ihre Beine legt. Nachts, bei Temperaturen tiefer als 20 Grad Celsius unter null, schlafen sie in selbst gegrabenen Schneelöchern. An einem Flusslauf bricht Herr zweimal bis zu den Knien ins Eiswasser ein. Was die beiden nicht ahnen: Auf der anderen Flanke des Berges hat ein Rettungsteam mit der Suche begonnen. Dass die Vermissten jedoch über die nordöstliche Flanke abgestiegen sein könnten, kann sich keiner der Helfer vorstellen.

Erst am 25. Januar, als der Wind nachlässt, trifft dort eine Wanderin auf verworrene Fußspuren. Sie folgt ihnen – und entdeckt die Verschollenen zusammengekauert in einer Felsnische. Sie hatten sich bereits aufgegeben: Ihre Gesichter sind grau, ihre Lippen zersprungen. Die Erfrierungen lähmen sie. Ein Hubschrauber fliegt die beiden ins Krankenhaus, aber die Kälte lässt sich nicht abschütteln: Die Beine der Alpinisten erholen sich nicht mehr vollständig. Muskeln sind abgestorben, Gewebezellen vom Frost ausgefressen, vom Wundbrand verfault. Batzer verliert seinen linken Fuß, fünf Finger sowie die Zehen des rechten Fußes. Bei Herr müssen beide Beine amputiert werden, unterhalb seiner Knie. Als der Junge die

Stümpfe sieht, weint er nächtelang. Und als wären die Bergsteiger nicht schon genügend bestraft, nehmen sie vom Mount Washington auch eine moralische Last mit: Ein Helfer des Rettungsteams, der 28-jährige Albert Dow, ist bei der Suche nach ihnen von einer Schneelawine zerdrückt worden.

Es dauert Monate, bis Hugh Herr mit dem Schicksal zu leben lernt. Der Anblick der Stümpfe, Phantomschmerzen, Scham, Fragen und Alpträume höhlen ihn innerlich aus. Ist es gerecht, dass ich lebe und ein anderer für mich sterben musste? Und lohnt sich das Leben überhaupt noch, ohne Beine?

Lohnt sich das Leben überhaupt noch, ohne Beine?

In den ersten Wochen nach seiner Rettung redet Herr kaum. Er denkt ans Bergsteigen: Zu viel hat ihm die Arena der Vertikalen bedeutet. Es ist die Welt seiner Freunde, seiner besten Momente. An ihr beschließt er, sich wieder aufzurichten.

Schon im Krankenhaus übt er Klimmzüge an einem Arm. Und noch bevor er mit seinen steifen Prothesen zu gehen gelernt hat, zieht er sich, von seinem Bruder gesichert, zu Hause an Felswänden hoch. In die Höhe zu steigen erscheint ihm einfacher, als durch flaches Gelände zu laufen. Vor allem aber beginnt er, in seinem verkrüppelten Körper noch etwas anderes als einen Schicksalsschlag zu sehen: einen gewaltigen Vorteil. Jetzt kann er sich Beine nach seinen Wünschen erbauen. Er

flossen, die auf Granit haften. Scharniere für Steig-eisen, um über Gletscherwände zu kraxeln.

Von den Möglichkeiten der Technik beflügelt, kämpft sich Herr, „The Mechanical Boy“, wie er inzwischen genannt wird, an die Spitze der Sportkletterszene zurück. Im Herbst 1983, anderthalb Jahre nach seinem Unfall, hat er einen Wendepunkt überschritten: Mit seinen künstlichen Beinen klettert er besser als früher mit seinen gesunden. Einige seiner Routen sind derart kraftraubend, dass es jahrelang niemandem gelingt, sie ihm nachzusteigen. Mit dem Erfolg wächst Herrs Selbstbewusstsein, aber er kommt nicht zur Ruhe. Andere Bergsteiger werfen ihm vor, im Wettbewerb um die schwierigsten Aufstiege mit seinen Kunstbeinen zu betrügen. Er hingegen verflucht vielmehr die Unzulänglichkeit seiner Konstruktionen. Die groben Plastikmanschetten schmerzen, sie scheuern die Haut seiner Beinstümpfe auf. Nachts träumt er, meilenweit gegen den Wind anzurennen. Oder vom Tod Albert Dows, des verunglückten Bergführers am Mount Washington.

Von Schuldgefühlen getrieben, irrt er rastlos von einer Felswand zur nächsten, sucht Bestätigung, eine Rechtfertigung seines Daseins vielleicht, die über den Alpinismus hinausgeht. Und er findet sie schließlich in einer Welt, die ihm bis dahin nie viel bedeutet hat: in der beruhigenden, körperlosen Klarheit der Mathematik.

Quincy, Massachusetts. Der Professor klemmt seine neuesten Kletterbeine, zwei abgerundete,

Selbst wenn er könnte – seine Kunstbeine würde Hugh Herr nicht mehr gegen echte tauschen. Seine Prothesen werden die Natur womöglich bald übertreffen: „Je älter ich werde, umso besser wird mein Bewegungsspielraum.“

*„Ich bin nicht behindert“, denkt Herr,
„nur meine Standard-Prothesen sind es“*

kann seine Körpergröße verändern. Er wiegt gut sechs Kilogramm weniger, schafft dadurch mehr Klimmzüge. Sogar die Form seiner Füße lässt sich je nach Kletterroute bestimmen.

„Nicht ich bin behindert“, denkt Herr, „nur meine Standard-Prothesen sind es.“ Also baut er sich neue: Füße mit dolchartigen Spitzen etwa, die selbst auf winzigen Vorsprüngen Halt finden. Langstielige Beine für Routen mit weit auseinanderliegenden Trittlöchern. Abgerundete Gummi-

mit Gummisohlen beklebte Entenpatschen aus glasfaserverstärktem Kunststoff und Aluminium, in einen winzigen Felsriss und drückt sich hoch.

„Das alte Modell war stabiler“, schimpft er. In vier Meter Höhe muss er mit seinem Inbusschlüssel die Schrauben nachziehen. Er kommt langsam voran. Viel zu selten findet Herr mittlerweile die Zeit, im Gestein zu trainieren. Er ist verheiratet, hat zwei Kinder, und die Zeit im Labor lässt ihn meist wenig schlafen.

Wir stehen vor einem neuen Zeitalter, glaubt Professor Herr: „Mensch und Maschine sind dabei, zu verschmelzen.“ Immer perfekter lassen sich Computerchips und Motoren mit den Nerven, Muskeln und Knochen der Patienten verbinden. Werden wir in ferner Zukunft Körperteile so leicht ersetzen können wie die Teile eines Autos?



Keine Felswand der Welt habe ihn je so gefordert wie seine Arbeit am MIT, sagt er. „Um hier zu bestehen, musst du in deinem Fach stets der Beste sein. Dieser Ort zwingt zur Ungeduld.“ Im interdisziplinären, auf Technik-Verehrung gegründeten „Media Lab“ des Instituts leitet Herr die Abteilung „Biomechanics“, einen Forscherzirkel mit besonders ambitionierten Visionen: Hier wachsen Maschinen heran, die den menschlichen Körper befreien sollen von den Defiziten der Anatomie. Hier wird der „Mensch 2.0“ entworfen, eine neue, technisch aufgerüstete Version der Spezies Homo sapiens.

Auf dem Weg dorthin haben die Ingenieure schon mehr als ein Dutzend spektakulärer Erfindungen konstruiert: computergesteuerte Kniegelenke etwa. Elektrische, am Fußknöchel haftende Gehhilfen, mit denen lahrende Schlaganfallpatienten wieder natürlich voranschreiten können.

Oder schwimmende Roboter, die von Muskelzellen in Bewegung gesetzt werden. Die neueste Errungenschaft der MIT-Forscher ist der PowerFoot, eine motorisierte Beinprothese, die Hugh Herr im Büroalltag trägt und in Quincy am Ein-

stieg zur Felswand zurückgelassen hat. Der PowerFoot ist ein tragbarer Roboter.

Als erste Prothese der Welt drückt er seinen Besitzer bei jedem Schritt aktiv vorwärts – so wie es Sehnen und Muskeln täten, die beim Auftreten Energie speichern und anschließend in neue Schubkraft verwandeln. Auch Bordsteine oder andere Hindernisse kann der Metallfuß überwinden: Zwölf Sensoren prüfen und regulieren 500-mal pro Sekunde die exakte Position der Prothese, Beschleunigung und Gelenkdrehung. Ist eine Rampe zu überwinden, drückt der PowerFoot seinen Besitzer aufwärts. Lehnt man sich indessen an eine Wand oder schlägt sitzend die Beine übereinander, entspannt sich der Kunstfuß und stellt auf Stand-by.

Selbst Experten könnten die Gehbewegung mit solchen Prothesen nicht von der mit natürlichen Beinen unterscheiden, sagt Herr. Genau davon hat er nach seinem Unfall geträumt: Die Behinderung löst sich auf. Sie verschwindet, so wie eine Sehschwäche von Kontaktlinsen überspielt wird oder ein schwächelnder Herzmuskel durch ein Metallimplantat.

„Noch in diesem Jahrhundert werden alle körperlichen Behinderungen durch Technologie zu beheben sein“, glaubt Herr. „Die Grenzen liegen allein in der menschlichen Vorstellungskraft.“ Er redet leise und mit mechanischer Gleichmäßigkeit, ohne Höhen und Tiefen, und er wählt seine Worte so schnell und exakt, als rufe er sie als Daten aus einem Rechner ab. Als sei die Vision, Mensch und Maschine zusammenzufügen, bereits ein Stück weit verwirklicht.

Die Technik der Prothesen wird die Welt verändern

Dem Professor bleibt wenig Zeit. Der bisherige Homo sapiens mag behutsam herangereift sein, allein die Entwicklung des aufrechten Ganges hat die Evolution einige Jahrmillionen gekostet. Hugh Herr aber will sie nun überholen: Auch gesunde Menschen, sagt er, würden sich bald nach bionischen Apparaten sehnen, um ihre Anatomie zu verbessern. In einigen Lebensbereichen hat diese Zukunft bereits begonnen.

So wie Bergsteiger einst den „Mechanical Boy“ um seine formbaren Füße beneideten, schielen nun Sportfunktionäre auf den südafrikanischen

400-Meter-Läufer Oscar Pistorius, der mit seinen Karbon-Beinen an den Olympischen Spielen teilnehmen möchte. Treibt ihn „Techno-Doping“ gar bis aufs Siegerpodest?

Das Labor von Hugh Herr konnte messen, dass künstliche Beine einem Leichtathleten bislang keinen unfairen Vorteil verschaffen, sondern nur Nachteile halbwegs ausgleichen. Aber die Technik der Biomechanik schreitet mit solchem Tempo voran, dass Herr behauptet: Selbst wenn er die Geschichte zurückdrehen, die Tragödie am Mount Washington ungeschehen machen könnte, würde er seine Kunstbeine nicht mehr eintauschen wollen. „Ich bin ein Zukunftsmodell“, sagt der Professor. „Je älter ich werde, umso besser wird mein Bewegungsspielraum.“

Wer könne das schon von sich behaupten? Oder, anders gewendet: „Würden Sie einen alten Computer kaufen, den man nicht einmal aufrüsten kann?“ Um auch gewöhnlichen Menschen das Leben zukünftig zu erleichtern, arbeitet die MIT-Gruppe an zerlegbaren, an Armen und Beinen fixierten „Automobilen“ zur schnellen Fortbewegung. Oder an einem Exoskelett, das, außen am Körper getragen, die Kräfte von Becken und Wirbelsäule erweitert. Feuerwehrleute etwa sollen damit unbeschadet aus dem zweiten Stock eines brennenden Hauses springen können, Katastro-

phie gut da. Die Schwerkraft ergreift ihn, sein Bein rutscht vom Fels. Für einen Moment scheint er abzustürzen. Aber: Er fängt sich. Packt verzweifelt nach einer Gesteinsschuppe, findet mit seinen Stelzen erneut festen Halt, klippt einen Sicherungshaken ein, atmet zweimal tief durch.

Es sind solche Momente, in denen sich offenbart, was Herrs Prothesen noch fehlt. Sie können unregelmäßige Dellen, Texturen und Neigungen nicht erspüren. Und sie vermögen auch nicht innerhalb weniger Millisekunden reflexhaft auf unvorhergesehene Situationen zu reagieren: Sie sind nicht mit den Nervenbahnen verbunden.

Diese Kluft noch zu schließen, Mensch und Maschine endgültig aneinanderzukoppeln, ist der große Traum der Prothetik-Forscher. Schon heute lassen sich Mikrochips ins Gehirn implantieren und erlauben es querschnittsgelähmten Patienten, einen Computer durch bloße Gedanken zu steuern. Auch Herr hat in Experimenten bereits eine Beinprothese mit seinem Willen gelenkt. Aber noch hat kein Team der Welt einen Weg gefunden, Nervenbündel, Sensoren und Muskeln für Gliedmaßen sauber und alltagstauglich mit Technik zusammenzuschließen.

Ein paar Meter noch. Herr streckt den Oberkörper zur Kante der Felswand hinauf, er zieht seine Beine nach. Dann ist er oben. Am Gipfel.

Hier wird der „Mensch 2.0“ entworfen, eine neue Version der Spezies Homo sapiens

phenhelfer oder Soldaten spielend leicht 30-Kilogramm-Lasten tragen, gebrechliche Senioren sicher zum Bäcker spazieren.

„Aus der Technik der Gehprothesen werden sich intelligente Transportmittel entwickeln“, meint Herr. „Sie werden die Welt verändern.“ Wie weit dieses Ziel noch entfernt ist, lässt sich am besten an winzigen Felsleisten wie in Quincy erkennen. Dort, im Granit, schwebt Hugh Herr mittlerweile zwölf Meter über dem Boden, die rechte Hand um einen Steinblock geklammert, das rechte Kunstbein auf einem hauchdünnen Vorsprung platziert. Seine Finger verkrampfen, er steht nicht

Genießen aber kann er ihn nicht. Er will zurück an den Rechner.

Man müsse sich immer wieder bewusst machen, sagt Herr, dass Millionen von Menschen allein durch Prothesen schmerzfrei den Alltag bewältigen können. „All meine Energie dafür einzusetzen, mich bis an den Rand der Erschöpfung zu fordern, das schulde ich Albert Dow.“ Vielleicht wird Hugh Herr seine Ruhe finden, wenn er die Felsen irgendwann unter den künstlichen Fußsohlen fühlen kann, wahrscheinlich aber wird er immer weiter und weiter klettern: Stehen zu bleiben wäre für ihn eine untolerierbare Schwäche.

Dieser Text ist unter dem gleichen Titel erstmals im Magazin GEO 1/2011 erschienen. Der Wiederabdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Gruner+Jahr AG & Co KG.

„Real Life is Outdoor“

Zu Gast im „ultimativen Outdoor-Playground“
am Eingang des Ötztals

>> **Tom Dauer**

OUTDOOR THE ULTIMATE
PLAYGROUND

WWW.AREA47



Ich hatte mich einfach nicht richtig informiert. Und jetzt stand ich da mit meinem kleinen Menschen, an der AREA 47, dem ULTIMATE OUTDOOR PLAYGROUND am Eingang des Ötztals. Über uns – also unter der 27 Meter hohen Brücke über die Ötztaler Ache – balancierten, stakten und hangelten Menschen durch einen Hochseilgarten. Eine Frau schwang, am Seil hängend und kreischend, tarzangleich über den Vorplatz. Hinter dem Kassenhäuschen war bereits eine riesengroße Wasserrutsche zu sehen. Alles schien Spaß zu versprechen, viel Spaß – bloß nicht für einen Sechsjährigen, der zwar vor Kraft und Unternehmungslust strotzt, aber eben auch sechs Jahre zu jung ist, um das Mindestalter für *das volle Programm* zu erreichen. Der kleine Mensch brach in Tränen aus. Er hatte sich doch so gefreut. Wie Kinder sich eben freuen. Unbedingt und unbedarft.

Jetzt aber war die Erregung in große Enttäuschung umgeschlagen, und ich fühlte mich schlecht – „Papa, du hast es mir aber versprochen!“ Dazu kam, dass ich bereits mit einem schlechten Gewissen nach Tirol gereist war. Schließlich gehört es sich nicht für einen Alpinisten, der etwas auf sich hält, einen dieser Vergnügungsparks zu besuchen, die aus den Alpen den „Funpark Alpen!“ machen – so der Titel einer Broschüre, die von Mountain Wilderness herausgegeben wird. In der „Dokumentation einer bedenklichen Entwicklung“ listet die Naturschutzorganisation 35 Skywalks, Alpine Coaster, Skyglider, Aussichtsplattformen und sonstige Installationen auf, die allesamt mit dem Ziel gebaut wurden, den alpinen Sommertourismus anzukurbeln. Darunter auch die AREA 47, vor deren Eingang ich nun stand, an der Hand einen weinenden Buben.

In meiner Ratlosigkeit bot ich dem kleinen Menschen an, er dürfe ein Spezi trinken, zum Trost. Wir setzten uns auf die Terrasse des *Lakeside Restaurant*, von der aus man einen guten Blick hat auf die *Water Area*. In den wohl sportlichsten 20.000 m² der Welt gibt es wurmartig gewundene Riesenrutschen, eine Deep-Water-Boulderwand, eine über dem Wasser gespannte Slackline und eine Rampe, von der man mit Ski oder Snowboard ins Nass springen kann. Direkt vor unseren Augen übte sich eine Gruppe junger Männer im BLOBBING. Beim größten Nervenkitzel, den man sich auf und vor allem über dem Wasser gönnen kann, springt der Jumper

von einem Turm auf ein Ende des *Blobs* – eines rot-gelb-blau gestreiften Gummischlauchs – und katapultiert damit den *Blobber* meterhoch in die Luft, worauf dieser ins kalte Wasser platscht.

Die Männer juchzten, jodelten und grölten vor Begeisterung. Die Terrassengäste feierten jeden gelungenen *Blob* mit Olé-Rufen. Der kleine Mensch war so fasziniert, dass er seinen Kummer – und sogar sein Spezi – vergaß. Was für eine Gaudi! Und sicherlich war ich der Einzige, der an die Mountain-Wilderness-Broschüre dachte, in der steht, das vielfältige Angebot der AREA 47 werde „besonders gerne von Jungmänner-Gruppen angenommen“, weshalb „das Treiben dort an ‚Ballermann in den Bergen‘“ erinnere. Als die *Blobber* aus dem Wasser stiegen, strahlten sie, und in ihren Gesichtern machte sich ein fettes Grinsen breit. Sie waren glücklich. Ich kam mir vor wie ein Spielverderber. Wie ein Neidhammel, der den anderen das Vergnügen nicht gönnt, an dem er aus irgendeinem Grund nicht teilhaben kann oder will.

Was ist ein Naturerlebnis?

„Status Quo rockt die AREA 47“, „AREA 47 plant Spektakel“, „Startschuss für heißen Event-Sommer“, „Party geht bis vier Uhr früh“, „Rockende Biker und tanzende Beats“ – so oder so ähnlich lauteten im Frühsommer 2012 die Schlagzeilen, mit denen die lokale Presse die dritte Sommersaison im *neuen Highlight* ankündigte. Ich für meinen Teil weiß nicht, ob Konzerte von *Status Quo*, den *Simple Minds*, *Opus* und *Zucchero*, die seit Jahrzehnten vorhersehbar den kleinsten gemeinsamen Nenner des internationalen Musikgeschmacks bedienen, wirklich kulturelle Höhepunkte sind. Klar ist mir dagegen, dass ein derart beworbener und bespielter Ort nichts mehr zu tun haben kann mit einem klassischen Verständnis von Naturerlebnissen – oder meinerwegen auch von *Outdoor Activities*. Diese zeichnen sich doch dadurch aus, dass man in relativer Abgeschlossenheit und mit möglichst wenigen Hilfsmitteln aus eigener Kraft ein selbst gestecktes Ziel zu erreichen sucht, wie auch immer dieses aussieht. Dazu bewegt man sich in einer Umgebung, die durch ihre Stille, Wildheit und Ausgesetztheit etwas Anrührendes hat. Zum Beispiel in den Bergen, die vielerorts quasi das Gegenteil sind von einer sechs Hektar großen *Adrenalin-Tankstelle*. Dass man Berge und Vergnügungspark, Na-

Auch wenn die Werbeslogans anders klingen – mit einem klassischen Verständnis von Naturerlebnis haben moderne Freizeitparks wie die AREA 47 meist nicht mehr viel zu tun.

Alle Fotos © Gerhard Heidorn



„Playground of Europe“
– Hochseilgärten,
Skywalks, Funparks und
andere Installationen
boomen alpenweit.

tur und *Event Arena*, Öztaler Alpen und Öztaler AREA 47 dennoch miteinander vergleicht, liegt daran, dass die eine im anderen eingebettet ist. Und dass man hier wie dort Dinge tun kann, die sich zumindest ähnlich sind: klettern, von weit oben ins Wasser springen, an Seilen schwingen und gleiten.

Es ist wohl diese räumliche und inhaltliche Nähe, die Alpenliebhaber aller Couleur ins Grübeln, manche gar zur Verzweiflung bringt. Und die dazu führt, dass ein Projekt wie die AREA 47 von den einen geliebt, von den anderen – na ja, vielleicht nicht gehasst, aber doch geächtet wird. So stehen auf der einen Seite 25.000 Menschen, die 2011 in den Zimmern, Lodges und Tipis der AREA 47 übernachteten und dabei 4,5 Millionen Euro Umsatz generierten. Und auf der anderen Seite steht ein aufrechter Mann wie Peter Haßbacher, Referatsleiter Raumplanung und Naturschutz beim Oesterreichischen Alpenverein (OeAV), der zu mir sagt: „So ein Großkampffplatz hat an so einer Stelle absolut nichts zu suchen.“

Ich gebe zu, ich war etwas verwundert. Die AREA 47 liegt ja dort, wo die Öztaler Ache dem Inn entgegenmündet. Das ist verkehrstechnisch günstig: Anfahrt über die A12 Inntalautobahn, Zufahrt über die B186 bis zum ersten Kreisverkehr, dort gleich rechts durch den Torbogen und auf neu angelegter Straße hinab zum Parkplatz, der Hunderte Autos fasst. Das Tal ist sehr eng an dieser Stelle und über den Köpfen der Besucher schneidet die Öztaler Achbrücke, auf drei monströsen Pfeilern ruhend, den Himmel. Man fühlt sich etwas eingeeengt an dieser Stelle, nicht so selbst-

verständlich befreit wie andernorts in freier Natur. Und es ist nicht auf den ersten Blick erkennbar, wen oder was die AREA 47 an ihrem Standort stören sollte.

Tatsächlich grenzt das *Outdoor Highlight* aber direkt an das Naturschutzgebiet Tschirgant-Bergsturz. Etwa 3000 Jahre ist es her, dass aus der Weißwand ein gewaltiger Bergsturz ins Inntal niederging, dessen Trümmer fünf Kilometer weit ins Ötztal hineingeschleudert wurden und eine Fläche von sieben Quadratkilometern unter sich begruben. Das war ein geologisch einzigartiges Ereignis. Heute leben dort, in trockenen Kiefernwäldern und zwischen dolinenartigen Gebilden, eine Reihe geschützter Tierarten. Die Gegend ist bekannt für ihren Orchideenreichtum und eine Vielfalt subalpiner Pflanzen. 2009 wurde sie von der Tiroler Landesregierung zum Schutzgebiet ausgewiesen.

Das hätte Peter Haßbacher eigentlich freuen müssen. Stattdessen lehnt er – nachzulesen in einer Stellungnahme des OeAV zum Entwurf des Naturschutzgebietes – „derartige Ausweisungen als Ausgleichsmaßnahmen für bereits erfolgte Projektgenehmigungen grundsätzlich ab“. Haßbacher zufolge diene das Schutzgebiet lediglich der „Kompensation“. Ein Feigenblättchen für ein Mammutprojekt, dass dank einer moderaten Umweltverträglichkeitsprüfung „in einen sehr sensiblen Naturraum hineingestampft wurde“. Weshalb es nun zwar eine Schutzzone gibt, zugleich aber auch „Lärm, Gegröle und Abgase, die es vorher nicht gegeben hat. Da wäre mir der vorhergehende Zustand allemal lieber gewesen.“



Inzwischen hatte der kleine Mensch seine Steinofenpizza im *Lakeside Restaurant* aufgegessen und wir schlenderten noch ein bisschen über das Areal. Über uns raste ein Mann die 350 Meter lange *Flying Fox* entlang. Aus dem *Cannonball* wurde ein Kerl herauskatapultiert, um nach zehn Metern Flug im Wasser zu landen. Ein Skifahrer in T-Shirt und Surfshorts nutzte die *Water Ramp* für seine Kunstflüge. Ich kam mir vor wie in einer Modelleisenbahn-Landschaft, in der sich andauernd irgendwo etwas bewegt und man gar nicht mehr weiß, wo man hinblicken soll. Bis man enttäuscht feststellt, dass sich die Abläufe auf immer und ewig wiederholen.

Vielleicht ist es ja so, dass der Bau der AREA 47 Teil eines groß angelegten Konzeptes ist: Und dass am Taleingang Brot und Spiele geboten werden, um den Outdoor-Pöbel abzufangen. Peter Haßlacher vermutet: „Anscheinend ist es jetzt so Sitte, dass man in den Tälern sehr viel verdient. Das Geld wird aber nicht dort wieder investiert, sondern am Taleingang in Rummelplätze hineingepulvert.“ Wäre das eine gute Idee? Oder anders betrachtet: Ist es nicht einfach schön, dass ein zufriedenes Lächeln um die Münder der Menschen spielt, die die AREA 47 verlassen, nachdem sie sich in der *Event*, *Climbing* oder *Water Arena* ausgetobt haben? Man muss ja keine Analogie zum bhutanesischen Bruttosozialglück herstellen, aber die Frage, ob es die wirtschaftliche Entwicklung positiv beeinflusst, wenn Arbeitnehmer am Montag Morgen dank Adrenalin und Endorphin mit ausgeglichenerem Hormonhaushalt ins Büro kommen,

wäre doch mal eine Untersuchung wert. Ich suche den Blickkontakt zu meinem kleinen Menschen. Er ist jetzt hellauf begeistert von dem, was um ihn herum passiert. Manchmal wünsche ich mir, ich besäße noch immer die Gabe, die Welt mit Kinder-Augen zu betrachten. Dann könnte man an einem Ort wie der AREA 47 hemmungslos spielen.

Es ist ja auch nicht so, dass die Vorstellung der Alpen als Abenteuerspielplatz gänzlich neu wäre. Schon 1871 veröffentlichte der britische Kleriker, Historiker, Literat und Bergsteiger Leslie Stephen ein Buch mit dem Titel „*The Playground of Europe*“. In dem Werk, das emblematisch für den Alpinismus der folgenden Jahrzehnte werden sollte, erzählte Stephen von seinen Erlebnissen im Hochgebirge. Dabei verzichtete er freilich noch darauf zu betonen, dass seine Touren allesamt an echten Fels- und Eiswänden stattgefunden hatten. Heutzutage ist das nicht mehr selbstverständlich. *Climbing* in der AREA 47 zum Beispiel bedeutet, an einem 27 Meter hohen Brückenpfeiler den Vorstieg zu üben und dabei *Challenges der Extraklasse* zu bestehen. Dabei ist dies doch reiner Fitnesssport.

In seiner Selbstdarstellung zeigt sich der *Funpark* als in sich geschlossenes Gelände, als eine sich selbst genügende Welt, in dem sämtliche Aspekte des Natursports zu erleben sind. Weil dies nur bedingt funktioniert, weitet die AREA 47 ihren Aktionsradius aus: *Rafting* findet in der Imster Schlucht, *Caving* im Stollensystem des Ambergs und *Canyoning* in den Schluchten des Öztals statt. In der Wahrnehmung der allgemeinen Öffentlichkeit zeitigt dies einen bemerkenswerten Effekt: Die

Kann denn Spielen Sünde sein? – Wenn Freizeitangebote in die Bergkulisse eingebettet werden und diese kommerziell bespielen, stellen sich viele altbekannte Fragen neu.

AREA 47 wird nicht länger als Konzentrat von Bewegungsmöglichkeiten verstanden, denen in einer natürlichen Umgebung jeder nach Lust und Laune frönen kann – stattdessen scheint die Natur nun Randgebiet zu sein, das aus dem Aktivitätszentrum der AREA 47 heraus erschlossen wird. So lautete etwa eine Bildunterschrift im Magazin „Focus“ zur Eröffnung des Vergnügungsparks im Juni 2010: „Auch Canyoning wird in der neuen AREA 47 im Tiroler Ötztal angeboten.“ Als sei Letzteres ein Teil der Ersteren – und nicht umgekehrt!

Die Philosophie des Als-ob

Der deutsche Denker Hans Vaihinger, der in den 1920er-Jahren eine „Philosophie des Als Ob“ entwickelte, vertrat die These, der Mensch entwickle „nützliche Fiktionen“. So könne er sich nicht nur so schwer vorstellbare Phänomene wie Gott, die Seele oder das Ich, sondern die gesamte Welt erklären. Sei eine nützliche Fiktion erstmal in der Welt, betrachte man sie, als ob sie wahr sei. Eine Idee wird so zur Wirklichkeit. Weshalb ich es für möglich halte, dass *The ultimate Outdoor Playground* am Fuße der Berge – der im Grunde ja nur die Bewältigung ihres archaischen Wesens beraubter und standardisierter Abenteuer anbietet – dem Aktivurlauber über kurz oder lang das Erlebnis in den Bergen ersetzen wird.

Der seit etlichen Jahren fortschreitende Umbau der Alpen ist daher in der Tat eine „bedenkliche Entwicklung“ (Mountain Wilderness), weil er nicht nur die Berge selbst, sondern auch die Wahrnehmung derselben verändert – und die beiden Entwicklungen sich gegenseitig verstärken. Es spielt dabei keine große Rolle, ob – wie man sich bei Mountain Wilderness fragt – „die selbst erarbeitete Zufriedenheit in den Bergen nicht mehr Suchtpotenzial birgt als ein künstlich geschaffenes Erlebnis in der Kulisse der Berge?“ Tolle Erlebnisse hatten die *Climber, Freestyler, Slackliner* und *Blobber*, die der kleine Mensch und ich beobachteten, ganz sicher. Schließlich sind das ja unmittelbare und subjektive Bewusstseinsvorgänge und fallen damit in eine Kategorie, die sich der Wertung entzieht. Es gibt, zum Glück, keine legitimierte Instanz, die den Wert eines Erlebnisses bestimmen könnte.

Dennoch ist die AREA 47 sicher nicht „die Entdeckung für alle jene, die in den Aktivferien echte

Abenteuer erleben wollen“ (Eigenwerbung). Versagensängste, Stolz, Erregungen, Glücksgefühle und Nervenschwächen, das kann man in der AREA 47 haben. Aber echte Abenteuer? Also das Bestehen gefährlicher Situationen, deren Überwinden Wagemut erfordert und bei denen die Option des Scheiterns mit Gefahren für Leib und Leben verbunden ist? Nein, das gibt es am Ufer der Ötztaler Ache nicht. Ein Tag, ein Wochenende oder eine Woche auf dem Gelände haben mit einer Abenteuerreise nichts zu tun. Eher schon mit einem Wellness-Urlaub. Für Männer, die sich das Flair von Abenteuer und Wildheit kaufen wollen.

Bedenklich wird dies nur dann, wenn die Art der Erlebnisse, die man in der AREA 47 haben kann, zum allgemeinen Maßstab wird – und die Menschen beginnen, auch das Erleben in den Bergen als käuflich, leicht zu konsumieren, stets wiederholbar und sicher zu betrachten. Freilich: Jemand, der am Brückenpfeiler der AREA 47 klettert, wird nicht auf die Idee kommen, in Hansjörg Aurers wilde Neuroute „Music of Chance“ an der Kristallwand am Kirchkogel (3280 m) einzusteigen. Er wird sie aber – obwohl sie beweist, dass es selbst in den Alpen noch unberührtes Gelände gibt – schlicht für uninteressant halten oder erst gar nicht wahrnehmen.

Und das ist vielleicht noch schlimmer. Denn wie das rationalisierte und technologisierte Denken des späten 19. Jahrhunderts den Bau von Zugspitz- und Jungfrauochbahn erst möglich machte, so wird auch der unreflektierte Hedonismus, der die Alpen als Showbühne betrachtet, den weiteren Umbau der Berge befördern. *Real Life is Outdoors* lautet einer der AREA 47-Slogans. Das stimmt, aber es ist die Frage, ob das Draußen in Zukunft wirklich noch das Draußen oder nicht doch ein Ötztaler Freizeitpark ist.

Nachdem ich dem kleinen Menschen versprochen hatte, dass wir wiederkommen werden, sobald er größer ist, verließen wir die AREA 47 und fuhren hinein in die Berge. Bisher verband der kleine Mensch mit dem Begriff „Ötztal“ die Erinnerung an freches Grauvieh, das die Rucksäcke der Kletterer ausleckte. An seine ersten Kletterschuhe, die ihm Halt gaben im Urgestein. An den Wasserfall, in dem er geduscht hatte. An die Kugel Eis im Gasthaus Krone zu Umhausen. Ich bin gespannt, an was er zukünftig denken wird.

Was ist draußen und wer ist drin? – Wer am 27 Meter hohen Brückenpfeiler der AREA 47 im Vorstieg klettert, kann durchaus ein persönliches „Challenge“ erleben. Aber echte Abenteuer?





Klettern im Pott

Strukturwandel, Bunkertasche und Kletterkirche:
die alpine Welt der Metropole Ruhr

>> **Thomas Fischer**

Oft genug denkt der Gebietsfremde bei dem Wort Ruhrgebiet immer noch an rauchende Schloten und sich ewig drehende Förderräder. Dabei hat sich in der Region unter dem Druck des Strukturwandels eine Unmenge getan. Aus den ehemaligen Stätten der Kohleförderung und der Stahlgewinnung wurden Kultur- und Freizeitanlagen von überregionaler Bedeutung, aus denen alpine Sportarten nicht mehr wegzudenken sind.

Auch wenn die regelmäßig intonierten Auflagen des Schimanski-Tatorts längst verrauchte Klischees immer wieder neu bemühen: Der graue Brei des „Potts“ ist lange schon zu einem grünen Band geworden und hat an vielen Stellen neue Nutzungsmöglichkeiten ausgeworfen. Aus alten Halden wurden Freizeitparks, auf ihnen thronen begehbare Aussichtskanzeln und künstlerische Landmarken; ehemalige Stahlwerke beherbergen heute Eventlocations mit aufwendiger Theatertechnik und herausragenden Lichtinszenierungen, und aus stillgelegten Zechen wurden industriemuseale Erlebnisareale mit Weltkulturerbe-Stempel. Veränderungen, die die Attraktivität und den Wohlfühlwert der gesamten Region deutlich verbessert und spätestens seit dem Kulturhauptstadtjahr 2010 weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt gemacht haben. Aber nicht nur für den Touristen hat sich im Ruhrgebiet einiges getan, sondern auch der Kletterer darf viele der neuen Flächen nutzen. So lässt sich heute auf ehemaligen Zechenflächen und in alten Waschkauen klettern, lassen sich Erzbunkeranlagen besteigen und Industriebrachen jeglicher Couleur neu erleben.

In den 60er- und 70er-Jahren galt man im Ruhrgebiet als Kletterer schlichtweg und ganz einfach als nicht normal. Fernab der Alpen und somit dort, wo man sich dieses Hobby ausschließlich vorstellen konnte, wurde man nur müde belächelt und mit einem Achselzucken abgetan. Die Kletterer hatten in den nahe gelegenen Mittelgebirgen ihr Trainingsgelände an zum überwiegenden Teil richtig guten Felsen. Erwähnt seien hier z. B. Bruchhausen im Hochsauerland mit seiner 90 Meter hohen Bornstein-Nordwand, die bis zu 60 Meter hohen Kalkriegel des Hönnetals am östlichen Rand des Ruhrgebiets oder aber die Nordeifel mit ihrer exzellenten Kletterei im senkrechten Kartoffelacker. Diese Kerngebiete des Ruhrgebietsalpinismus wurden durch ein paar Steinbrüche in nächster Nähe ergänzt, und so waren auch die starken Mannen aus NRW fit für große Heldentaten im Gebirge.

Anfang der 80er-Jahre schwappte die Rotpunktelle natürlich auch ins Ruhrgebiet. Die Kletterer waren fasziniert von den Bildern aus dem Yosemite, den bunten Hosen und kraftbepackten Muskelmännern, die die schwierigsten Wände mit einer neuen Leichtigkeit hinaufkletterten und dabei

ganz neue Schwierigkeiten aus den Wänden pressen. Der Weg wurde zum Ziel, Routen wurden freigeklettert und Passagen überwunden, von denen vorher niemand auch nur geträumt hätte.

Was irgendwie bekletterbar ist, wird nun erschlossen

Jetzt entwickelten sich plötzlich auch die Trainingschauplätze an den „kleinen“ Felsen der Mittelgebirge immer mehr zum eigentlichen Ziel des Kletterns. Die Schwierigkeiten explodierten, und schnell wurden auch bei uns der 8. und 9. Grad in die Skala des Kletterbaren eingefügt. Die Möglichkeiten, an Mauern, Brücken und Betonpfeilern zu klettern, um sich noch mehr steigern zu können, erlangten nun immer mehr an Bedeutung. Hier konnte man schnell mal nach Feierabend ein paar Runden drehen, ohne weit fahren zu müssen und wertvolle Minuten im ruhrgebietstypischen Stau zu verschwenden. In jeder Stadt turnten die Kletterer nun an Mauerleisten, Betonritzen und Sandsteinblöcken herum, unterbrochen nur von stauenden Passanten oder den Gesetzeshütern, die den Sinn hinter diesen Aktivitäten nicht verstehen konnten.

1990 entstand dann auf dem Gelände des ehemaligen Thyssen-Hochofenwerkes in Duisburg Meiderich unter großem Einsatz der Duisburger Alpenvereinssektion ein Klettergarten ersten Ranges. An den Wänden der ehemaligen Erzbunker-taschen kann man sich hier auf über 400 Kletterrouten die Finger sehr ordentlich lang ziehen. Ein rassischer Klettersteig samt Gipfelkreuz, die Sektionshütte mit Übernachtungsmöglichkeit und die pfiffige Eiskletteranlage runden das Angebot perfekt ab. Horst Neuendorf (Vorstand DAV Duisburg) meint dazu: „Im Laufe der Jahre hat sich eine richtige Szene im Landschaftspark entwickelt. An schönen Sommerwochenenden sind bis zu 300 Kletterer bei uns. Wir geben uns immer Mühe, die Möglichkeiten zu erweitern und immer mal etwas Neues anzubieten. Im Moment ist Klettersteiggehen ja besonders angesagt, da haben wir einige Sportklettersteigelemente hinzugebaut.“

Den Höhepunkt in der Erschließung von allem, was irgendwie bekletterbar war, erreichten die Kletterer 1991 mit der Einrichtung von Routen an der Grugahalle in Essen. Dieses Urgestein einer Veranstaltungshalle ist eines der Wahrzeichen von

Urban Climbing in Duisburg – David Lama genießt den Ausblick übers Ruhrgebiet vom Hochofen V.

©visualimpact.ch/Rainer Eder



„Natur pur“ heißt einer der Klettersektoren (oben) im Landschaftspark Duisburg-Nord. Der Park bietet eine Fülle von Klettermöglichkeiten für Groß und Klein (rechts), sogar ein Klettersteig ist mit dabei (Mitte).

© Horst Neuendorf (links), Thomas Berns/Landschaftspark Duisburg-Nord (Mitte und rechte Seite)

Kletterer sehen ihre Stadt mit anderen Augen: Bouldern an der Ufermauer in Düsseldorf

Foto rechts © Anne Mittmann

Essen und bot mit einer 45° überhängenden Wand eine Kletterstrecke von knapp 30 Metern an. Erstmals wurde hier die Schwelle zum 10. Grad überschritten, die Klettereien wurden überregional bekannt (1996 mussten die Routen allerdings wieder entfernt werden). Parallel dazu entstanden nur einen Stadtteil weiter an einer alten Eisenbahnbrücke die Routen an der Margarethenhöhe. Hier bewegten sich in erster Linie Boulderer an Quergängen, die bereits im Aufwärmmodus den 8. Grad voraussetzten.

Leider bildeten die Kletterer im Verlauf der Jahre in sich nicht immer eine Einheit und ließen sich einige der bedeutendsten Gebiete von den unbeugsamen Naturschützern wegschnappen. So wurde das Hönnetal nahezu komplett gesperrt (1979/1990), Bruchhausen vollständig (1991), die

deutlichsten am Beispiel der Hofermühle. Diese ehemalige Müllkippe wurde durch mühevollen Einsatz der Kletterer zu einem wahren Kleinod des Sports hergerichtet. Nur wenig südlich des Ruhrgebiets gelegen, konnte man hier schnell noch am Abend ein paar Meter Fels unter sich lassen. Leider schleppten die Kletterer nicht nur den Müll aus dem Steinbruch, sondern trugen auch Samen und Sporen seltener Pflanzen mit ihrem Schuhwerk dort hinein, sodass sie am Ende aus dem Gebiet ausgesperrt wurden. Ein einvernehmliches Miteinander zwischen den Kletterern des DAV und den anderen Naturschutzverbänden konnte in NRW leider nie erzielt werden.

Um die Jahrtausendwende erledigte sich das Problem mit den natürlichen Klettermöglichkeiten aber auch fast von selbst, denn die Kletterhal-

Hier wird an Mauern, Brücken, Pfeilern und vielen kleinen Spots geklettert

Nordeifel bis auf wenige Felsen (1994) und ebenso die Hohensyburg (1990) und weitere Gebiete, womit 95 Prozent der natürlichen Klettermöglichkeiten in NRW gesperrt waren und sind.

Wie schwach die Kletterer im Gegensatz zur Einheit der Naturbeschützer waren, zeigte sich am

le wurde erfunden. Diese Entwicklung erfasste mit großen Schritten auch das Ruhrgebiet. Reich an ungenutzten Industriehallen und dahinvegetierenden Industrieflächen, schossen die Hallen wie Pilze aus dem Boden. 18 Hallen werden mittlerweile gezählt und es scheint, als würden jedes



Jahr zwei neue hinzukommen. Ein sehr großer Teil der Aktivitäten hat sich somit indoor verlagert, und wenn man sich die Attraktivität der Hallen anschaut, versteht man auch schnell, warum. Vom schicken Café, der Saunalandschaft und den Fitnessräumen über den „Giant Swing“, Dschungelraum und die Dunkelkammer gibt es hier nichts, was es nicht geben könnte; sogar eine aufgelassene Kirche wurde schon mit Kletterwänden bestückt. Es gibt reine Boulderhallen, Therapiewände, Riesendächer, und sie alle verbindet ein besonderes Phänomen: Fast 100 Prozent aller Routen können hier getoproped werden. Der Trend, möglichst *plaisir* und *light* zu klettern, wird in der Region in Perfektion umgesetzt. Wenn man heute hier vom Klettern spricht, so wird per se davon ausgegangen, dass man in eine Halle geht und dort seinen Sport ausübt. Das Klettern ist akzeptiert und hat einen hohen Bekanntheitsgrad erreicht. Mit dem ersten Kindergeburtstag wird man an die bunten Griffe herangeführt und vor der Midlife-Krise landet man bei einem Event des Unternehmens, um Teamgeist und Gruppendynamik zu stärken. Nathalie Schmidt (Studentin an der Uni Essen) über die Hallenmöglichkeiten im Ruhrgebiet: „Am Wochenende gehen wir oft in eine der großen Hallen nach Wuppertal, Dortmund oder Mülheim. Hier gibt es eine große Auswahl an unterschiedlichen Routen in allen Schwierigkeitsgraden und bei der Vielzahl ist für jeden etwas dabei. Unter der Woche mag ich auch die Zeche





Sogar Eisklettern kann man im Landschaftspark trainieren.

© Horst Neuendorf (links), Thomas Berns/Landschaftspark Duisburg-Nord (rechts)

Bouldern an der „Steilen Lagerung“ von Max Kratz am Hauptbahnhof in Essen (oben Mitte) und an der Himmelsleiter auf der Halde Rheinelbe (unten)

© Udo Neumann

Helene oder gehe bei Mike (Citymonkey Essen; Anm. d. Verf.), das ist immer irgendwie cool, und die Atmosphäre ist sehr gehillt. Man kennt sich, bouldert und klettert gemeinsam, und das Ganze hat einen sehr hohen Aufforderungscharakter.“

Was kommt im 21. Jahrhundert? Wie entwickelt sich die Region weiter? Auch wenn das Ruhrgebiet gerne mal abgeschrieben wird, so hat es sich bisher immer wieder neu erfunden und wird das wohl auch in Zukunft müssen. Unzählige Möglichkeiten bieten sich heute an.

In jedem Park des Ruhrgebiets biegen sich die Bäume unter der Last der gespannten Slacklines, die Industriebrachen öffnen ein weites Feld für Parkour, und wer es lieber gesichert haben möchte, der nutzt einen der gut ausgestatteten Hochseilgärten. Und auch dort kann man den besonderen Industriecharme der Region voll auskosten. Der Hochseilparcours im Landschaftspark Duisburg verbindet die beiden ehemaligen Hochöfen in über 50 Metern Höhe miteinander. Detlef Borbe (Hochseilgarten Landschaftspark Duisburg)



Das Beste aus dem Pott – ungewöhnliche Klettergebiete entlang der Ruhr

In Zahlen liest sich Klettern im Ruhrgebiet so: 18 Kletterhallen, davon 2 reine Boulderhallen, 7 Außenkletteranlagen, 5 Steinbrüche und diverse Fels- und Mauerwerke. Alle Spots einzeln gesehen sind sicherlich nicht von Weltruhm, in der Summe ergibt das aber eine Menge Kletterspaß und vor allem Klettererfahrung durch Abwechslung. Da viele Spots entlang den täglich viel besuchten Verkehrswegen A40, A52 oder A42 liegen, empfiehlt es sich, auch einmal Alternativen zum Stau zu suchen. Eine umweltverträgliche und gute Kombination der Anfahrt ist oftmals die S-Bahn in Verbindung mit einem Rad.

Landschaftspark Duisburg: 400 Kletterwege an einer ehemaligen Erzbunkeranlage im alten Eisenhüttenwerk. Als das Werk noch in Betrieb war, wurden hier Erze und Koks für die Hochöfen vorgehalten. 1985 endete die Produktion im Zuge der Stahlkrise.

Kletteranlage Nordsternpark: Betontürme auf altem Zechengelände in Gelsenkirchen, im Zuge der Bundesgartenschau 1997 erbaut. Der Nordsternpark bietet vielfältige Freizeitmöglichkeiten, Konzerte und Gastronomien.

Margaretenhöhe: Hotspot für Hardmover. Quergänge an einer stark überhängenden, alten Eisenbahnbrücke. Verdacht auf Suchtgefahr. Geklebte, gebohrte und ausgekratzte Griffe an Sandsteinwänden, die direkt an einem Wander- und Radweg liegen.

Alte Industriehallen: Kletterpütt (DAV-Halle im Essener Norden, ehemaliges Verwaltungsgebäude der Zeche Helene), Malakoff (gemauerter Förderturm der Zeche Prosper Haniel), Neoliet (private Halle im Gebäude der Zeche Constantin der Große) und Bergwerk (private Halle in Dortmund im Turbokompressorenhaus der Kokerei Hansa).



schaut gerne von dort oben herunter: „Der Blick über das halbe Ruhrgebiet ist einfach einmalig. Wir haben sehr viele Firmenkunden aus der Region, die ihre internationalen Gäste zu uns einladen. Industriekultur zum Anfassen und das Ganze mit einer guten Portion Nervenkitzel verbunden, das bleibt lange als positive Erinnerung an die Region erhalten.“ Vor einigen Wochen wurde dort eine Highline in 40 Metern Höhe aufgebaut. Auf 35 Metern Spannweite konnte jeder mal ausprobieren, was es heißt, über den Dingen zu stehen. Miriam Limmer (DAV-Expeditionskader, s. S. 160ff.) kommt eigentlich aus Bayern, ist aber mit dem Studium im Ruhrgebiet hängen geblieben: „Die Leute hier sind einfach klasse, auf eine nette Art ziemlich direkt, sprechen dich geradeheraus an, so etwas gibt es da, wo ich herkomme, nicht. Hier wird an Mauern, Brücken und vielen, vielen kleinen Spots geklettert. Das ist sehr vielfältig und trainiert super. Mein Lieblings-spot ist klar der Landschaftspark mit seinen unzähligen Routen, aber für einen kurzen Nachmittagsausflug gehe ich auch gern an den Baldeneysee.“

In den letzten Jahren wurden hier im Zuge des Boulderbooms allerhand neue Spots an den Hängen des Ruhrtales ausgebuddelt, und im nahen Sauerland entsteht gerade eine neue Kletterarena. Es tut sich also mal wieder einiges in der Region, und es sieht so aus, als würde der Trend wieder ein wenig mehr in Richtung Outdoor gehen, aber wer kann das schon voraussehen? Auf jeden Fall heißt es weiterhin „Glück auf!“ im Pott.



Zwei Vereine, ein Traum

Die wunderbare Verwandlung einer stillgelegten Biogasanlage oder wie Begegnung gelingen kann

>> **Gaby Funk**

Viele Jahre existierten die beiden AV-Sektionen von Kaufbeuren und Kaufbeurens Ortsteil Neugablonz nebeneinander. Durch ihre unterschiedliche Geschichte und Kultur – alteingesessene Allgäuer die einen, zugezogene Vertriebene die anderen – trennte sie mehr, als sie verband. Bis sie sich zum Bau einer gemeinsamen Kletteranlage entschlossen.



Ein Turm ist es nicht. Auch keine Wand, sondern – aber auch nur dann, wenn man direkt von vorn schaut – ein Elefant. Ein stattlicher, hochgewachsener Elefant, der einschließlich Rüssel von oben bis unten übersät ist mit kurzen Stoppeln. Ein Elefant in Kaufbeuren?!

Wer bei Tage oder im nächtlichen Flutlicht angesichts dieses prächtigen Tieres meint, sich getäuscht zu haben und nochmals kritisch-prüfend hinschaut, der erkennt den Elefanten auch beim zweiten Blick und sieht, dass die Stoppeln nichts anderes sind als die bunten Griffe und Tritte der zahlreichen Routen, die über den ganzen Körper des mächtigen Tieres verlaufen. Dieser Kletterelefant von Kaufbeuren ist wirklich etwas ganz Besonderes. Wer nun krampfhaft überlegt, ob Historiker inzwischen womöglich eine Quelle entdeckt haben, die belegt, dass ein Teil von Hannibals Truppen während des zweiten Punischen Krieges bei der Alpenüberquerung meuterte, sich mit einem der Kriegselefanten in den Norden nach Germanien absetzte und bis in die Region von Kaufbeuren vordrang, der liegt falsch.

Hannibals Mannen waren nie mit einem Kampfelefanten hier. Das prächtige Motiv der Anlage könnte also höchstens von einem Wanderzirkus stammen. Das Kaufbeurer Stadtwappen zielt bekanntlich auch kein stattlicher Elefant, sondern ein etwas schwächling und zerfleddert aussehender halbiertes Adler, der auch noch die Zunge herausstreckt, als wäre er kurz vorm Verenden. So ein Kampfelefant passt einfach viel besser zum Klettern als so ein halbiertes Kümmerling von Greif oder als eine bedächtig Gras mampfende Kuh, das Symbol fürs Allgäu schlechthin, die bekanntlich jedoch weder so herrlich weit ausladende Ohren hat noch so dicke Stampfer und schon gar keinen Rüssel, den man auch noch beklettern kann.

Die Möglichkeiten, die diese prächtige, auf der Rückseite durch all die Kanten, Überhänge, Leisten und Verschneidungen vielleicht für einen Elefanten dann aus der Nähe betrachtet doch etwas zu eckig wirkende Gestalt zum Klettern bietet, sind jedenfalls enorm vielseitig: optimal zum Üben des kompletten, mannigfaltigen Repertoires an Fortbewegungsmöglichkeiten, die dem sportlichen, beweglichen und motorisch trainierten Menschen mit Kraft und Gleichgewichtssinn

in der Vertikalen beim Kampf gegen die Schwerkraft zur Verfügung stehen.

15 Meter hoch ist der Elefant, insgesamt 850 m² abwechslungsreiche Kletterfläche bietet er, mit 140 Routen bis zum X. Grad. Selbstverständlich werden die Routen auch in regelmäßigen Abständen umgeschraubt, um die Attraktivität für die Besucher zu erhalten. Auch über den Rüssel führen mehrere Routen, besonders kraftraubend sind aber jene im großen U zwischen den beiden Vorderbeinen, da die Routen so überhängend sind wie beim Klettern an einem Höhlendach. Bis zu 14 Meter weit auskragende Dächer und Überhänge stehen zur Verfügung, um dem Stärksten die Arme langzuziehen, bis er nach hartem Kampf abfällt wie überreifes Fallobst. Oder eben nicht. Auch der Elefant selbst ist weit überdacht. So weit, dass die Kletterer auch bei Regen und im Winter antreten können.

Ein Elefant mit ungeahnten Möglichkeiten

Etwas abseits des Elefanten gibt es noch eine zehn Meter hohe Speedkletterwand, die um fünf Grad überhängt. Dort befinden sich zwei parallel verlaufende, identisch geschraubte Wettkampfrouten, die der internationalen Norm entsprechen. Die dazugehörige Zeitmessanlage ermöglicht sogar den Vergleich mit den bei Wettkämpfen gekletterten Rekordzeiten – weltweit. Wer schon einmal bei einem solchen Speed-Wettbewerb zugeschaut hat, der weiß, wie unglaublich schnell diese Kletterer sind. Sie jagen über die Wand hinauf bis zum Anschlag wie junge Schimpansen auf der Flucht. Nur viel eleganter. Wirklich!

Diejenigen, die nie den Hals vollbekommen vom Klettern, die können ihre Routenwahl hier sogar nach dem Stand der sinkenden Sonne ausrichten, bei Dunkelheit das Licht anmachen und bis 23 Uhr weiterklettern. So lange ist die Anlage nämlich dank einer speziellen Schließenanlage für Kletterer geöffnet – der Letzte macht das Licht aus. Im Inneren der hellen, liebevoll bis ins letzte Detail umgebauten ehemaligen Biogasanlage mit ihren zwei Silotürmen befindet sich eine Boulderanlage von rund 190 m², die sich durch eine schräg verlaufende Rampe über zwei Ebenen erstreckt und gut abgesichert ist mit dicken Matten. Hinzu kommt noch eine Schulungswand mit zwei

Die kleine Skulptur des Kletterers aus Hufnägeln wurde vom Kaufbeurer Künstler Georg Brandner gestiftet. Sie steht auf dem Stein beim Brunnen in der Außenanlage der neuen Kletteranlage.

Alle Fotos © Gerhard Heidorn

Abseilpodesten. Auch die Innenanlagen sind von morgens 8 Uhr bis abends 23 Uhr geöffnet. Zudem gibt es mehrere modern eingerichtete Seminar- und Gruppenräume, die sowohl den Vereinsmitgliedern für Schulungen oder Veranstaltungen zur Verfügung stehen als auch von Nichtmitgliedern gemietet werden können. Die Geschäftsstelle der Alpenvereinssektion Kaufbeuren-Gablonz befindet sich nun auch dort. Hier kann man Fachbücher, Karten und Bergsport-Ausrüstung ausleihen, sich anmelden für Ausbildungskurse oder geführte Touren und sich im kleinen Bistro mit Kaffeespezialitäten, Getränken und Snacks versorgen. Im Inneren dieser wunderschönen Anlage gibt es auch einen Treppenaufgang, an dem sowohl die Vereins- als auch die Entstehungsgeschichte der gesamten Kletteranlage in Form eines stilisierten Gebirgsreliefs dokumentiert ist. Betrachtet man die Bilder der einstigen Biogasanlage, dann könnte der Unterschied nicht krasser sein: vorher eine halb verfallene, aufgelassene Kläranlage, heute ein helles, schmuckes Kletter- und Vereinszentrum, das zum Aushängeschild des Kaufbeurer Vereinslebens wurde.

Es wächst zusammen, was nicht immer zusammengehörte

Ein markanter Punkt dieser Darstellung der Vereinsgeschichte ist das Jahr 2008, wo sich zwei Linien des Gebirgskammes vereinen. Sie symbolisieren eine Fusion, nämlich die der Alpenvereinssektion Kaufbeuren mit der eigenständigen Alpenvereinssektion von Neugablonz, einem Kaufbeurer Ortsteil, der nach dem Zweiten Weltkrieg von Vertriebenen der böhmischen Stadt Gablonz, heute Jablonec nad Nisou in Tschechien, aufgebaut worden war. Neugablonz ist auf dem Reißbrett entstanden, und zwar im bewaldeten Nordosten von Kaufbeuren auf dem Gelände der ehemaligen Sprengstofffabrik Dynamit AG, die zuvor Alfred Nobel & Co. hieß. In dieser Fabrik stellten einst Zwangsarbeiter aus einer Zweigstelle des KZ Dachau bei Mauerstetten Munition für die deutsche Kriegswirtschaft her. Nach 1945 siedelten sich hier rund 18.000 Vertriebene an und brachten ihre Erfahrung und ihr Wissen aus der in der alten Heimat zurückgelassenen Schmuck- und Glasindustrie (Gablonzer Bijouterie) mit. Die Neugablonzer Schmuck- und Glasindustrie sorgte für

einen rasanten Wirtschaftsaufschwung, was auch der Gemeinde Kaufbeuren zugutekam. Viele Arbeitsplätze wurden geschaffen. Das „Wirtschaftswunder“ konnte bei vielen Vertriebenen zwar die Wunden des Verlusts der alten Heimat nicht heilen, doch der schnell erlangte Reichtum dank der florierenden Schmuck- und Glasindustrie war für viele wenigstens ein Trost.

Nicht nur der Name Neugablonz erinnert noch heute an die alte Heimat im Isergebirge. Die Herz-Jesu-Kirche in Neugablonz ist eine Kopie der Herz-Jesu-Kirche im heute tschechischen Alt-Gablonz, ferner stammt der Rüdiger-Brunnen aus Alt-Gablonz, das Isergebirgsmuseum informiert über die Geschichte, das Brauchtum und die Handwerkskunst in der alten Heimat, und selbst die Straßen wurden nach den Stadtteilen des früheren Gablonz und seinen umliegenden Bergdörfern benannt. Heute ist Neugablonz der größte Stadtteil von Kaufbeuren. Dass die Anfänge in Kaufbeuren für die Vertriebenen genau wie in anderen Regionen nicht einfach gewesen sein werden, ist klar. Und dass – wie fast überall – viele alteingesessene Kaufbeurer sicherlich auch Vorbehalte hatten gegen all die vielen Fremden, die aus ihrem alten Stadtteil einen neuen Ort mit einem in vielen Punkten anderen kulturellen Hintergrund aufbauten, ist auch klar.

Die Neugablonzer pflegten früher ihre Mundart, kochten und aßen ihre Lieblingsgerichte, die auch auf der Speisekarte „ihrer“ Gastwirtschaft „Alte Heimat“ standen. Wie Ulrich Beer (mit Gablonzer Wurzeln) und Ralf Trinkwalder, die Vorstands-Doppelspitze der nach der Fusion entstandenen Sektion Kaufbeuren-Gablonz, anklingen lassen, war es eher ein Nebeneinander als ein Miteinander der beiden Gemeinden.

„Kein einziges Haus von Neu-Gablonz ist von Kaufbeuren aus zu sehen“, meint Ralf Trinkwalder, und das sei schon bezeichnend. Ulrich Beer fügt hinzu, dass es kaum Gemeinsamkeiten gegeben habe. Obwohl beide zu jung sind, um die Anfänge aus eigener Erfahrung zu kennen, und zudem beide betonen, wie gut – trotz aller früheren Vorbehalte – das Miteinander seit der Fusion funktioniert, ahnt man als Außenstehende bei der Geschichte zwischen Neugablonzern und Alt-Kaufbeurern, dass es damals schon ein wenig wie im berühmt gewordenen Lied „Spiel nicht mit den Schmuddel-



kindern ...“ des im Herbst 2011 verstorbenen Liedermachers und Juristen Franz Josef Degenhardt zugegangen sein könnte. Nur hat sich das Blatt dann bald wohl gewendet: Aus den anfangs weitgehend mittellosen, in den Baracken der Munitionsfabrik hausenden Flüchtlingen wurden durch die Schmuck- und Glasindustrie bald die vergleichsweise reichen Neugablonzer. Deren Alpenvereinssektion mit gerade mal 800 Mitgliedern besaß sogar – zusammen mit der ebenfalls von Gablonzer Nachkriegs-Vertriebenen gegründeten österreichischen Alpenvereinssektion Neugablonz-Enns – eine eigene Hütte am Gosaukamm im Dachsteingebirge. 2002 verkaufte die deutsche Sektion ihren Hüttenanteil an die österreichische Sektion und beschloss, mit dem Geld einen Kletterturm oder eine Kletterwand zu bauen. Auch die Sektion Kaufbeuren mit ihren 2200 Mitgliedern, die nicht einmal eine Geschäftsstelle besaß,

träumte von einer eigenen Klettermöglichkeit für ihre Mitglieder, hätte sich das aber nicht leisten können.

Nur als Seilschaft zum Ziel

Ab 2006 war es dann so weit, die beiden Sektionen planten gemeinsam und beschlossen 2007, auf dem Gelände um die ehemaligen Türme der Kläranlage gemeinsam eine Kletteranlage mit Vereinsheim zu bauen. Viele Mitglieder waren skeptisch: „Mir hat da schlicht die Fantasie gefehlt, um mir vorstellen zu können, dass aus der alten Kläranlage so ein tolles Vereins- und Kletterzentrum werden könnte“, sagt Uta Lübbing, die Kletterbeauftragte, die sich – trotz ihrer anfänglichen Skepsis – während des Baus und danach sehr engagiert hat. Während der ersten Planung erwies es sich aber, dass das Projekt „Vereins- und Kletterzentrum“ aus wirtschaftlichen, rechtlichen und

Kaufbeurens Elefant: Die Anlage bietet 140 Routen von IV bis X auf 850 m² Fläche und ist 15 Meter hoch. Bei Flutlicht hat dieser Elefant seinen speziellen Reiz.



Links: Im Inneren der hellen, freundlichen Anlage gibt es zahlreiche Details, die das Auge erfreuen, wie diese Silhouetten an den Umkleideräumen.

Rechts: Ralf Trinkwalder (links) und Ulrich Beer (rechts) gelang die Fusion der beiden Sektionen.

Rund 2000 neue Mitglieder verzeichnet die Sektion seit der Einweihung der Anlage, vor allem auch durch den Beitritt ganzer Familien. Das Kletterzentrum ist längst zum Treffpunkt für alle geworden.

organisatorischen Gründen für eine Sektion allein nicht realisierbar war und auch nicht allein betrieben werden könnte. Nachdem die beiden Vorsitzenden, Ulrich Beer bei seinen Neugablonzer und Ralf Trinkwalder bei den Kaufbeurer Sektionsmitgliedern, viel Überzeugungsarbeit geleistet hatten – teils sogar in Einzelgesprächen –, wurde am 15. Juli 2008 in zwei gleichzeitig stattfindenden außerordentlichen Mitgliederversammlungen der beiden Sektionen die Verschmelzung zu einem neuen Verein namens DAV-Sektion Kaufbeuren-Gablonz beschlossen. Dem Bau der Kletteranlage stand nach Sicherung der Finanzierung also nichts mehr im Wege.

Die Gesamtplanung übernahm die in Bamberg wohnende Architektin Marion Kolb, Tochter des Bauleiters der Anlage und langjährigen ehrenamtlichen Jugendleiters der Sektion Kaufbeuren, Walter Kolb. Schon mit ihrer Diplomarbeit, der Planung einer Kletterschule im Steinbruch, hatte die junge Architektin im Jahr 2000 vom Bund Deutscher Architekten den BDA-Studienpreis von Bayern erhalten. Von Anfang an stand bei der Wahl eines energetischen Konzeptes die Nutzung regenerativer Energien fest: Die Heizung ist eine CO₂-neutrale Kombination aus Solarenergie und Holzpellets. Die Solaranlage mit 36 m² Großflächenkollektoren wurde an der Fassade des Verbindungstraktes der ehemaligen Kläranlage angebracht, die Solarenergie wird in erster Linie für die Hei-

zung und zusätzlich noch für die Trinkwassererwärmung in den sieben Sanitärräumen mit jeweils vier Duschen eingesetzt. Am 30. April 2009 fand der offizielle Spatenstich statt, das „Hebauf-Fest“ des von der Firma Art Rock erstellten, damals noch unverkleideten Holzgerüsts der Kletteranlage war am 21. September 2009, die feierliche Eröffnung des neuen Sektions- und Kletterzentrums der Sektion Kaufbeuren-Gablonz war schließlich am 14. März 2010. Neben der ausgezeichneten Gesamtplanung und Bauleitung, war es der großartige Einsatz von rund 200 freiwilligen ehrenamtlichen Helfern mit rund 7500 von insgesamt 14.000 Arbeitsstunden an 300 Arbeitstagen, die dafür sorgten, dass der Bau der Anlage so schnell fertig war.

Rundum zufriedene Gesichter

„Die Kooperation bei diesem Projekt war großartig“, sagt Ulrich Beer, der offensichtlich wie sein jüngerer Vorstandskollege Ralf Trinkwalder zu jenen Allgäuer „Mächlern“ gehört, die eher vorsichtig sind mit solchen Äußerungen, dafür aber das Realisierbare rasch von utopischen Visionen trennen und durch ihr Auftreten andere Menschen für so ein großes gemeinsames Projekt begeistern können. Seit der Eröffnung habe der Enthusiasmus vieler Freiwilliger für Arbeitseinsätze etwas nachgelassen, aber das sei wohl normal nach einem solchen Projekt, meint Ralf Trinkwalder.

Längst haben sich die Ängste der skeptischen Sektionsmitglieder wegen der Fusion gelegt oder sogar ins Gegenteil verwandelt, erklärt er. Einige Rentner, die zunächst dem Projekt sehr kritisch gegenüberstanden, kommen nun zweimal in der Woche vorbei, um zu helfen und „in unserem Kletterzentrum nach dem Rechten zu schauen“, oder backen Crêpes für die Kletterer bei Festen und Events. Am 16. Juni 2012 fand beispielsweise der zweite von drei Durchgängen der neuen Allgäuer Wettkampfserie „Kletterfieber“ statt, die viel Anklang fand bei Aktiven und Zuschauern.

Die Kletteranlage der Sektion Kaufbeuren-Gablonz ist gut besucht, seit der Eröffnung gab es rund 2000 Neuzugänge bei der Sektion, aber auch viele Nichtmitglieder klettern hier per Tageskarte. Das Angebot der Sektionen an Ausbildungs- und Schulungskursen, gemeinsamen Bergfahrten und Aktivitäten aller Art ist enorm. Es gibt sogar eine Gruppe von Höhlenforschern, die „Cavebeurer“, eine Kajak- und Mountainbike-Abteilung und insgesamt 75 Tourenleiter. Allein fünf verschiedene Familiengruppen hat die neue Sektion inzwischen und die Kletteranlage ist längst zu einem Vereinszentrum und sozialen Treffpunkt Kaufbeurens geworden, zu einem familienfreundlichen Freizeitzentrum, das auch für nicht kletternde Familienmitglieder zugänglich ist: Kommen Opa und Oma mit, um zuzuschauen, wie ihre Enkel auf allen möglichen Routen den schönen Elefanten besteigen, dann zahlen sie keinen Eintritt. Eintritt zahlt nur, wer klettert.

Auch der Kaufbeurer Oberbürgermeister Stefan Bosse stellt die Anlage und ihre Entstehungsgeschichte sehr gern seinen Kollegen vor. Auch er unterstützte das Projekt von Anfang an, schließlich war der gebürtige Kaufbeurer selbst lange Jugendleiter beim Alpenverein. Direkt neben dem Alpenvereinsareal errichtet die Stadt Kaufbeuren nach einem Konzept des Alpenvereins und des Kaufbeurer Stadtjugendrings inzwischen einen Freizeitpark für Kinder und Jugendliche im „Wertachpark“ mit Skater-Anlage und allem Drum und Dran. Die Kletteranlage wird sozusagen zum pulsierenden Herz dieses familienfreundlichen Treffpunkts für die Bevölkerung in und um Kaufbeuren.

Weitere Infos:

www.kletterzentrum-kaufbeuren.de







BergWelten

Übersehen kann man ihn eigentlich nicht, diesen kompakten, schroffen Bergstock in den Salzburger Kalkhochalpen. Und dennoch ist das **Tennengebirge** bis heute eine eher stille, vielen unbekannte Bergregion geblieben. Im Innern dieses kargen Karstplateaus finden sich unzählige Höhlen, seine aussichtsreichen Felsgipfel sind die Kletterheimat von „Mister 1000-Touren“ Albert Precht und eine Überschreitung bietet auch heute noch einzigartige Bergerlebnisse.

Das Aschenbrödel im Salzburger Land

Ein Streifzug durch das Tennengebirge

>> Iris Kürschner

Eingeklemmt zwischen Hochkönig und Dachstein, zwischen Salzach und Lammer, türmt sich ein wildes Kalkplateau mit großartigen Aussichtslogen, das seinesgleichen sucht und doch wenig beachtet wird. Die Überschreitung des Tennengebirges ist immer noch eine Herausforderung.



Ludwig Purtscheller schreibt über den „Kalkstock, der durch seine bedeutsame Ausdehnung und die Mächtigkeit seiner Massen imponiert“ in der Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins anno 1884: *„Eine Wanderung durch die unübersehbaren Steinwüsten und Hochflächen dieses Gebirges, das den Formenreichtum und die Bildungseigenthümlichkeiten des Kalks in besonders grossartiger und typischer Weise zur Darstellung bringt und das durch seine Lage inmitten der gewaltigsten Kalkstöcke der Nordalpen, dann dem Tauern-Gebiet und der Ebene eine Menge schön gegensätzlicher Bilder in sich vereinigt, zählt unstreitig zu den instructivsten und genussreichsten ihrer Art. Nur der Umstand, dass das Tennen-Gebirge in unmittelbarer Nähe zweier besonders mächtiger Rivalen, der Dachstein-Gruppe im O. und dem Steinernen Meer im W. gelegen ist, mag es einigermaßen erklärlich erscheinen lassen, wenn demselben bisher von Seite der Touristen noch nicht allgemein jene Aufmerksamkeit und Würdigung gezollt worden ist ...“*

Und obwohl Purtscheller den „Schleier des Unbekannten und Unnahbaren lüftete“, blieb das Tennengebirge nach wie vor ziemlich unbeachtet, „denn das Gebirge schien eben bei oberflächlicher Betrachtung öde und eintönig, die Zugänge waren zu unbequem und rauh ...“, vermerkt Dr. Heinrich Hackel 1925 in seinem Artikel „Vom un-

Über den Wolken:
Von der Werfener Hütte schweift der Blick über das Salzachtal zu den Hohen Tauern. Bricht man zeitig auf, erlebt man während einer Durchquerung die schönsten Stimmungen, wie links am Streitmandl.

Alle Fotos © Iris Kürschner





Der Kühlschrank des Tennengebirges: die Eisriesenwelt, eine der größten Eishöhlen weltweit und trotzdem nur eine von Hunderten Höhlen in der Region

bekanntes Tennengebirge“. Er nennt es „Das Aschenbrödel unter Salzburgs Bergen“. Die Aussagen der Erschließer des Tennengebirges hätten auch heute geschrieben sein können.

Eisige Unterwelt

Ein gutes Marketing führt allerdings die Eisriesenwelt: „die größte Eishöhle der Welt“ – es scheint, dass nur mit Superlativen die Menschen angelockt werden könnten. Schreibt doch „die größte Steinwüste Europas“, wird uns später Sepp Fuchs vom Leopold-Happisch-Haus als Anregung geben, dann werden sich vielleicht endlich einmal ein paar Leute mehr auf das geheimnisvolle Dach über der Eishöhle wagen und seine bislang ziemlich einsame Hütte besuchen. Aber wenn schon die Treppenanlage durch die Eisriesenwelt den meisten schier endlos vorkommt und die 700 Stufen in das Heiligtum, den Mörk-Dom, die Besucher aus der Puste bringen, dann wird das Tennengebirge eben nur wenigen vorbehalten bleiben.

Über sieben Millionen Besucher haben die Eisriesenwelt besucht, seit sie für Führungen im Jahre 1920 freigegeben wurde. An Spitzentagen kommen an die 3000 Gäste täglich, so Alois Rettenbacher, seit 33 Jahren Höhlenführer hier. Beim Öffnen der Höhlentür entlädt sich ein eisiger Sturmwind, dann ist es zappenduster, fast windstill, um die null Grad. Ein Schock im Hochsommer.

An den Köpfen fauchen Karbidlampen. Alois entzündet Magnesiumbänder an einschlägigen Punkten, um in Szene zu setzen, was bewundert werden soll. Eine Eispyramide zum Beispiel, erst um die 100 Jahre alt, doch gigantisch ihr Ausmaß. Die Tür sorgt dafür, dass das Eis noch schneller wächst, als es der Kamineffekt in der Höhle ohnehin tut. Fast fühlt man sich selbst wie ein Forscher, weil die Höhle nicht illuminiert ist. Das schwarze Kreuz im Fels hätte man fast nicht gesehen. Es markiert den Umkehrpunkt von Anton von Poselt-Czornich, dem offiziellen Entdecker der Höhle an einem Oktobertag 1879. Den gigantischen Eiswall über ihm konnte er mit seiner mangelhaften Ausrüstung nicht bewältigen. Das schaffte erst 34 Jahre später Alexander von Mörk. Er notierte: „Dies ist die größte Eishöhle der Welt.“ Mörk fiel im Ersten Weltkrieg. Sein letzter Wille, in der Höhle begraben zu sein, wurde erfüllt. Seither ruht seine Urne im sogenannten Mörk-Dom, quasi am Umkehrpunkt der Tour.

Alois schlittert über die plane Eisfläche des Eispalastes, die in der Zwischenkriegszeit sogar ungewöhnliches Trainingsterrain für Eiskunstläufer war. Bisher sind 42 Kilometer der Eisriesenwelt erforscht. „Doch es gibt noch einige schwarze Löcher, wo niemand weiß, wohin sie führen“, sagt Alois. „Es ist wie eine Sucht, wenn du eines entdeckt hast, willst du weiter.“ Nur der erste Kilome-



ter ist eisbedeckt und der Öffentlichkeit zugänglich. In der Hymirhalle imponieren fantastische Eisgestalten, die sich im Laufe der Jahre immer wieder ändern. Momentan ist der Eisbär das Maskottchen. Von der anderen Seite sieht er aus wie ein Elefant. Allerdings hat er in jüngster Zeit viel an Rüssel und Kopf verloren, dafür wächst ihm ein Höcker auf dem Rücken. Wie in der Speiseröhre eines Wals fühlt man sich im Tunnel, der durch den Eiswall gebohrt ist. Der heftige Windstoß spuckt einen durch die Tür wieder zurück ins überdimensionale Höhlenportal, in die gleißende Welt von Licht, Sonne und Wärme.

Himmelwärts

Wer die Felswand hochschaut, denkt sich, da kann niemals ein Wanderweg durchführen. Doch in der Tat gibt es an den Galerien zur Eisriesenwelt einen Wegweiser Richtung Himmel: den Hochkogelsteig. Und wer den begeht, staunt über die wundersame Wegführung durch diese so unüberwindlich wirkende Wand. Ein Traum am Vormittag, nach einem gediegenen Frühstück im Oedl-Haus, wenn die Sonne noch nicht in die blendenden Kalkabstürze brennt und sie in einen Hochofen verwandelt, wenn die Gämser sich als Silhouetten auf den Felsterrassen abzeichnen und warmes Licht den vis-à-vis sich auftürmenden Hochkönig zur besten Geltung bringt.

Abrupt gehen die Wandfluchten in ein Plateau über. Na ja, ganz so flach ist es nicht. Jede Menge Kuppen und Mulden, durch die sich die Markierung schlängelt, denn von einem richtigen Weg kann bei den Verkarstungen nicht die Rede sein. Schon Purtscheller stellt in Frage, „ob der Name Tennen-Gebirge, wie einige annehmen, von Tenne (Boden einer Scheune) abzuleiten ist“. In älteren Schriften taucht auch schon mal Tannen-Gebirge auf. Doch in dieser Steinwüste an Tannen zu denken, ist noch abwegiger. Purtscheller vermutet in der Tennialpe, der bekanntesten Alpe des Gebirges, den Namensgeber. Im Norden ragt ein kecker Spitz in den Himmel. Der Tiroler Kogel. Leicht lässt er sich auf dem Weg zum Happisch-Haus mitnehmen.

Deutlich anspruchsvoller müssen für Heinrich Hackel und seine Frau die Herausforderungen des Weges gewesen sein, die mit Führer und Freund von Stegenwald über die Steinerne Stiege, jenen „steilen Riß, der durch eingeklemmte Holzprügel auch für das Vieh gangbar gemacht ist“, heraufkamen, um dann dem luftigen Grat über das Bäreck zu folgen. Ihre Nagelschuhe konnten sie unterwegs gottlob mit Kletterschuhen tauschen. „Freilich, die Aussicht, die schweren Nagler noch als weitere ‚Zulage‘ schleppen zu müssen, war zwar nicht verlockend, aber wiederum bestätigte sich uns die Erfahrung, dass man bei einer herzhaften

Die Erscheinungen des Karsts sind vielfältig und faszinierend: Südseitig des Bleikogels sucht man den Weg in einem Labyrinth von Dolinen (links). Ebenso spannend ist der Anstieg durch das zwischen Hochthron und Fieberhörnern eingekerbte Hochthrontal (rechts).



Die Tennengebirgs-Hochfläche ist eine Wüste aus Stein. Der Tiroler Kogel mit seinen schroff ins Salzachtal abbrechenden Wänden ist eine der besten Aussichtslogen der Region (großes Bild rechts). Auch die Gämse scheinen den Tiefblick zu genießen.

Kletterei einen schwereren Rucksack weniger spürt als einen leichteren auf einem „Schinder“, betont Hackel in seinem 1925 in der Alpenvereinszeitschrift erschienenen Bericht. Im gleichen Jahr erschien im Artaria Verlag sein Führer durch das Tennengebirge, das erste umfangreiche Werk, wenn man einmal von den eher knapp gehaltenen Routenbeschreibungen Purtschellers und seiner Vorgänger absieht.

Der Absturz ins Salzachtal ist mehr als beeindruckend, Falllinie an die 1800 Meter. Ein besonders kitzliges Gefühl bekommt, wer sich über die schmale Gratschneide zwischen dem Vor- und Hauptgipfel des Tiroler Kogels wagt. Hackel & Co. hangelten sich reitend hinüber. Heute umgeht ein Pfad diese Schlüsselstelle. Unendlich kann der Blick nach Norden übers grüne Voralpenland schweifen, was zur bleichen Kalkwüste des Tennengebirges im Rücken einen ungeheuren Kontrast bildet. Im Westen imponieren die wilden Wände der Berchtesgadener Alpen.

Während das Ehepaar Hackel dem Raucheck zustrebte, sehen wir unser Etappenziel, das es damals noch nicht gab, tief unten. Wo das Pitschenbergtal eine Furche in das Hochplateau schneidet, ist als kleiner Punkt das Leopold-Happisch-Haus erkennbar. Fliegen müsste man können. Die Abstiegs-Höhenmeter kriechen in die Knochen, und schon hauchen sich die letzten Sonnenstrahlen an der Hütte aus, als wir sie erreichen.

Sepp Fuchs, der Hüttenwirt, steht vor der Tür, bewaffnet mit einem Feldstecher, und prompt

saust eine Cessna 182 über unseren Köpfen durch. Der Pilot winkt uns. Dann ist es wieder still. Wirklich still. Kein Geräusch, nicht mal ein Brummen vom Tal, auch wenn man durch den Einschnitt des Pitschenbergts in die Ebene sieht. Später werden dort die Lichter von Salzburg flimmern, 50 Kilometer entfernt. Im Dritten Reich soll es gar Pläne für einen Flugplatz im Sandkar jenseits der Kuppen im Südosten der Hütte gegeben haben, erzählt Sepp. Doch das Projekt scheiterte, als der Krieg verloren war. Viele Projektideen sind hier schon gesponnen worden. Wollte man nicht auch einmal von der Eisriesenwelt einen Durchgang ins Pitschenbergtal finden und mit touristischem Bähnchen befahrbar machen?, sinniert Sepp. Deshalb hatten die Naturfreunde die Hütte so groß geplant, als Sommerfrische der Wiener, man stelle sich vor.

Streng schaut Leopold Happisch von der Stubenwand, Mitbegründer, Generalsekretär und Obmann der Naturfreunde. Sie kauften dem Stegenwald-Wirt unten am Pass Lueg im Jahre 1930 eine Liegenschaft von 245 Hektar ab. Alles wurde für den Hausbau von Hand heraufgeschleppt. Selbst die 130 Kilo schwere Steinbrecherwelle, die noch immer vor der Hütte steht. „Auch die Firstbäume, einer wog an die 135 Kilo und hatte eine Länge von 7 Metern, wurden von einem Mann hochgebracht. Einmal am Rücken, konnte die Last bis zur Baustelle nicht mehr abgesetzt werden. Bei der ‚Steinernen Stiege‘ musste wegen Geländeschwierigkeiten die Last im Rückwärtsgehen be-





Links: Am Salzburger Almenweg lässt sich gut jausnen, wie hier auf der Elmau-Alm.

Auf der Werfener Hütte (rechts) sorgen Lamas immer wieder für Überraschungen und Heiterkeit.

wältigt werden (ein Drehen war wegen der Wand nicht möglich)“, ist im an die Wand gepinnten „geschichtlichen Rückblick“ zu lesen.

Zum weitgereisten Einsiedler

In der gemütlichen Stube bullert der Schwedenofen und wir bekommen Köstlichkeiten aufgetischt: Gamssuppn, Gsöchts, Kassspozn und eine Megaportion Kaiserschmarrn. Es ist nicht viel los. Außer uns ist noch Florian da, ein Höhlenforscher-Aspirant. Sepp kann es nicht so richtig verstehen, eine riesige Fläche unberührtes Gelände und nur ein paar „Hanseln“ kommen herauf, während andernorts sich die Menschen auf die Füße treten. Aber er nimmt's gelassen und es scheint fast, dass es ihm recht ist. Er liebt die Ruhe und Einsamkeit, liest, schnitzt aus Wurzeln hübsche Murmeltiere und genießt die Sauna, die er eigens für sich gebaut hat. Aber vielleicht hat er auch gerade ein bisschen zu viel Trubel gehabt, denn vor ein paar Tagen trafen sich die Bauern hier. Wie jedes Jahr Anfang September, wenn es gilt, die Schafe wieder ins Tal zu treiben. Dann wird erst mal gefeiert bis spät in die Nacht und anderntags ist mit Brummschädel der Mühe Not, auch jedes Schäflein zu finden. Nicht selten muss ein Bauer nochmals heraufkommen, um Verlorenes einzusammeln. An die 150 Schafe tummeln sich allsommerlich allein im Pitschenbergtal, etwa 350 sind es im gesamten Tennengebirge. Ihr Zusammentrieb

muss ein Schauspiel sein. Sepp kommt im Laufe des Abends so richtig in Fahrt. Er kramt seine Weinschätze aus dem Keller. Einen Schilcher, wer hätte das gedacht. Oder Uhudler, eine Rarität aus der Isabellatraube, einer alten Rebsorte.

Er kann so wunderbar Geschichten erzählen. Dreimal ist der gelernte Elektroingenieur schon um die Welt gereist, hat auf Bali, in Australien und auf Papua-Neuguinea gelebt. Und jetzt ist er seit ein paar Jahren eben auf der Hütte, auch ein Abenteuer. Zum Beispiel zum Sonnwendfeuer, wenn Sepp ein großes Feuer entzündet und um die lodernden Flammen getanzt wird. In einer nahen Höhle hat er Knochen gefunden, von Bären, sagt er. Kleine dunkle Steine drückt er uns in die Hand. Glatt und rund, wunderbar fühlen sie sich an, die „Augen vom Tennengebirge“, wie er diese eisenhaltigen Bohnerze nennt. In trockenen Bachbetten hat er die schwarzen „Perlen“ aufgelesen, die so bizarr im bleichen Kalkgebiet wirken. Bizarr wie die Albinoblumen, die hier wachsen und sich durch einen Mangel im Boden erklären lassen. Weißer Enzian, weiße Almrosen ... nach altem Volksglauben sollen sie Goldadern anzeigen. „Ihr müsst eben wiederkommen, das Tennengebirge steckt voller Geheimnisse.“

Nachts wache ich auf und kann mich von dem Blick in den Sternenhimmel nicht losreißen. Welch eine Milchstraße. So schön hatte ich sie bisher nur in der Wüste Ägyptens erlebt. Nein, man muss



wirklich nicht weit reisen, man muss nur die Augen richtig auf tun. In der gläsernen Wasserschale vor der Hütte lässt die Morgensonne Juwelen glitzern. „Brunnen der Ewigen Jugend“ steht zu Recht dran.

Wasser, Quell des Lebens

Über zwei Kilometer Schlauch leiten das kostbare Nass von einer der raren Quellen heran. Fehlendes Oberflächenwasser setzt der Hütteninfrastruktur starke Grenzen. An der Edelweißhütte, der höchstgelegenen im Tennengebirge oben am Streitmandl, geht die Wasserversorgung nur mit dem Sammeln in Regenwassertonnen oder mit Schneeschmelzen. In der Werfener Hütte unter der Südabdachung lässt man auch die Gäste mitdenken, die freiwillig 5-Liter-Kanister von einer tiefer gelegenen Quelle am Zustieg herauftragen dürfen. „Für ein Schnapsel tun sie das gern. Manche Leute beschwerten sich gar, wenn keine Kanister mehr unten stehen“, so der Hüttenwirt Gerhard Hafner.

Laut einer Studie der Universität Salzburg birgt das Tennengebirge enorme Trinkwasserreserven. Das gesamte Hochplateau entwässert sich nordseitig, wo der Winnerfall, der Dachser- und Tricklfall eine durchschnittliche Jahresfracht von 150 Millionen Kubikmeter zu Tage befördern. Wertvolles Trinkwasser, das für den Einzugsbereich von Salzburg einmal von großer Bedeutung sein

könnte. So erstaunt es nicht, als der Grundstücksverkauf öffentlichen Eigentums durch die Bundesforste an eine Privatperson 2006 eine medial hoch präsente Debatte über den „Ausverkauf“ des Tennengebirges entfachte. Man sah nicht nur die Wasserressourcen, sondern auch die Wegfreiheit in Gefahr, obwohl im Kaufvertrag verankert ist, dass Wasser- und Wegerechte in öffentlicher Hand bleiben. Weshalb das Land Salzburg schließlich den Rechtsstreit verlor.

Wie ein Schwamm wird das Wasser vom Kalkstock aufgesogen und bohrt und spült stetig am unermesslichen Höhlensystem. Bisher sind rund 1000 Höhlen dokumentiert. „Das Potenzial ist enorm, wahrscheinlich sind erst 20 Prozent der Höhlengänge des Tennengebirges betreten worden“, sagt Peter Pointner, der zur Zeit aktivste Höhlenforscher des Tennengebirges. Während andere ihre Freizeit am Pool, im Biergarten, beim Sonnenbade verbringen, hangelt er sich durch die Unterwelt. Ein ungewöhnliches Hobby, das viel Herzblut braucht, tagelang dort zu bivakieren, wo sich Zeit und Orientierung auflösen, wo nichts als Schwärze und Kälte einen umgibt. „Es ist unglaublich spannend, wenn du nicht weißt, wohin der Weg führt.“ Eine von Peters besonderen Entdeckungen: der Nordkluftschacht in der Thorhöhle. „Der ist höher als der Eiffelturm.“ Mit einem vertikalen Hohlraum von 435 Meter der zehnttieftste Schacht der Welt, der befahren wurde. „Aufregend,

Abendstimmung in- und outdoor: rechts an der Werfener Hütte, links im Leopold-Happisch-Haus, wo Hüttenwirt Sepp Fuchs auch gerne mal zur Ziehharmonika greift.

aber auch unheimlich, wenn du bereits 300 Meter abgeseilt hast und immer noch nur Luft unter dir ist, das hebt den Adrenalinspiegel enorm. Etwa 100 Meter über dem Schachtboden mussten wir unter einer riesigen überhängenden Verbruchzone abfahren, um der permanenten Steinschlaggefahr auszuweichen. Das ist gelungen. Am Schachtboden selbst zeugten dann die Aufschlagspuren der Felsen, dass es nur ein scheinbar sicherer Platz war.“ Der Eindruck ist ihm ins Gesicht geschrieben. „Die Dimensionen sind gigantisch, fast unvorstellbar, vor allem wegen der Höhe.“

Peters Hauptforschungsgebiet liegt am Nordrand des Gebirges im Bereich Kuchlberg – Röth – Sandkar. Dort hat er 1997 auch die Gamskar-Eishöhle entdeckt. „Im Sommer 2004 gelang der Durchbruch ins ‚Land der Dome‘, die wohl größte Aneinanderreihung gewaltiger unterirdischer Hohlräume im Salzburger Land. Die ‚Olympiahalle‘ mit 85 x 75 Meter Grundfläche ist Kernstück davon“, sprüht es voller Begeisterung aus ihm heraus. Auch rund um das Leopold-Happisch-Haus gibt es riesige Höhlen. „Die Zustiege sind jedoch äußerst engräumige Canyons und dementsprechend schwierig zu befahren. Mit Ausnahme der Gruber-Eishöhle, die leicht besichtigt werden kann.“ Und genau dorthin verschwindet am Morgen auch der Florian, während wir südostwärts streben.

Trans-Tennengebirge

Nur zwei Stunden braucht es vom Leopold-Happisch-Haus zur Edelweißhütte, die sich gleich unterhalb des Streitmandl schmiegt. Eine Hütte wie zu Pionierszeiten, holzverschindelt, urgemütlich und mit einer Traumlage auf dem Dach des Tennengebirges gesegnet. Die Mitglieder des Edelweiß-Clubs bewarten sie ehrenamtlich an Wochenenden. Meist wird geteilt, was aktuell hochgeschleppt wurde, ansonsten muss der Gast sich selbst verpflegen. Unter der Woche steht ein Winteraum mit vier Betten und ohne Ofen zur Verfügung. Ein Grund, warum viele dann zur etwa anderthalb Stunden entfernten Werfener Hütte absteigen.

Ein faszinierender Weg durch das Hochthrontal, tief eingekerbt zwischen dem monströsen Hochthron und den spitzen Fieberhörnern, einer Abschussrampe nach Werfen gleich, das sich weit

unten in die grüne Talfalte schmiegt. Abenteuerliche Geschichten hat man uns von einer überhängenden Platte erzählt. Und dann stehen wir vor der legendären Thronleiter, deren Ende man nicht sieht. Zwar nicht überhängend, doch immerhin senkrecht, tut es gut, schwindelfrei zu sein. „Ihretwegen hatte noch Purtscheller in seiner Monographie das Hochthrontal als unpassierbar bezeichnet; dann war zu Jagdzwecken ein sogenannter Zapfensteig durch die Plattenwand angelegt worden“, schreibt Hackel.

Die Gruppe um Hackel hatte sich mächtig zu sputen, denn die Kammwanderung über das Rauchcheck, den höchsten Gipfel des Tennengebirges, war zeitraubend gewesen und ein Gewitter saß ihnen nun im Nacken. „In der nur mehr von Blitzen erhellten Finsternis“ erreichten sie atemlos die Werfener Hütte, die dazumal noch unbewirtschaftet war, und versuchten, so Hackel, „sich ein erträgliches Lager zu bereiten. Das war nicht so einfach; denn abgesehen davon, dass man wegen der Kürze der Pritschen entweder zusammengeklappt wie ein Taschenmesser oder verdreht wie ein Fragezeichen liegen musste, hatten die Matratzen tiefe Gruben und waren durch eingedrungene Nässe halb verfault ...“

Heute empfängt hier wahrer Luxus. Auf der ausladenden Sonnenterrasse hat Gerhard Hafner schon den Grill angeschmissen, von dem es bald brutzelt und duftet. Der Duft muss auch für die Lamas verführerisch sein, denn prompt stürmen sie die Terrasse, und wäre Andreas, der jüngste Hafner-Bub, nicht mit seiner Wasserpistole bewaffnet, womöglich hätten sie Leckeres ergattert. Valentino und Dandy gehören seit acht Jahren quasi zur Familie und stehen wohl nicht nur auf die feinen Kräuterdüfte der Wiesen unter den Kletterfelsen der Werfener Hütte. Immer wieder sorgen die zwei Lamas für Trubel, mitunter werden sie zum Trekking eingesetzt. Exotisch geht es auch in der Küche zu, wo Sherpa-Koch Mingma Nuru aus dem Solo Khumbu Abwechslung bietet. Die Werfener Hütte ist fast immer gut besucht: ein Klettereldorado gleich im Rücken und gigantischer Ausblick. Des Nachts schlängelt sich das illuminierte Salzachtal einer Leuchtschlange gleich durchs Gebirge. Hochkönig, die Glocknergruppe und der ganze Tauernkamm bis zum Dachstein sind zu sehen, wenn man ein paar Schritte um die



Ecke geht, wo der Sonnenaufgang am schönsten ist. Nebel wabern des Morgens mystisch um die Burg Hohenwerfen, die einem hier zu Füßen liegt.

Zurück an der Edelweißhütte, räumt Martin Berner gerade die Reste seines Wochenenddienstes zusammen. Nur drei Gäste sind über Nacht geblieben. Die Menschen werden halt bequemer, wollen lieber bedient werden und so wenig wie möglich selber schleppen. Er stellt uns noch einen Kanister Wasser hin und eilt dann talwärts zu seinem anderen Job. Der Winteraum gehört uns, hoffen wir zumindest. Tatsächlich zeigt sich kein Mensch mehr. Die untergehende Sonne verwandelt die weiten Karstflächen in einen rosa Teppich. Welch ein Landschaftsdrama. Mit jeder Minute verändert sich der Himmel. Zu schade, die Zeit mit Kochen zu verschwenden. Erst als es dunkel ist, entzünden wir unseren Gaskocher.

Das schönste Klohäusl der Welt

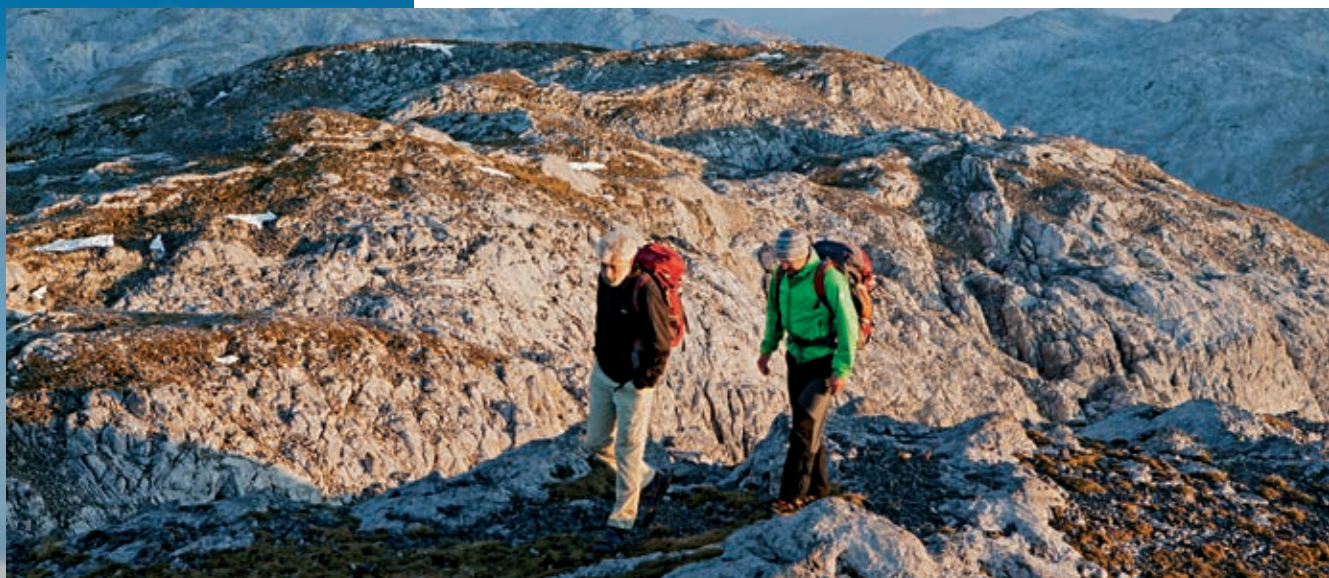
Genauso vergoldet der nächste Morgen. Und das, was sonst Notdurft heißt, müsste hier einen anderen Namen bekommen. Bei geöffneter Tür, wenn die Sonne überm Dachstein aufgeht, könnte man

ewig sein Geschäft verrichten. Das schönste Klohäusl der Welt ist zugleich auch Wetterstation, die höchste im Salzburger Land. Ein am Dach installiertes Messgerät der Universität Salzburg zeichnet Niederschläge, Wind und Temperatur auf. Auch wenn in der Edelweißhütte übernachtet wird, ist eine Überquerung des Tennengebirges eine Herausforderung. Der Weg zur Laufener Hütte wird sich ziehen, weil man eher langsam vorwärtskommt, da die Karrenfelder höchste Konzentration erfordern, will man sich mit dem Fuß nicht in irgendeinem Loch verkeilen.

Okay, wir haben schwere Rucksäcke, denn unsere bisherigen Begegnungen haben diese Behauptung schon mit Lügen gestraft. Trailrunner, die mal schnell schlappe 1500 Meter hochjoggen, einen Kaffee, falls möglich, in der „Edelweiß“ trinken und dann wieder hinunterhuschen. Eigentlich immer Einheimische, denen das Tennengebirge ideales Trainingsterrain ist, so wie Stefan, der uns mit seinen klobigen Schalenschuhen auffällt. Er will demnächst auf den Aconcagua steigen und muss seine Treter noch einlaufen. Offensichtlich ist eine Überschreitung auch für diese Freaks

Die einfache, holzgetäfelte Edelweißhütte unterhalb des Streitmandl versetzt zurück in Pionierzeiten der Alpinerschließung.





zu viel, wir bleiben jedenfalls den ganzen Tag mutterseelenallein.

„Tatsächlich ist die weite Fläche viel stärker gegliedert, als es von unserem erhöhten Standpunkt aus gesehen den Anschein hat“, brachte es bereits Heinrich Hackel auf den Punkt. Vom Streitmandl wirkt der Bleikogel so nah. Flugs über das Hochplateau, könnte man meinen, und man ist schon da. Aber es wird Stunden dauern, kurzweilige Stunden, denn jede Ecke birgt eine faszinierende Formenvielfalt. Zwischen Kämmen und Kuppen hohle Gassen, Karrenfelder mit bizarren Auswaschungen, die mitunter wie Fußabdrücke aussehen. „Große und kleine Dolinen sind eingekehlt, zwischen denen oft schneidige Grate und stachelige Rippen stehen geblieben sind, dann klaffen plötzlich abgrundtiefe, sich nach unten mitunter flaschenförmig erweiternde Löcher, die namentlich bei trügerischer Schneelage für den ahnungslosen Wanderer keine geringere Gefahr bedeuten als Gletscherspalten“, so Heinrich Hackel. Ein guter Vergleich. Auch wenn jetzt im Herbst die Schneereste verschwunden sind, fühlen wir uns dennoch wie auf einem Gletscher, einem steinernen, mit vielen Spalten und Rissen. Besonders dramatisch zeigt er sich südseitig unterm Bleikogel. Wer die Markierungen dort verlässt, irrt durch ein Labyrinth von Trichtern und Felsbrücken.

Ganz plötzlich liegt uns die Tentalpe zu Füßen. Eine Karstwanne wie das Pitschenbergtal. Das

Überschreitung vom Fritzerkogel zum Hochbrett, im Hintergrund der Bleikogel. Auf den weiten, karstigen Hochflächen muss man trittsicher und ausdauernd sein.

Grün tut dem Auge wohl. Es ist der einzige Ort im Inneren des Tennengebirges, wo Rinder den Sommer verbringen, weil von Abtenau ein verhältnismäßig leichter Zugang besteht. Überm „Mankeibuckl“, dem Zuhause unzähliger Murmeltiere, thront die Laufener Hütte. Liegestühle stehen bereit, wo wir uns reinplumpsen lassen. Wenig später zischt Bier durch die trockene Kehle. Herrlich, in dieser Lage den Blick durch die Arena stolzer Gipfel schweifen zu lassen. Gleich vier Hüttenwirte sind um das Wohl der Gäste bemüht. Wöchentlich wechselt hier die ehrenamtliche Betreuung. Auch wenn das Haus umwelttechnisch auf den neuesten Stand gebracht wurde, bleibt die einstige Hüttenphilosophie erhalten. Der Gast versorgt sich selbst, eine Küche steht ihm zur Verfügung. Die Crew ist nur für die Getränke zuständig, serviert auf Wunsch aber gerne eine Suppe. Keinem Geringeren als Heinrich Hackel, Gründungsmitglied der einstigen Sektion Abtenau, ist der Bau dieses wichtigen Stützpunktes zu verdanken. Gleich nach der Fertigstellung 1925/26 übernahm die Sektion Laufen des Deutschen Alpenvereins die Schutzhütte. Der gute Zustrom machte eine Vergrößerung in den 50er-Jahren notwendig. Nach einer dreijährigen Sanierung zur Jahrtausendwende wurde dem Haus das Umweltgütesiegel der Alpenvereine verliehen. Wer sich auf eine Führung hinter den Kulissen einlässt, ist beeindruckt. Dank Photovoltaik und Solaranlage gibt's Strom und Warmwasser. Wenn die Solarenergie zum Heizen nicht mehr reicht, springt ein Blockheizkraftwerk ein, das sich mit nur einem Fass Rapsöl pro Jahr durch einen extrem geringen Verbrauch auszeichnet. Regenwasser wird zu Trinkwasser aufbereitet, das Abwasser vollbiologisch abgebaut. Die Trockentoiletten sind mehr oder minder geruchsneutral. Die Rückstände landen nach der Verrottung als Humus hinter der Hütte. Edi, einer der Hüttenwirte, schmunzelt, wenn er an den Gast denkt, der eines Tages ganz begeistert erzählte, er habe eine wunderbar weiche Stelle, ein Biotop gefunden. Wo denn? Hinter der Hütte. Hmh.

Potenzial für einen Biosphärenpark

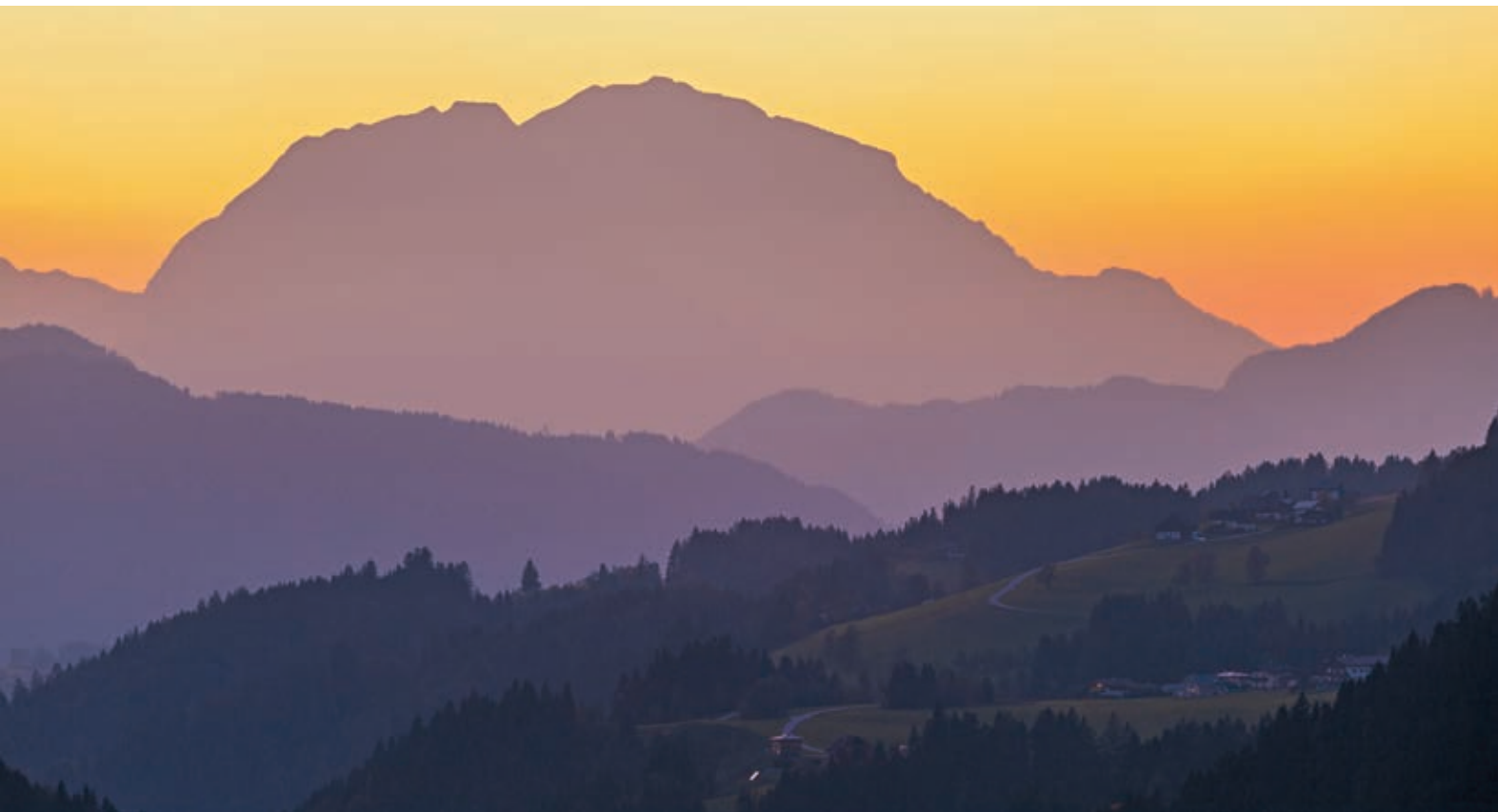
Einst wollte man das Kleinod touristisch „aufwerten“, eine Seilbahn zur Laufener Hütte und Skilifte bauen. Dank dem starken Engagement der Alpen-

vereinssektion Lammertal ist das Projekt Abtenau 2000 kein Thema mehr. Im Bergfrühling gedeiht hier eine ungeheuer vielfältige Alpenflora: Frauenschuh, Türkenbund, Knabenkraut, Glocken-Enzian, Vergissmeinnicht ... und natürlich Meere von Almrausch. Auch zwölf Endemiten verzeichnet das Tennengebirge, darunter der Salzburger Alpenmohn, das Sauter-Felsenblümchen, die Clusius-Primel. Seit 1982 ist das 85 Quadratkilometer große Plateau unter Naturschutz gestellt, vier Jahre später kamen 4781 Hektar im südwestlichen und südlichen Außenbereich als Landschaftsschutzgebiet hinzu. Stolze 694 Biotope zählt das gesamte Schutzgebiet, elf besonders ungewöhnliche Objekte (Höhlen, Wasserfälle, Bäume) sind als Naturdenkmäler klassifiziert. Zu Beginn der Jahrtausendwende befassten sich die Gemeinden rund um das Tennengebirge mit der Idee eines Biosphärenparks, um die regionale Wertschöpfung zu stärken, die Landwirtschaft und ihre regionalen Produkte zu fördern. Leider stellten sich zu viele Grundbesitzer und am Gebiet beteiligte Gemeinden dagegen.

Klippentour – fast wie am Meer

In den Halden der Tagweide, dem Gipfel nordöstlich der Laufener Hütte, sollen sich Massen an versteinerten Korallen und Seelilien finden lassen, am Grießkogel Schnecken und Kopffüßler, erfahren wir. Geologisch gesehen ist das Tennengebirge eine mächtige Riesenscholle verfestigter Meeresedimente, während der Alpenfaltung über 2000 Meter emporgedrückt. Erst später haben die Wasser der Salzach und Lammer das Gebiet vom benachbarten Dachstein und Hagengebirge getrennt, wissen die Experten, und einen pultförmigen, isolierten Gebirgssockel zurückgelassen. Es ist der östlichste Stock der Salzburger Kalkhochalpen, überwiegend aufgebaut aus Dachsteinkalk und -dolomit, der im Süden in gewaltigen Wandfluchten abrupt zur sanfthügeligen Schieferzone abbricht. Dieser einmalige Kontrast könnte sich uns nicht besser vom Fritzerkogel darbieten, zu dem wir in steilen Serpentinauflagen aufgestiegen sind.

Nein, die klassische Überquerung bis zur Laufener Hütte mit Abbruch in Abtenau war uns nicht genug. Wir müssen unbedingt noch einen Gang auf der Randumwallung dranhängen, sagte



Blickfang im Norden: der Hohe Göll

doch bereits Hackel zu seiner Überschreitung vom Fritzerkogel übers Hochbrett gen Bleikogel: „für uns war es eine der schönsten Touren, die wir im Tennengebirge gemacht haben, reich an großartigen Eindrücken.“ Wie eine Brandung wogen Wolken an den jähren Abstürzen, aber es sind harmlose Nebelgebilde, die sich immer wieder auflösen. Bei schlechter Sicht wäre die schmale Kamm-schneide unbedingt zu meiden. Schwindelnd der Blick vom Kleinen Fritzerkogel in die Gamsmutterwand. Für mehr Adrenalin sorgt eine kurze Kletterpartie in eine scharf eingerissene Scharte, dann macht das breite Rasendach des Hochbretts eine schnellere Gangart möglich. Im Süden blendet das weiße Gipfelband der Tauern, im Norden das Hochplateau. Eine Panoramatour der Superlative. Erst beim Steilabstieg von der Tauernscharte zur Hackel-Hütte merken wir, wie müde unsere Beine sind. Als das Ehepaar Hackel noch die Hütte führte, hieß sie Söldenhütte. Plünderer und Lawinen machten ihnen zu schaffen. Unermüdlich kümmernten sie sich auch um die Wegmarkierungen

und lernten dabei die ganze Pracht des Tennengebirges kennen. Heute ist das Haus dem Salzburger Almenweg angeschlossen. Ganz neu ist ein Kinder-Sagenweg, der von den streitenden Brüdern erzählt, die auf dem Abstieg zur Wenger Au hoch überm Kopf als versteinerte Eiskögel ihren Fluch ausharren. Dort verbirgt sich auch die Eiskogelhöhle, eine der schönsten Schauhöhlen im Naturzustand. Nichts ist dort für den „Halbschuhtouristen“ präpariert. Steigeisen und Mumm braucht's, um mit dem leidenschaftlichen Höhlenführer Herbert Burian in die Unterwelt zu steigen. Ob innen oder außen, das Tennengebirge ist Abenteuer pur abseits des Mainstreams.

Literatur:

Sepp Brandl: Rund um den Hochkönig. Steinernes Meer – Tennengebirge – Steinberge, Rother Wanderführer, 5. Aufl. 2011

Sepp Brandl: Dachstein-Tauern. Mit Tennengebirge, Rother Wanderbuch, 1. Aufl. 2007

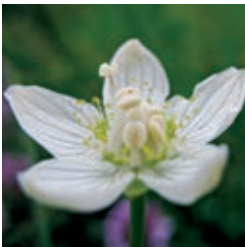
Schutzgebiet ohne Betreuung

Status quo und Zukunftsperspektiven eines Landschaftsjuwels

>> **Elisabeth Katzengruber**

Wenn man das Naturschutzgebiet Tennengebirge und das nach Süden gleich einem Halbmond vorgelagerte Landschaftsschutzgebiet durchwandert, begegnet man rund 350 verschiedenen Farn- und Blütenpflanzen. Etwa 130 km² dieses wertvollen Naturraums wurden in den 1980er-Jahren unter gesetzlichen Schutz gestellt. Wie weit wird dieser Schutz alleine durch Gesetze gewährleistet und welche Verbesserungs- oder Anpassungsmöglichkeiten gibt es, um das Miteinander von Berg, Natur und Mensch auch in Zukunft sicherzustellen?

Herzblatt (*Parnassia palustris*), Zwergstängel (*Chamorchis alpina*), Alpen-Greiskraut (*Senecio cordatus*)



Das Bundesland Salzburg weist eine beachtliche Fläche an Schutzgebieten auf. In den Naturparks Weißbach und Riedingtal, in mehreren kleineren Schutzgebieten im Flachgau sowie im Nationalpark Hohe Tauern ist eine hauptamtliche, professionelle Schutzgebietsbetreuung bereits umgesetzt. Die Großschutzgebiete in den Kalkhochalpen jedoch, zu denen auch das Tennengebirge zählt, sind bisher noch unbetreut. Diese Tatsache bot die Grundlage für eine wissenschaftliche Arbeit zum Thema Schutzgebietsbetreuung und deren Rahmenbedingungen am Beispiel Tennengebirge.¹

Für den vegetationsökologischen Teil der Untersuchung wurden sämtliche bereits kartierte Biotope des Naturschutzgebiets und des Landschaftsschutzgebiets Tennengebirge analysiert und einem Ranking unterzogen. In jeder Gemeinde wurden pro Schutzgebietskategorie die drei

erstgereihten Biotope begangen und hinsichtlich ihrer Veränderungen seit der letzten Kartierung in den 1990er-Jahren untersucht. Im sozialgeographischen Teil der Arbeit wurden qualitative Interviews mit Experten aus den Bereichen Landwirtschaft, Forstwirtschaft, Alpine Vereine, Lokalpolitik, Tourismus, Naturschutz und Wissenschaft geführt. Die vegetationsökologische Untersuchung ergab, dass sich viele Biotope nach wie vor in einem sehr guten Zustand befinden und weiterhin als schützenswert zu betrachten sind. Viele der untersuchten Biotope jedoch werden durch Einflüsse wie zu frühe Mahd, übermäßige Beweidung, Entwässerung und Erschließung bisher unberührter Bereiche gefährdet.

Bei der Expertenbefragung wurden ein hochwertiger, extensiver Tourismus, eine attraktive Landschaft samt artenreicher Flora und Fauna sowie eine weitgehend intakte Land- und Almwirtschaft als die Stärken der Region genannt.

Die Schwächen der Region werden vorwiegend in einer schlechten Arbeitsmarktsituation mit Schwerpunkt Tourismus und in der die Landschaft zerstörenden touristischen Infrastruktur gesehen. Der Begriff der Schutzgebietsbetreuung ist dem Großteil der Befragten geläufig, jedoch bestehen Unsicherheiten, was konkret darunter

¹ Berner, Elisabeth: Schutzgebietsbetreuung im Spiegel vegetationsökologischer und sozioökonomischer Aspekte am Beispiel Tennengebirge, Masterarbeit Universität Salzburg, 2009.

Die Arbeit ist aus einer Kooperation zwischen Universität Salzburg, OeAV Sektion Salzburg, OeAV Gesamtverein sowie dem Amt der Salzburger Landesregierung, Abteilung Naturschutz entstanden.



zu verstehen ist. Als mögliche Aufgaben einer Schutzgebietsbetreuung wurden vor allem Maßnahmen zum Erhalt und zur Verbesserung der Naturlandschaft sowie intensive Öffentlichkeitsarbeit genannt. Weiters zählen für die befragten Experten die Ergänzung der behördlichen Aufsichtspflicht zum Tätigkeitsbereich einer Betreuung sowie die Aufgabe, zwischen den unterschiedlichen Interessensgruppierungen zu vermitteln. Positive Effekte einer Schutzgebietsbetreuung könne es dann geben, wenn die Kommunikation zwischen Interessensgruppierungen verbessert und sowohl der Bevölkerung wie auch den BesucherInnen eine entsprechende Umweltbildung angeboten werde. Das vorhandene Angebot von Umweltbildungseinrichtungen oder Gruppierungen, die sich für Naturschutz in der Region engagieren, wird als gering eingeschätzt. Nur die Berg- und Naturwacht sowie diverse alpine Vereine bieten dahingehend vereinzelt Veranstaltungen oder Aktivitäten an.

Das Ergebnis der Untersuchung zeigt deutlich: Naturschutzgebiete sind heute wichtiger denn je. Eine Ausweisung alleine reicht jedoch nicht aus, um sie auch in einem schützenswerten Zustand zu erhalten. Vielfach sind vor allem im Landschaftsschutzgebiet Tennengebirge Maßnahmen notwendig, um degradierte Flächen wieder in einen besseren Zustand überzuführen.

Das Tennengebirge ist ein Naturjuwel vor den Toren der Stadt Salzburg. Um der Bevölkerung und den Besuchern die Besonderheiten dieses Karstgebirges bewusster zu machen, ist es not-

wendig, Umweltbildung in den verschiedensten Facetten zu betreiben. Denkbar sind Vorträge, Exkursionen, Ausstellungen, bewusstseinsbildende Veranstaltungen in Schulen oder Ähnliches. Nur wenn Menschen über die Schätze in ihrer nächsten Umgebung auch Bescheid wissen, sind sie bereit, mit diesen verantwortungsbewusst umzugehen. Der sanfte Tourismus könnte durch solche Veranstaltungen zusätzlich an Attraktivität gewinnen. Wie die im Land Salzburg bereits erfolgreich eingeführten Schutzgebietsbetreuungen und Beispiele aus anderen Bundesländern zeigen, ist eine professionelle Betreuung ein Gewinn für alle Beteiligten. Der Naturschutz bekommt auf diese Weise ein Gesicht und wird nicht mehr nur als rein behördliches „Verhinderungsinstrument“ wahrgenommen.

Die Schutzgebietsverordnungen bestehen schon seit vielen Jahren, durch die Einrichtung einer Betreuungsstelle würde es daher zu keinen neuen Einschränkungen für Grundbesitzer und -nutzer kommen. Vielmehr würde der Schutzgebietsbetreuer als kompetenter Mittler zwischen vielen Interessengruppierungen fungieren. Gemeinsam mit der lokalen Bevölkerung, Vereinen und Gemeinden können so zufriedenstellende Lösungen für den Menschen als Teil der Kultur- und Naturlandschaft erzielt werden.

Vor allem der Alpenverein, eine der größten und aktivsten Naturschutzorganisationen Österreichs, hat durch sein Know-how und das Engagement in seinen Arbeitsgebieten die Möglichkeit, vieles zu bewegen.

Impressionen aus dem Tennengebirge (von links nach rechts): Rundkarren im Schildkar; die Gappentalalm in Blickrichtung Fritzerkogel und Hochkarfelderkopf; Fetthennen-Steinbrech (*Saxifraga aizoides*)

Alle Fotos: © E. Katzensgruber

Winterreport aus Werfenweng

Eine Reportage zu umweltverträglichem Fremdenverkehr in Zeiten drohender Klimaerwärmung

>> **Martin Roos**

Obwohl ein Rekordjanuar 2012 alle „Klima-Ängste“ vergessen machen mag, gedeihen im Bergdorf Werfenweng die Umweltpläne weiter. Vorrangig geht es auf der Südseite des Tennengebirges um „Sanfte Mobilität“. Auch wenn diese Bemühungen nicht ohne Widerstände und Fehlentwicklungen ablaufen: Die Zwischenergebnisse können sich sehen lassen und haben Vorbildcharakter für andere Alpengemeinden.



Auf einer Bobbahn schnurrt das Shuttle in den Ort. Die Bobbahn ist eigentlich die Dorfhauptstraße, aber beidseitig hat der Pflug den Januarschnee zu unüberschaubaren Wänden aufgetürmt. Ein weißer Fahrbahnteppich dämpft das Motorgebrumm des Mercedes Vito. Er gehört zum Fuhrpark des Dienstes mit dem Titel „Werfenweng-Shuttle“, in ihm reisen bahnaffine Gäste vom Euro-City-Halteort Bischofshofen hinauf, an die Sonnenseite des Tennengebirges. Vor dem Hotel hält das Shuttle neben einer Reihe weißer Skulpturen, deren markante Form verrät: Hier parken Autos, deren Räder seit den heftigen Schneefällen stillstehen. „Wie viel bin ich für den Abhol-Servive schuldig?“ Die naive Frage des Reporters tut die Shuttle-Fahrerin routiniert mit einem Lächeln ab: „Nix, wir sind doch hier auf dem SaMo-Trip.“

SaMo – Sanfte Mobilität

Diesem Motto verschreibt sich Werfenweng seit bald zwei Dekaden. Unter dem Motto „Urlaub vom Auto“ bekommt eine sogenannte SaMo-Card, wer autofrei zu einem der mehr als vierzig Verbundbetriebe anreist oder aber seinen Autoschlüssel bis zur Abreise in Gemeindeverwahrung nehmen lässt. Ein „All-inclusive“-Angebot der anderen Art: Abhol- und Bringdienst für den Talbahnhof Bischofshofen, Anruftaxi vor Ort, Elektro- und Biogas-Autos auf Vorbestellung, im Sommer diverse kleinere Fahrzeuge – mit der SaMo-Card alles gratis. Sie finanziert sich zu fast 90 Prozent durch Gäste und Gastgeber. Erstere zahlen eine Verwaltungsgebühr; Letztere eine Abgabe pro Gastnächtigung. Mittlerweile entscheidet sich ein Viertel aller Werfenweng-Urlauber für die Bahnreise nach Bischofshofen.

Am nächsten Tag stecken die Gipfel in Wolken, die Lawinlage bleibt angespannt. Nachdem sich eine Skitour ins Herz des Tennengebirges nicht empfiehlt, geht es morgens mit dem Gratis-skibus zum „Pisteln“. Als der Bus an der Talstation hält, sind die ersten hundert bahnnahen Parkplätze bereits dicht an dicht belegt. Stirnrnzeln. Sanfte Mobilität, das gilt also nur für das Dutzend Orts-gäste, die heute den Skibus genommen haben?

Beschaulicher als an der blechumlagerten Talstation geht es auf den Pisten zu, im „Familienski-gebiet“, so der Slogan der Bahnbetreiber. Am Fuß des nagelneuen Vierersessellifts hat der Service-



mann Zeit, Tipps loszuwerden für den Fall anhaltend widriger Tourenbedingungen: Auf Forstwegen hinüber in Richtung Hochkönig, empfiehlt der Mann, hinauf zur Ostpreußenhütte. Wie sich diese Extratour realisieren lässt – Autofahrt hinunter nach Werfen und hinauf zur Dielalm –, klärt sich mit der SaMo-Card minutenschnell und unbürokratisch: Gegen Unterschrift übergibt das Tourismusbüro Schlüssel und Papiere für den „Grashüpfer“, einen kleinen Citroën, angetrieben mit Biogas aus heimischem Wiesengras.

Außen- und Innenansicht des Tennengebirges

Schroff und abweisend zeigt sich vom Westen her die Steilseite des Tennengebirges, Nebelfetzen wallen entlang. Auf der Lichtung am Nordfuß des Hochkönigs, die der Liftmann als Aussichtspodest anpries, verschmilzt das Wattweiß mit den Wolkenbändern am Himmel. Diesen Abstecher würden Verhaltensforscher wohl als umorientierte Handlung einstufen, aber für Skitourenvernarrte ist die Ostpreußenhütte ein schönes Schlechtwetter-Alibi. Zumal der Folgetag mit Bilderbuchwetter aufwartet und einen Freifahrtschein erteilt für Werfenwengs Paradetour, endlich! Als trauten sie dem Frieden nicht, kauern sich hinten im Talchluss die Almhütten tief hinein in unberührte Schneehänge, kaum dass ihre wettergegerbten Holzgesichter noch herauslugen. „Ein echter Aus-

Vor der Bergidylle des Eiskogels (Doppelgipfel im Hintergrund) soll im Tal „Sanfte Mobilität“ den Verkehr bändigen. Doch die Skigebiere (oben) leben zum Leidwesen der Stammgäste und Einheimischen überwiegend von Tagesgästen.

alle Bilder © Martin Roos



**So wäre das Idealbild:
Anreise per Bahn, bei
Bedarf ein Elektroauto
gratis ...**

nahmewinter“, meint Markus Meilinger. Der Hotelier aus Werfenweng hat sich heute frei genommen, um eine Skitour zu gehen – die Skitour im Tennengebirge: von der Wengerau über die Tauernscharte auf den Eiskogel-Doppelgipfel, der den Talgrund um weit mehr als 1000 Meter über-

ragt. Seine Lieblingstour braucht sich Meilinger trotz Idealbedingungen nur mit einem guten Dutzend Gleichgesinnter zu teilen, die später ihre Pulverschneeabfahrt nach Belieben hinabjauchzen. Denn unter Tourengheern gilt das Tennengebirge noch immer als Geheimtipp.

Was heißt Nachhaltigkeit im Tourismus? – Zielvorgabe der „Alpine Pearls“

Werfenweng liegt 45 km südlich von Salzburg, auf 900 m Seehöhe. Platz gefunden hat das knapp tausend Einwohner zählende Dorf am Ende urzeitlicher Moränenhänge, aufgeschoben von einstigen Gletschern, auf der Südseite des Tennengebirges.

Mit knapp rund 1600 Gästebetten (Ende 2012 zusätzlich 360) und rund 200.000 Jahresnächtingungen ist Werfenweng im tourismusintensiven Salzburger Land ein eher kleiner Fremdenverkehrsort. Urlauber kommen zu 73 % aus Deutschland, zu 18 % aus Österreich und zu 6 % aus dem Benelux. Bis auf das Segment der eher Trubel suchenden Jugendlichen und jungen Erwachsenen spricht Werfenweng alle Altersklassen an.

Einen Namen gemacht hat sich Werfenweng durch das Konzept Sanfter Mobilität sowie als „Perle“ im Verbund der „Alpine Pearls“, die „nachhaltigen Urlaub im Einklang mit der Umwelt“ propagieren.

Zurück geht dieses Konzept auf die 1992 unter Ägide der Vereinten Nationen vorangetriebenen Prämissen „nachhaltiger Entwicklung“. Angewandt auf den Tourismus definiert es der Alpenexperte Werner Bätzing: „Nachhaltiges Wirtschaften betrachtet Natur und Umwelt nicht als beliebig vernutzbares Material, sondern als von früheren Generationen geschaffene Lebensgrundlage, als ‚Heimat‘, die auch für künftige Generationen zu erhalten ist.“¹

Weil außer ökologisch auch auf anderer Ebene nachhaltig zu wirtschaften ist, führt in die Irre, wer synonym für nachhaltigen Tourismus Begriffe verwendet wie Öko- oder Alternativtourismus. Zu Nachhaltigkeit im Fremdenverkehr gehört auch: für Einheimische

die Lebensqualität erhalten oder verbessern, die lokale Ökonomie stärken und für hohe Gästezufriedenheit sorgen, erläutert das Themenheft „Nachhaltiger Tourismus in Naturparks“².

Eine Verminderung des Ausstoßes von Kohlendioxid gehört zu den vorrangigen Umweltzielen im Alpenraum. Gemäß einem Hintergrundbericht der Internationalen Alpenschutzkommission CIPRA spielt hier touristischer Verkehr die Hauptrolle³, weswegen sanfter Tourismus vielerorts als Allheilmittel angepriesen wird. Trotzdem: „Sanfter Tourismus ist keineswegs immer der Königsweg eines nachhaltigen Tourismus“, heißt es im Kompendium „Nachhaltigkeit“⁴.

Abgesehen von Sanfter Mobilität, auf welchen Ebenen wird in Werfenweng außerdem Nachhaltigkeit angestrebt? Was den ökologischen Sektor angeht, so produziert das Dorf die Alternativenergie für Elektrofahrzeuge durch ein Sonnenkraftwerk auf der Südseite des Ortes. Ökonomisch gesehen strebt Bürgermeister Brandauer Ganzjahrestourismus an, sodass die Arbeit im Fremdenverkehr auch für Einheimische wieder beliebt wird: „Mit geregelten Arbeitszeiten, einer Fünf-Tage-Woche und Wohnmöglichkeiten auch für Familien wollen wir eine andere Arbeitsqualität schaffen – weg vom hohen Stress- und Arbeits-Aufkommen in Sommer und Winter, und weg von bescheidenen Personalunterkünften.“

1 „Orte guten Lebens“, Zürich 2009

2 Hrsg.: Verband Deutscher Naturparke, Bisingen 2002

3 „Tourismus im Klimawandel“, PDF abgerufen am 10. 2. 2012 auf www.cipra.org („Dossiers“)

4 Hrsg.: Wolf Dieter Grossmann, Frankfurt 1999



Kaum war in Werfenweng der SaMo-Verbund geschaffen, da klinkte sich Meilinger mit seinem Gastbetrieb begeistert ein, er kennt sich aus mit dem Angebot. Noch vor Erreichen des 2321 Meter hohen Eiskogels schlägt er vor, ein Anruftaxi zu bestellen. Meilinger denkt dabei an den muskelmüden Reporter, der sich um seine Adduktoren ängstigt, wenn später nach 1400 Höhenmeter Abfahrt das Flachstück hinaus ins Dorf zu skaten ist. „Sich abholen zu lassen, geht mit der SaMo-Card gratis“, weiß Meilinger, „außerdem kannst du dann beim Zwischenstopp am Sportgeschäft ein Langlaufset einladen.“ – Gebührenfrei auch dessen Ausleih.

Unsanfte Mobilität

Die Loipe beginnt gleich hinter Meilingers Hotel, fast im Dorfkern. Trotzdem ist der Ort schnell verlassen, zumal auf den die Loipe kreuzenden Sträßchen Streuverbot herrscht. Dann jedoch wird die zum Eulersberg führende Route unterbrochen, auf der Hauptstraße herrscht starker Verkehr: Die Pkw-Kette reißt nicht ab – nicht nur hier vor dem Dorf, sondern auch mittendrin, wo die Blechkarawane zwischen Mariä-Geburt-Kirche und Friedhof lärmt. Wie kann ein Ort, der sich Sanfter Mobilität verschreibt, derartige Auswüchse zulassen? Antworten finden sich am Ende der Straße, an den Bergbahnen. „Wir leben zu Dreivierteln von den Tagesgästen“, sagt Josef Weissacher, Gesellschafter der Bergbahnen Werfenweng GmbH. Höher noch fällt der Anteil an einem schönen Winterwo-

chenende aus: Dann kommen laut Weissacher von den vier- bis fünftausend Skifahrern, die sich auf den Pisten tummeln, nicht einmal 15 Prozent aus Werfenweng. Warum aber sollen sich die Autos nicht vor der Ortsdurchfahrt parken lassen, damit Skifahrer in einer – schon angedachten! – Zubringerbahn das Liftgebiet erreichen? „Das schreckt die Leute ab“, glaubt Weissacher zu wissen. Auf die Nachfrage, ob denn eine Bahnfahrt mehr oder weniger für die Pistenbesucher überhaupt relevant sei, mag er gar nicht eingehen. Dazu passt, dass die Bergbahnen einen Mobilitätsstil bewerben, wie er unsanfter nicht sein könnte. „Über die Tauernautobahn nur 30 Autominuten von Stadt Salzburg entfernt“, prangt es auf ihren Internetseiten.

„Ganz klar, wir brauchen die Tagesgäste“, bekennt Bürgermeister Dr. Peter Brandauer, räumt jedoch ein, dass diese Gäste zugleich am störendsten seien, besonders für SaMo-suchende Dorfgäste. Trotzdem gibt sich Brandauer optimistisch, lobt „den vernünftigen Dialog“ mit den Bergbahnen und die Fortschritte in Sachen Sanfter Mobilität. „Da wehren sich die Bergbahnen ein bisschen“, schmunzelt Brandauer, sich seiner Untertreibung bewusst seiend. „Aber immerhin ist die offene Diskussion schon möglich; vor zehn Jahren war das undenkbar.“

Loipenverlauf sanft oder unsanft, Verkehrsberuhigung hin oder her: Werfenweng versöhnt rasch die Stimmung. Weil der Nachmittag verhangen war, sind die meisten Tagesgäste bereits auf

... und während die PS des Pkw unter Motor- und Schneehaube ruhen, lässt sich der Talschluss hinter Werfenweng mit echten Pferdestärken erkunden.



Bevor mancher Steilhang die Abfahrtsfreuden schürt (links), wird beim Aufstieg zum Eiskogel (siehe Bild S. 58) der Blick zum Dachstein frei (rechtes Bild).



und davon. Aber die Abendsonne lässt die Spitze des Hochthrons noch einmal erglühen und erzeugt veritablen Alpenwinterkitsch, auch unten, im zur Ruhe gekommenen Werfenweng. Winterwanderer ziehen einen Schlitten, auf dem ein eingemummeltes Kind verträumt vor sich hin singt. Aus den Wellnessabteilungen der Hotels wabern lautlos Dampfchwaden. Knirschend biegen die Reifen des Shuttle auf einem Hotelparkplatz ein. Dem Fahrzeug entsteigen ein Paar und zwei Kinder, soeben angereist, aber schon viermal zu Gast im Ort gewesen. Es entspinnt sich ein kurzes Gespräch über das „Warum nach Werfenweng?“, bei dem der Reporter seine beruflichen Motive ins Spiel bringt. Worauf das Paar einhellig bittet: „Aber nicht zu schön schreiben!“

Stimmen aus dem Dorf

Auf dem Weg zum Interview mit dem Bürgermeister im Gemeindeamt ist der Reporter dem Werfenwenger Peter Dölderer begegnet. Gefragt, wie sich seine Heimat verändert hat, erwidert der 58-Jährige: „Mit dem Ort ist auch das Verkehrsaufkommen gewachsen. Aber obwohl wir ja jetzt lange schon die Sanfte Mobilität haben, hat sich mit dem Verkehr nicht viel geändert; hektischer ist es geworden im Ort.“ Ähnlich äußert sich auch ein pensionierter Eisenbahner, der aus Werfenweng kommt und am Vortag mit dem Reporter die Gon-

del der Bergbahn teilt: „Na mit den Autos, das hat sich nicht so geändert, da gibt’s immer noch viel zu viele.“

Große Pläne, große Fragezeichen

Wird sich am hohen Verkehrsaufkommen Werfenwengs in naher Zukunft etwas ändern? Nach Einschätzung des Bürgermeisters: ja (siehe Interview). Und auch sonst wandelt sich das Dorf: Im Dezember 2012 soll der „Travel Charme Bergresort Werfenweng“ in vollem Betrieb sein. Das Vier-Sterne-Superior-Hotel wird nach Überzeugung Peter Brandauers neue Gästeschichten anlocken, die für das Thema Sanfte Mobilität besonders empfänglich sind – und infolgedessen die Zahl der Tagesgäste mindern, die naturgemäß für ein besonders hohes Verkehrsaufkommen sorgen.

Zu wünschen ist es dem SaMo-Projekt, dass es weiterhin eine Vorreiterrolle spielen kann. Denn die alpenweiten Prognosen lesen sich alles andere als optimistisch. Laut einem CIPRA-Hintergrundbericht zum Verkehrsmanagement werden derzeit 84 Prozent der Urlaubsreisen mit dem Pkw unternommen und: „Der touristische Verkehr, insbesondere die An- und Abreise, ist die mit Abstand wichtigste CO₂-Quelle im alpinen Tourismus. Es wird davon ausgegangen, dass der Freizeit- und Ferienverkehr und damit auch die CO₂-Emissionen im alpinen Tourismus weiter zunehmen werden.“

„Ein Prozess der tausend kleinen Schritte“

Martin Roos sprach mit dem Bürgermeister von Werfenweng und „Alpine-Pearl“-Präsidenten Peter Brandauer

MR » Sie sagen, nach Anfangskonzepten zu Sanfter Mobilität seien Sie mit Blick auf ein autofreies Werfenweng „bald in die Realität geholt worden“. Was meinen Sie?

PB » Die Variante, Schranken zu errichten und zu sagen, „ab morgen sind wir autofrei“, ließ und lässt sich politisch nicht durchsetzen.

Dann wären Sie nicht mehr Bürgermeister

... genau; deswegen müssen wir einen Prozess der tausend kleinen Schritte absolvieren.

Der nächste Schritt?

Wir wollen vor der Ortseinfahrt einen Großparkplatz, den eine Bahn an Dorfkern und Bergbahnen anbindet. Das ist schwer durchzusetzen, aber da kommen wir nicht vorbei.

Wie weit sind Sie?

Der Gemeinderat hat zugestimmt, nun läuft die Machbarkeitsstudie.

Was für eine Bahn soll gebaut werden?

Keine U-Bahn wie in Serfaus, sondern eine oberirdische, sei es auf Schienen oder auf Gummirädern.

Wie soll sich das finanzieren?

Unsere Erfahrung zeigt, bei neuen Wegen gibt's auch neue Möglichkeiten der Finanzierung. Wir hoffen auf Gelder vonseiten der EU, wo ja Klimaschutz ein absolutes Zukunftsthema ist.

In Sachen Klima spielt ja nicht ausschließlich der Verkehr mit hinein, sondern auch andere Energiefresser. Wie sieht es zum Beispiel mit Beschneidung aus, hier im Skigebiet?

Das ist ein heißes Thema. Beschneidung ist bei uns nicht mehr wegzudenken, wobei heutige „Schnee-Lanzen“ viel weniger Energie verbrauchen; sie erzeugen die gleiche Menge Schnee wie vor zehn Jahren, bei nur einem Zehntel des Energieverbrauchs; aber sicher: Man kann das nicht ausschließlich schönreden.

Einmal abgesehen vom derzeitigen Projekt einer Dorfbahn: Wie lässt sich das Autoaufkommen kurzfristig in den Griff bekommen?

Da muss man die unterschiedlichen Mobilitätsbedürfnisse berücksichtigen. Urlaubsgäste wollen anreisen, vor Ort unterwegs sein und vielleicht Ausflüge machen. Ein weiteres großes Einsparpotenzial gibt es da nicht mehr, sondern eher

bei den Auspendlern; da schaffen wir schon jetzt mit „WirSaMo“ Anreize, um umweltverträglicher mobil zu sein, zum Beispiel in Form von Shuttle-Diensten und Fahrgemeinschaften.

Kommen wir zu den Tagesgästen.

Ich mache kein Geheimnis daraus, dass Tagesbesucher punktuell am sichtbarsten und störendsten sind – zumindest für unsere Urlaubsgäste, deren Erwartung auf Verkehrsarmut nicht befriedigt wird. Um aber nicht so massiv auf Tagesbesucher angewiesen zu sein, brauchen wir mehr Gästebetten.

Hat es mit diesem Umstand zu tun, dass die Gemeinde dem Reiseanbieter Travel Charme den Zuschlag gab, die rund 1600 Gästebetten um ein Viertel auf knapp 2000 Betten zu erweitern? Tourismusindustrie betreiben wir nicht und wollen das auch auf keinen Fall. Deswegen handelt es sich immer um eine Gratwanderung, bei der Frage „Wie viel Tourismus verträgt der Ort noch?“ Und natürlich stehen nicht alle hinter unseren Ideen.



Dr. Peter Brandauer (ÖVP) ist in Personalunion Bürgermeister, „Alpine-Pearl“-Präsident (beides ehrenamtlich) sowie Geschäftsführer des Tourismusverbands. Seit der promovierte Jurist 1989 Bürgermeister wurde, treibt ihn das Thema Sanfte Mobilität um. Als just dazu das österreichische Umweltministerium 1996 Modellorte suchte, erhielt Werfenweng den Zuschlag. Hinzu kamen später mehrere Bewilligungen aus EU-Töpfen, die Brandauer zusammen mit heute 24 Alpenrainern den Zusammenschluss „Alpine Pearls“ gründen ließ, der nachhaltigen Tourismus praktizieren möchte.

Geheimnisse im Innern

Die Höhlenwelt des Tennengebirges

>> **Peter Pointner**

Seit jeher üben die dunklen, sagenumwobenen Felsöffnungen der Berge eine magische Anziehung auf den Menschen aus. Mittlerweile wird die Höhlenerkundung von Hobbyhöhlenforschern auf hohem wissenschaftlichem und sportlichem Niveau betrieben. Weitläufige Gangsysteme, imposante Höhlenhallen und traumhafte Eisformationen warten im Inneren des Tennengebirges darauf, entdeckt zu werden.



Das Tennengebirge erhebt sich imposant als große Kalkgesteinsmauer aus dem Salzachtal und versperrt zusammen mit dem östlich liegenden Hagengebirge dem Reisenden von Salzburg kommandierend jeglichen Ausblick nach Süden. Karg ist die Oberfläche, kaum nennenswerter Bewuchs ziert die endlos scheinende Karstlandschaft. Die Nordseite des Tennengebirges bietet einen belebten Kontrast zur sonnenerhitzten Südseite und zum ausgetrockneten Plateau. Bis 1700 Meter Seehöhe hinauf erstrecken sich Fichten- und Lärchenwälder, ehe die oft ein undurchdringbares Geflecht aufbauenden Latschen weitflächig Oberhand gewinnen. Wenn südseitig bereits die Frühlingsblumen blühen, herrscht im Norden noch tiefer Winter. Metermächtig konserviert sich hier bis in den Juni hinein die Schneedecke. Der Nordrahmen des Gebirges ist nicht nur an der Oberfläche die feuchteste Gegend. Nahezu alle Karstquellen, die das Gebirge unterirdisch entwässern, entspringen in schattigen Kesseln dem nördlichen Gebirgsfuß. Die unterirdische Höhlenwelt ist ein gut geschütztes Geheimnis des Berges. Nur wenige Höhlenforscher stellen sich den großen Strapazen der stockfinsternen Abenteuer, die so knapp vor unserer Haustüre warten.

Die Höhleneingänge selbst sind zudem schon sehr schwierig zu erreichen. Nur durch sehr lange Fußmärsche erreichbare Schutzhütten, wie das Happisch-Haus, bieten Basisstation für weitere unterirdische Erkundungsfahrten. Die Höhle selbst will dann natürlich auch erobert sein. Kaum 10 Meter Höhlengang, der aufrecht begangen werden kann, ehe Eng- und Kletterstellen oder Blockberge den bequemeren Weiterweg versperren und die Forscher zu akrobatischen Einlagen verführen. Mit jeder Entdeckung wird der Weg zu neuen Landen, beginnend am Endpunkt der letzten Forschungstour, weiter und weiter.

Umgeben von Tausenden Tonnen Kalkgestein befinden sich die entferntesten Orte im Berg bis zu zwei ganze Tagesmärsche von der Oberfläche entfernt. Der Rückweg ist nicht weniger anstrengend und dauert meist gleich lang. So wurden bislang über 900 verschiedene Höhlen entdeckt und dokumentiert, darunter die größten Eishöhlen der Alpen. Große Areale des Gebirges wurden aber noch überhaupt nicht von Höhlenforschern genauer begutachtet. Doch das Tennengebirge ist nicht der einzige Karstock der Nördlichen

Kalkalpen, der Höhlensysteme in sich trägt. Dachstein, Hagengebirge, Steinernes Meer: Alle diese Plateaugebirge sind äußerst höhlenreich. Im Gegensatz dazu sind Gegenden wie das Karwendelgebirge, der Wilde Kaiser oder der Watzmann eher arm an Höhlen.

Die Höhlenbildung ist noch lange nicht abgeschlossen

Grundsätzlich entstehen die Höhlen in den Nördlichen Kalkalpen durch die sogenannte Karbonatlösung. Dabei wird CO₂ aus Atmosphäre und Bodenluft gewaschen und verbindet sich mit dem Wasser zur Kohlensäure. Diese schwache Säure ist fähig, das Kalzium-Ion aus dem Kalkgestein zu lösen und abzutransportieren. Je stärker die Kohlensäure oder je größer das Wasserangebot ist, desto mehr Kalzium kann aus dem Gestein gelöst werden. So erweitern sich die unterirdischen Hohlräume kontinuierlich.

Das Tennengebirge wird aus hartem Kalkgestein aufgebaut, das ca. 200 Mio. Jahre alt ist und als Dachsteinkalk bezeichnet wird. Dieser Kalk wurde unter tropischen Bedingungen als Korallenriff abgelagert. Die Bahamas zeigen ein gutes Vergleichsbild zu den damaligen Riffstöcken, die nun als hohe Plateauberge aus der Umgebung herausgehoben stolz in den Himmel ragen. Dieser reine Kalkstein besitzt hervorragende Eigenschaften, sich der Karbonatlösung zu fügen. An der Basis des Dachsteinkalkes folgt ein mächtiger Dolomithorizont, der einen erhöhten Magnesiumgehalt besitzt. Dieses Gestein lässt sich schwerer lösen und bildet somit die Verkarstungsbasis im Gebirge, an der die meisten Höhlensysteme enden.

Geologischen Modellen zufolge hat vor ca. 35 Mio. Jahren die Bildung der großen Höhlen begonnen. Zeiten stärkerer Gebirgshebung, erhöhten Wasserangebots und Kalt-/Warmzeiten hinterließen im Berg ihre Spuren. Entstanden sind mehrere Stockwerke im Berg, in denen die weitverzweigten Höhlensysteme liegen. Während die horizontalen Tunnel und Hallen der jeweiligen Stockwerke bereits trocken gefallen sind, führen die vertikalen Verbindungsstrecken zwischen ihnen jetzt noch ständig Wasser.

Die ältesten Höhlenbildungen befinden sich in den höchsten Regionen auf über 2000 Meter Seehöhe. Im Sandkar, am Eiskogel oder am Streit-

Halle der „Circe“ in der Eiskogelhöhle

© Andreas Schober & Gaspard Magarinos, 2008

mandl sind noch Reste dieser alten Höhlenruinenslandschaften erhalten. Knapp darunter, nämlich ziemlich genau auf 1600 Meter Seehöhe, folgt die größte Höhlenetage des Gebirges. Auf dieser Höhenlage durchziehen die riesigen, weltbekannten Eishöhlen wie die Eisriesenwelt bei Werfen den Fels. Stark zerbrochene, weitläufige Höhlentunnel prägen den Charakter dieser Höhlen. Die Eisteile, die sich in den großen Höhen im Eingangsbereich bilden können, rücken diese Höhlen in ein ganz besonders reizvolles Licht.

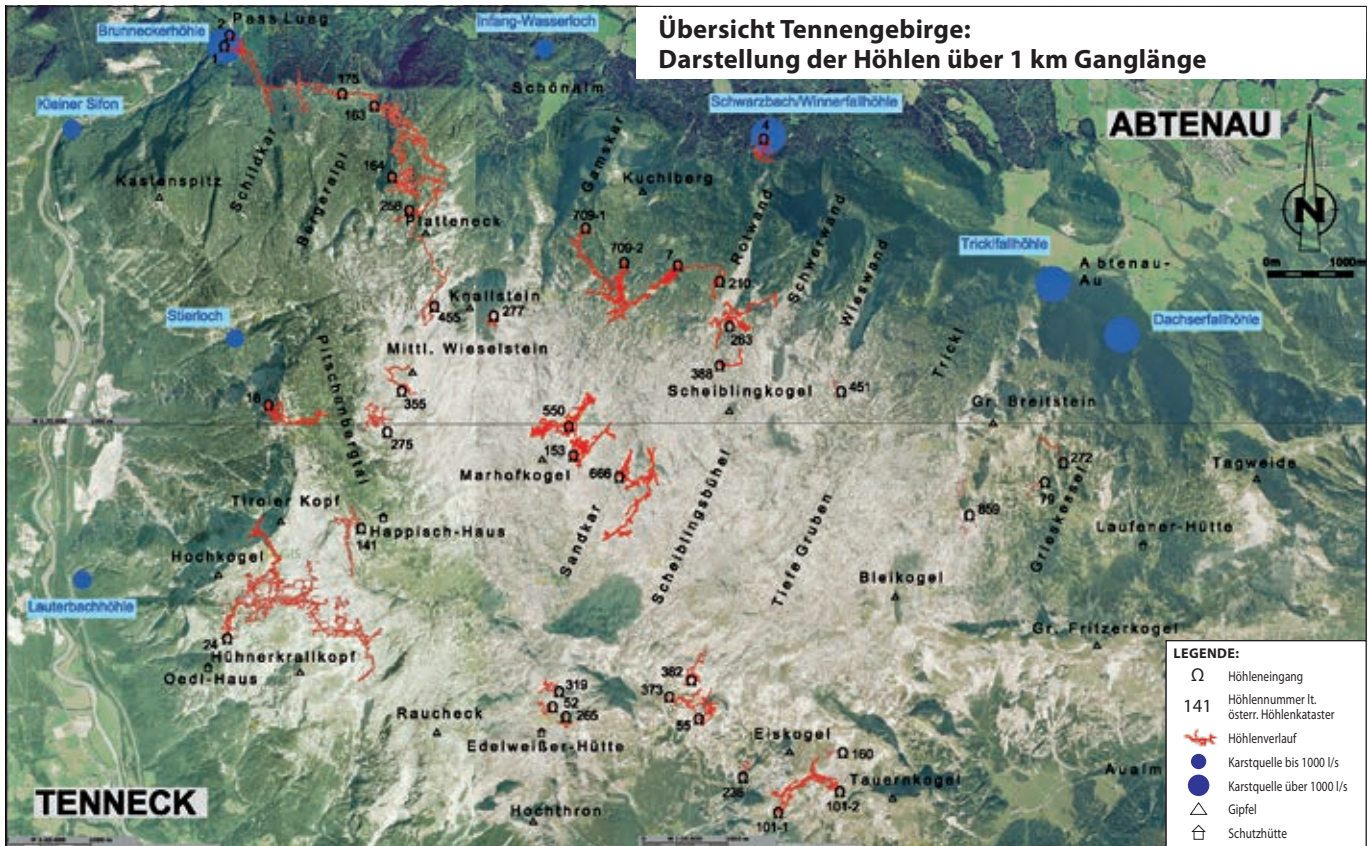
Zwar reicht der Dachsteinkalk im Norden bis zum Talboden, doch die Anzahl der Höhlen nimmt stark ab. Es gibt hier nur ganz wenige Chancen, in den Berg vorzudringen. Dies ist im gesamten Ten-

engebirge nur im Berger-Platteneck-Höhlensystem am Bergeralpl möglich. Meist labyrinthische, mit enormen Lehmmassen befüllte Röhren und Gänge leiten durch den Felsen. Eine Verbindung zwischen diesen beiden großen Höhlenstockwerken ist nur über äußerst beschwerliche, aktiv von Schmelz- und Regenwasser durchflossene Schachthöhlen möglich. Allerdings existiert bislang nur eine einzige Stelle, wo dies auch tatsächlich gelingt.

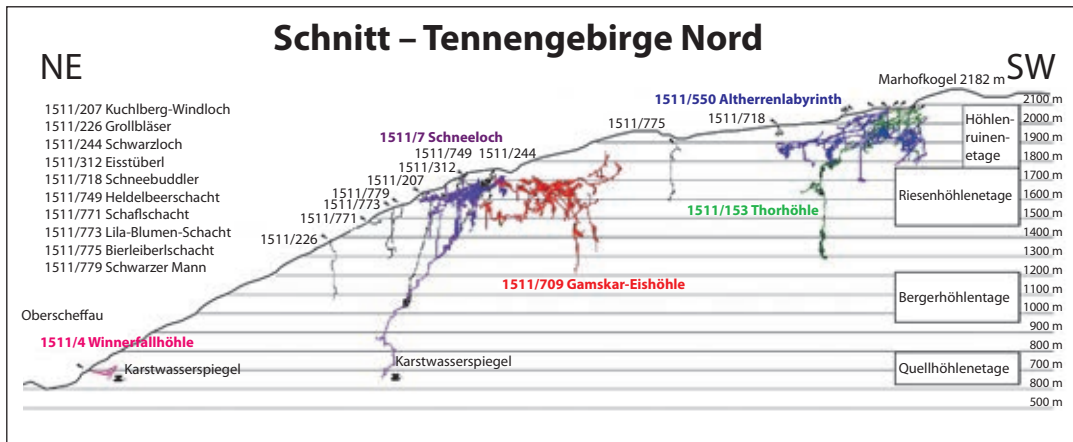
Die tiefste und derzeit noch voll in der Höhlenentstehung befindliche Etage ist die der Quelhöhlen knapp über dem Talboden. Aufgrund des nordverkippten geologischen Aufbaus fließen unterirdisch nahezu alle Wässer den großen Nord-

Luftbild: © SAGIS und LFRZ, abgerufen auf www.salzburg.gv.at/landkarten

Übersicht Tennengebirge: Darstellung der Höhlen über 1 km Ganglänge



- | | | | |
|--------------------------|--|------------------------------------|-----------------------------|
| 1 Brunneckerhöhle | 79 Grießkessel-Eishöhle | 258 Junge Baba Schacht | 373 Ariadnahöhle |
| 2 Petrefaktenhöhle | 101 Eiskogelhöhle | 263 Schwesystem | 382 Schnee-Maria-Höhle |
| 4 Winnerfallhöhle | 141 Bretterschacht | 265 Steinbeißerschacht | 388 Cabrihöhle |
| 7 Schneeloch | 153 Thorhöhle | 272 Herbsthöhle | 451 Der unheimliche Schacht |
| 18 Frauenofen | 160 Eiskogel-Tropfsteinhöhle | 275 Schacht der Verlorenen | 550 Altherrenlabyrinth |
| 24 Eisriesenwelt | 163-164-175-455 Berger-Platteneck-Höhlensystem | 277 Schachtsystem Knallsteinplatte | 666 Offenbarungs-Eishöhle |
| 52 Edelweißhüttenschacht | 210 Röth-Eishöhle | 319 Labyrinthhöhle | 709 Gamskar-Eishöhle |
| 55 Kemetsteinhöhle | 236 Teufelskirchlhöhle | 355 Gipfelloch | 859 Jack Daniels Höhle |



Querschnitt durch den Nordbereich des Tennengebirges

quellen zu. Komplette wassererfüllte kilometerlange Röhren fördern bei Schneeschmelze ein Maximum an Wasser von bis zu 20 m³/s aus dem Berg. Über steile Felsplatten stürzen dann die großen Wasserfälle der Lammer zu. So wie sich das Wasser in einem Fluss nie gleich bewegt, so vielfältig sind die Formen und Strukturen in jeder Höhle. Dort, wo die Gebirgsspannung den Hohlraum noch nicht zum Einstürzen gebracht hat, ist der ursprüngliche Formenreichtum erhalten. Fließfacetten zieren die Wände und runde Auskolkungen schrauben sich steil in die Decke empor. Stellenweise gibt es Wasserstandsmarken an den Wänden ausgetrockneter Seen oder durch wilde Bäche ausgeformte Strudeltöpfe.

Die verschiedenen Etagen der Unterwelt

In den großen Höhlenetagen sind diese Abschnitte aber schon seit Tausenden von Jahren vom Wasser verlassen und nun staubtrocken. Angeschwemmter Lehm oder von der Decke gestürztes Blockwerk ist jetzt dominierend. Diese Form der Bodenbedeckung kann so mächtig werden, dass sogar höhere Tunnel bis zur Decke hinauf mit Sediment verfüllt sein können. Blockbedeckte Hallen sind unwegsames Gelände. Lehmgänge können hingegen regelrechte Parkettböden bilden und laden zum Spaziergehen ein. Selten verirrt sich noch Sickerwasser in diese ehemals wasserreichen Höhlenteile. Dieses sucht sich aber bereits nach kurzer Zeit rasch wieder den Weg in weitere Tiefen. Diese Wasserwege werden als Canyons und Mäander bezeichnet und sind meist hautenge Spalten

im Fels, durch die man sich mühsam durchzwängen muss. Diese Canyons bilden die schwierigsten Höhlen des Tennengebirges. In ewig tiefen Schluchten ziehen sie beinahe senkrecht nach unten. Erst in über 1000 Meter Tiefe verflachen diese Röhren an der Karstbasis (Grenze zum Dolomit). Das Karstwasser verschwindet dann in den abgesunkenen Höhlenteilen des Quelhöhlenstockwerks und fließt, unter permanentem Wasserdruck stehend, der Quelle zu. Knapp über dem Talniveau entstehen dort heute neue Fließfacetten und Druckstollen, ganz genau so, wie sie vor Jahrmillionen in den heute trockengefallenen, fossilen Gängen fast 1000 Meter höher gebildet wurden.

Um die jeweiligen Höhlenstockwerke zu erreichen, stellen sich die verschiedensten Hindernisse in den Weg. Jede Zugangsmöglichkeit zur Höhle beginnt an der Oberfläche, nämlich dort, wo der Berg seine kühlen Risse öffnet.

Die längsten und tiefsten Höhlen

	<i>Länge</i>
1. Eisriesenwelt	42.000 m
2. Berger-Platteneck-HS	30.368 m
3. Altherrenlabyrinth	15.000 m
4. Gamskar-Eishöhle	11.592 m
5. Offenbarungs-Eishöhle	10.554 m

	<i>Tiefe</i>
1. Berger-Platteneck-HS	1291 m
2. Schwersystem	1219 m
3. Schneeloch	1101 m
4. Herbsthöhle	1075 m
5. Bleikogelhöhle	1024 m

Am einfachsten zu finden sind die Höhleneingänge der Quelhöhlen. Braucht man doch nur den zur Schneeschmelze Hochwasser führenden Bächen aufwärts folgen. Der unterirdische Abfluss des Karststockes zwingt sich bei nur wenigen Quellöffnungen Richtung Tag und stürzt anschließend über bis zu 70 Meter hohe Wasserfallstufen sogleich wieder in die Tiefe.

Die bedeutendsten Quelhöhlen sind die Dachserfallhöhle und die Trickfallhöhle in Abtenau, die Winnerfallhöhle bei Oberscheffau und die Brunneckerhöhle beim Pass Lueg in Golling. Jene Quellen, die bei Schneeschmelze imposante Wasserfälle speisen, sind durch markierte Wanderwege leicht erreichbar. Eine Besichtigung ist nach längerem Regen oder bei Schneeschmelze ab Mai /Juni äußerst lohnend.

Quelhöhlen bilden das unterste Stockwerk der Tennengebirgshöhlen. Aus ihnen strömt ganzjährig Wasser, das in den großen Karsträumen im Berg zwischengespeichert wird. Dem Höhlenforscher bieten diese Quelhöhlen nur wenig Gelegenheit auf begehbare Höhlenteile. Wenn überhaupt kann nur wenige Meter in den luftegefüllten Gängen vorgedrungen werden. Über 60 Meter tiefe und eiskalte Sifone sind selbst für erfahrene Höhlentaucher eine risikoreiche Herausforderung.

Das nächsthöher gelegene, bereits trockengefallene Stockwerk ist rund 300 Meter oberhalb der Quellen zu finden. Das über 30 Kilometer lange Berger-Platteneck-Höhlensystem erstreckt sich vom Wirreck bei Pass Lueg bis in die höchsten Regionen nahe den Wieselsteinen. Die Höhlen der sogenannten Bergerhöhlenetage weisen mächtige Lehmschwemmungen und weniger verstrüzte Gänge und Hallen auf. In den Labyrinthen, die nur auf allen vieren bekriechbar sind, ist die

Orientierung zudem eine große Herausforderung. Verschollen ist aber zum Glück noch niemand.

Vergleichbare Höhlen dieses Stockwerks sind bislang nur in anderen Gebirgen bekannt, wie z. B. die Hirlatzhöhle (100 km lang) im Dachstein oder die Salzgrabenhöhle (10 km) im Steinernen Meer. Eine Vielzahl an großen Höhleneingängen in genau dieser Höhe deutet stark auf das Vorhandensein weiterer, noch unentdeckter Höhlensysteme hin. Leider sind alle Eingänge während der letzten Eiszeit komplett verfüllt worden. Somit bleibt das Berger-Platteneck-Höhlensystem die derzeit einzige Höhle, die einen Einblick in die kilometerlangen lehmbedeckten Höhlengewölbe gewährt.

Ab einer Seehöhe von ungefähr 1500 Metern nehmen die Höhleneingänge schlagartig zu. Bis in die Plateauregionen reiht sich in verschiedenen Höhlenparks Höhlenportal an Höhlenportal und Schlund an Schlund.

Das Höhleneldorado beginnt

Mancherorts sind über 150 verschiedene Höhlen pro Quadratkilometer bekannt. In den Südwänden liegen die gewaltigen Eishöhlen wie die Eisriesenwelt oder die Eiskogelhöhle. Die Eisriesenwelt genießt aufgrund der einzigartigen ganzjährigen Eisskulpturen Weltbekanntheit und ist zur Schauhöhle ausgebaut. Auf über 10.000 m² faszinieren alle Spielarten der Eisformen im Schein von effektivem Magnesiumlicht, das im Zuge der Führung präsentiert wird. Hinter den vereisten Teilen der Höhle schließt sich ein gewaltiges Labyrinth trockener und horizontaler Gänge und Tunnel an. Mit 42 Kilometer Länge ist die Eisriesenwelt auch die größte Höhle des Tennengebirges.

Weitere Riesenhöhlen erstrecken sich in der ebenso bezeichneten Riesenhöhlenetage und im

Horizontale Tunnelgänge
in den eisfreien Höhlen-
teilen der Eisriesenwelt

© Dirk Peinelt, 2011



Die Salzburger Unterwelt entdecken

Wer sich näher für die Salzburger Unterwelt im Tennengebirge interessiert, dem bieten sich gleich mehrere Möglichkeiten an. Die beiden imposantesten Eishöhlen sind zu Schauhöhlen ausgebaut und können besichtigt werden. Während für die komplett naturbelassene Eiskogelhöhle alpine Erfahrung notwendig ist (Führung nach persönlicher Absprache mit Herbert Burian, Tel. 0043/(0)6468-7554, E-Mail: h.burian@sbg.at), bietet die Eisriesenwelt mit Seilbahn

und eigener Höhlensteiganlage auch für Familien ein unvergessliches Erlebnis (www.eisriesenwelt.at). In Salzburg-Hellbrunn befindet sich auch der ortsansässige Höhlenverein. Der Verein hat die Erforschung und Dokumentation der Höhlen im gesamten Salzburger Raum zum Ziel. Weitere Schwerpunkte sind Höhlenschutz, Archivierung und Präsentation von neuen Forschungsergebnissen in der Öffentlichkeit. www.hoehlenverein-salzburg.at

ältesten Stockwerk, der Höhlenruinenetage, wie z. B. der Frauenofen in Sulzau, der mit seinem dunklen Portal stolz in der wilden Bäreck-Westwand thront. Im Bretterschacht nahe dem Hap-pisch-Haus konnte durch Zufall über ein sehr en- ges Schachtsystem ein riesiger Tunnel mit knapp 1 Kilometer Länge entdeckt werden. Im Zentralpla- teau befinden sich gleich drei Riesenhöhlen ne- beneinander. Altherrenlabyrinth, Thorhöhle und Offenbarungs-Eishöhle bilden einen Höhlenpark, der in den letzten zwanzig Jahren von Mitgliedern des Salzburger Höhlenvereins erforscht wurde. An der Nordseite, nahe der aufgelassenen Kuchlberg- alm, bilden Schneeloch und die erst vor zehn Jah- ren vom Autor entdeckte Gamskar-Eishöhle ein weiteres weitläufiges Höhlensystem. In der Gams- kar-Eishöhle wurde neben gut erhaltenen Fließ- spuren eines ehemaligen Flusses auch das volumi- nöse „Land der Dome“ entdeckt. Die enge Anein- anderreihung von insgesamt zehn riesigen Hohl- räumen mit bis zu 100 Meter Länge und 70 Meter Breite sucht im Tennengebirge ebenfalls seines- gleichen. Diese geräumigen Riesenhöhlen stam- men alle aus einer Zeit, als das Tennengebirge nur wenige 100 Meter aus der Landschaft ragte und die vielen Gänge komplett mit Wasser gefüllt waren.

Heutzutage gelangen nur mehr kleine Rinnsale in die dunklen, mächtigen Gänge und Hallen. Der aktive Weg des Wassers ist für den Menschen nur selten groß genug. An manchen Stellen aber sind die horizontalen alten Höhlenteile von den jungen vertikalen Canyons regelrecht durch- schnitten. Aus unausleuchtbaren Höhen prasselt Tropfwasser herunter. Über luftige Balkone ge- lingt der Zutritt zu den tiefen Abgründen des Ber- ges – den Schachthöhlen.

Schachthöhlen sind aufgrund der Enge und der Nähe zum Höhlenbach die anspruchsvollsten und schwierigsten Höhlen. Ähnlich einer Fla- schenform brechen diese Schächte bis zu mehre- ren hundert Metern senkrecht in die alles ver- schlingende Finsternis ab. Der in den Schacht stürzende Höhlenbach stellt noch dazu bei Gewit- tern eine ernstzunehmende Gefahr dar. Ein plötz- licher Anstieg der Wassermenge von unter einem Liter pro Sekunde auf mehrere hundert Sekun- denliter ist keine Seltenheit – ein ähnlicher Effekt, als würde man zu Hause den Wasserhahn mit ei- nem Ruck aufdrehen.



Wie hier im über 100 Meter tiefen Mangelschacht wird in Canyonschächten an fix montierten Statikseilen freihängend ab- und aufgestiegen.

© Dirk Peinelt, 2009

Die tiefsten Schachthöhlen erreichen vom Ein- stiegsloch gemessen über 1000 Meter Vertikaldis- tanz. 1000 Meter Tiefe sind für die Höhlenbefah- rung eine der magischen Grenzen, wie sie ver- gleichsweise die 4000-Meter-Marke bei den Alpen- gipfeln darstellt. In einigen Schachthöhlen ist es bislang gelungen, den Karstwasserspiegel knapp über dem Quellaustritt tief im Berg zu erreichen. Ständige Enge und die Nähe zum Höhlenbach stel- len sehr hohe psychische und physische Anforde- rungen an die Forscherteams. Tiefe Abstiege in Schachthöhlen werden in der Regel nicht mehr wiederholt. Für den seltenen Fall, dass in größerer Tiefe durch ein Schachtsystem ein wieder horizon- tales Gangnetz angetroffen wird, bleibt der unlieb- same Canyon dann als ständig zu meisternde Weg- strecke erhalten.

Die intensive Höhlenforschung im Tennenge- birge dauert nun schon fast hundert Jahre an, trotzdem ist das verästelte Hohlraumgebilde im Berg bislang erst äußerst fragmentarisch erkun- det. Jüngste Entdeckungen wie das „Land der Dome“ in der Gamskar-Eishöhle, der schneeweiße Tropfsteinschmuck der Jack-Daniels-Höhle oder der zehntiefste Direktschacht der Welt (Nord- kluftschacht mit 435 Meter freier Abseillinie!) in der Thorhöhle zeigen, welch spektakuläres Entde- ckerpotenzial noch im Innern des Gebirges schlummert.

Felsbilder im Tennengebirge

Ohne Anwesenheit des Menschen gäbe es sie nicht, ihre Botschaft indes ist nur schwer zu entschlüsseln

>> **Franz Mandl**

Felsbilder sind Kulturdenkmäler, sie sind Zeugen der Vergangenheit und Teil der Geschichte einer Region. Da – vor allem die älteren unter ihnen – einzigartige Zeugnisse einer schriftlosen Kultur präsentieren, sind zu ihrer Erforschung sowohl die natürlichen Gegebenheiten (Geologie, Geomorphologie, Botanik) als auch die Begehungs- und Besiedlungsgeschichte sowie die Lebensumstände längst vergangener Zeit zu berücksichtigen.



Das Tennengebirge erstreckt sich von West nach Ost (Pass Lueg – Annaberg) etwa 20 Kilometer und von Nord nach Süd (Scheffau – Werfenweng) etwa 15 Kilometer. Die Geologie und Geomorphologie ist heute sehr gut erforscht und dokumentiert. Die geologischen Karten, Blatt 94 und 95 der Geologischen Bundesanstalt, zeigen uns weitläufigen gebankten Dachsteinkalk, der auch im Bereich der Felsbildorte dominiert. Vor allem in den nach Norden abfallenden Wandstufen und Sturzblöcken sind Felsbilder in die Verwitterungsrinden des Kalks geritzt worden. Seltener finden sich in Abriss und Höhleneingangsbereichen Felsbilder.

Im 1985 erschienenen vierten Band des Salzburger Höhlenbuches, das dem Tennengebirge gewidmet ist und in dem 360 Höhlen und Schächte dokumentiert sind, erwähnt Erika Kittel 64 Felsbildstationen.¹ Inzwischen sind weitere Stationen entdeckt worden.² Angesichts der Fülle kann in diesem knappen Überblick über die Felsbilder des Tennengebirges nur eine begrenzte Auswahl an Bildmaterial vorgestellt werden. Wer mehr über Felsbilder erfahren möchte, kann auf das 2011 erschienene Buch „Felsbilder. Österreich – Bayern. Nördliche Kalkalpen“ des Verfassers zurückgreifen. Im Museum Burg Golling sind Felsbilder dieser Region ausgestellt. Die in diesem Beitrag vorgestellten Felsbilder liegen an versteckten und schwer zugänglichen Plätzen. Zugangsbeschreibungen und genaue Ortsangaben werden aus Gründen des Denkmalschutzes, des Naturschutzes und mit Rücksicht auf die Jagdreviere nicht angegeben.

Die Felsbilder des Tennengebirges sind Teil der Felsbildwelt der Nördlichen Kalkalpen. Diese erstrecken sich auf einer Länge von 500 Kilometern vom Wienerwald bis nach Vorarlberg und weisen eine Breite von bis zu 70 Kilometern auf. Die Felsbilder dieses Alpenanteiles wurden beinahe ausnahmslos in Felswände oder in vor mehreren Jahrtausenden von Wänden herabgefallene Sturzblöcke geritzt. Daher sollten sie eigentlich als *Fels-*



**Männliche Figur in der Tracht eines Landsknechtes. Der Körper wurde mit Näpfchen verziert. Höhe = 31 cm
Zeitstellung: 16./17. Jahrhundert**

ritzbilder bezeichnet werden. Bislang sind uns an die 1200 Bildstellen mit etwa 40.000 Einzeldarstellungen bekannt. Nur selten befinden sich darunter Bilder, denen das Prädikat *Felsbildkunst* zuerkannt werden kann. Die Felsbilder finden wir auf massigen Kalken, an deren Oberfläche sich im Verlauf der letzten Jahrtausende eine leicht ritzbare Schicht gebildet hat. Diese postglaziale Verwitterungsrinde entsteht an schattigen und feuchten, manchmal von Sickerwasser benetzten Wandzonen. Kleinwüchsige vergesellschaftete Moose (*Seligerietum tristichae*), die pflanzliche Säuren absondern und mit ihren feinen Wurzeln das Gestein durchdringen, fördern die Bildung der porigen Verwitterungsrinde. Meist wurden die Felsbilder in ein bis zwei Zentimeter dicke Verwitterungsrinden eingeritzt. Die Oberfläche der Felswände unterliegt einer laufenden Abtragung, jedoch verwittert sie je nach ihrer Lage unterschiedlich schnell. Zugleich bauen sich aber die Verwitterungsrinden am Übergang zum festen Gestein wieder neu auf, sodass sie sich in den ersten eisfreien Jahrtausenden nach der Eiszeit oder den ersten Jahrtausenden nach dem Ausbruch eines Felsblocks aus einer Wand auf eine bestimmte

**Hirsch in naiver Ausführungstechnik. Länge = 17 cm
Zeitstellung: Spätmittelalter**

Alle Fotos: © ANISA/F. Mandl

¹ Kittel, Erika: *Die Felsbilder des Tennengebirges. In: Salzburger Höhlenbuch, Band 4. Gesamtedaktion: W. Klappacher und H. Haseke-Knapczyk. Salzburg 1985, S. 70–90*

² Mandl, Franz: *Dokumentation Felsritzbildstationen der Region Golling, Land Salzburg. In: Mitteilungen der ANISA 15. Jg. (1994) H. 1/2, S. 66–109*

Jagdszene. Ein stark stilisierter Jäger („Kopffüßler“) zielt mit einer Armbrust auf eine Gämse.
Höhe = 26 cm
Zeitstellung: Spätmittelalter



Tatzelwurm (?). Bei dieser stilisierten Darstellung könnte es sich möglicherweise um den sagenumwobenen Tatzelwurm handeln, ein drachen- bzw. schlangenartiges Fabelwesen aus der alpinen Sagenwelt.
Höhe = 68 cm
Zeitstellung: vor der später eingeritzten Jahreszahl „1639“



Stärke einpendeln. Dieser Prozess muss also noch keineswegs abgeschlossen sein. Eine Einschätzung dieser Abtragung ist derzeit nur durch Vergleiche mit datierbaren Felsbildern auf Bildwänden möglich. Es gibt 400 Jahre alte Inschriften, die kaum noch lesbar sind, aber auch 2000 Jahre alte rätische Inschriften, die zum Teil noch gut erhalten sind. Die Datierung stellt deshalb ein noch zu erforschendes Kapitel in der Felsbildforschung der Nördlichen Kalkalpen dar. Hilfreich für die Datierung kann auch die Geschichte der Besiedlung und Begehung einer Region sein.

Ein Streifzug durch die Besiedlungsgeschichte

Die Salzach windet sich durch die wilden Salzachöfen zwischen Tennen- und Hagengebirge. Hier galt es den Pass Lueg, der eine transalpine Verbindung zwischen dem Norden und dem Süden darstellt, zu überwinden. Die menschliche Anwesenheit konnte auf diesem Übergang durch archäologische Untersuchungen von Abris bis in das Mesolithikum zurück nachgewiesen werden. Aus der Bronzezeit sind mehrere Funde bekannt, darunter ein Bronzehelm. Auf dem Nikolausberg

bei Torren gibt es Siedlungsspuren aus dem Neolithikum, der Bronze- und der Eisenzeit. Zur Römerzeit verband spätestens seit dem 3. Jahrhundert eine Straße Aquileia mit Ivavum (Salzburg). Sie führte über den Pass Lueg, wie Straßenreste und Inschriftensteine bei Kuchl belegen. Für die Felsbildforschung sind vor allem die letzten 3000 Jahre von Bedeutung. Denn es ist wahrscheinlich, dass ältere Felsbilder der Verwitterung kaum standgehalten haben. Aufgrund von römischen Ortsnamen können wir davon ausgehen, dass in der Region um die römische Straßenstation Cucullis (Kuchel) eine rege Besiedlung gab und schon damals erste Almen in den umliegenden Gebirgen gegründet wurden. Heinz Dopsch vermutet in seinem aufschlussreichen Beitrag in der Gollinger Chronik, dass die in den ältesten Güterverzeichnissen im 8. Jahrhundert erwähnten Almenamen „Gauzo, Laduso, Gugelan, Alpigl“ wahrscheinlich römischen Ursprungs sind.³ Eine derart

³ Dopsch, Heinz: Der Raum von Golling im frühen und hohen Mittelalter. In: Golling. Geschichte einer Salzburger Marktgemeinde. Hrsg. v. R. Hoffmann und E. Urbanek, Golling 1991, S. 71–94

frühe Almwirtschaft wäre im Tennengebirge im Bereich der Pitschenberg-, der Tenn- und der Quehenbergalm denkbar. Um die Passsperrung des Pass Lueg zu umgehen, bot sich für Schmuggler der vierstündige Umweg durch das Schildkar über das Niedertörl (1812 m) und die Grünwandrinne hinunter ins Salzachtal an.

Im 13. Jahrhundert wurden auf Betreiben des Landesfürsten unbewirtschaftete inneralpine Räume besiedelt. Die damals gegründeten „Schwaigen“, reine Viehhöfe mit angeschlossenen Almen, ermöglichten diese auch über die Grenzen des Ackerbaues vordringende Besiedlungswelle.⁴ Aus Teilungen alter Meierhöfe, Huben und Schwaigen entwickelten sich Weiler und Ortschaften. Scheffau, Abtenau, Annaberg, Lungötz, St. Martin und Werfenweng werden erstmals im Hoch- oder Spätmittelalter urkundlich genannt. In dieser Zeit entstehen vermehrt Almen im Tennengebirge, wodurch dieses Gebirge stärker von Menschen frequentiert wurde. Aber auch die Forstwirtschaft, das Sammeln von Beeren, Pilzen und Kräutern sowie Säumerei und Jagd haben die Menschen ins Gebirge geführt. Nicht vergessen sollten wir die Wilderei, die in entbehrensreichen Zeiten ebenfalls eine Ergänzung der Nahrungsversorgung der ärmeren Bevölkerung darstellte.

Für den Viehtrieb und zur Versorgung der mittelalterlichen Almen wurden Steige errichtet. Wir dürfen annehmen, dass – neben Jagd- und Forstpersonal – vor allem die Almleute, die in diesem Gebirge zweifellos am häufigsten anzutreffen waren, ihre Wünsche und Sorgen in geeignete Felswände ritzen. Die Anzahl neuer Felsbildstationen erhöhte sich seit dem späten Mittelalter und der Frühen Neuzeit beträchtlich. War einmal ein Felsbild vorhanden, so inspirierte dieses Nachkommende, ebenfalls ein Zeichen oder Bild in den Fels zu ritzen. Mehr als 2000 Einzeldarstellungen sind

⁴ Dopsch, Heinz: *Die innere Entwicklung. Besiedlung und Bevölkerung. In: Geschichte Salzburgs, Band I, Vorgeschichte, Altertum, Mittelalter, 1. Teil, Salzburg 1983, S. 350–353*

Dopsch, Heinz: *Die soziale Entwicklung. In: Geschichte Salzburgs, Band I, Vorgeschichte, Altertum, Mittelalter, 1. Teil, Salzburg 1983, S. 422–424*

Gfrerer, Hans: *Die Siedlung. In: Abtenau, Band 1, Geschichte, S. 49*

Steinbacher, Gottfried: *Chronik der Gemeinde St. Martin am Tennengebirge, St. Martin 2003, S. 30–58*



Diese anthropomorph wirkende Ritzung wird als stilisierte Darstellung einer Schwangeren oder einer Geburt gedeutet. Der Kopf des zu gebärenden Kindes weist Augen, Nase und Mund auf. Der Körper ist mit einer Endloslinie umgeben. Im oberen Bereich wurden die Linien in späterer Zeit durch eine Inschrift überritz. Höhe = 117 cm
Zeitstellung: Römerzeit/Mittelalter

uns aus den letzten 2000 Jahren bekannt. Selbst wenn wir davon ausgehen, dass wir nur einen Teil davon kennen bzw. auch ein Teil inzwischen wieder verwittert ist, müssen wir uns dessen bewusst sein, dass diese hoch erscheinende Zahl in Relation zu diesem Zeitraum zu setzen ist. Also wären – grob geschätzt – zwei Felsbilder pro Jahr entstanden. Vom 19. Jahrhundert bis in die 1970er-Jahre verlor die Almwirtschaft wegen der wirtschaftlichen Umwälzungen dramatisch an Bedeutung. Der wirtschaftliche Schwerpunkt verlagerte sich auf die Jagd und die Waldnutzung. Damals wurden mehrere der kleineren und schwer erreichbaren Almweiden und Hüttstätten in Schafalmen umgewandelt oder aufgegeben.⁵ Heinrich Hackel beklagt in den 20er-Jahren des vorigen Jahrhunderts den Verfall und den schlechten Zustand der Almen.⁶ Eingeritzte Namen und Jahreszahlen ent-

⁵ Vgl. *Karte des Tennengebirges, Bundesvermessungsamt. 1:25.000, o. J. (um 1924)*

⁶ Hackel, Heinrich: *Vom unbekanntem Tennengebirge. In: Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, Band 56, Jahrgang 1925, S. 127*
Hackel, Heinrich: *Almhütten. In: Führer durch das Tennengebirge, Wien 1925, S. 27*



Im Zentrum des Bildes befindet sich ein Pentagramm, das von Initialen, Jahreszahlen sowie Zeichen, die nicht gedeutet werden können, umgeben ist. Pentagramme waren sowohl in der Felsbildwelt als auch auf Alltagsgegenständen gebräuchlich. Ihnen wurde eine apotropäische Wirkung zugeschrieben. Sie waren wichtige Schutz- und Glückssymbole der bäuerlichen Bevölkerung.

Zeitstellung: Spätmittelalter/Neuzeit

„Mühlespiel“. Das Brettspiel „Mühle“ wurde wahrscheinlich von Kreuzrittern im Hochmittelalter aus dem Orient ins Abendland gebracht. Da ein Spielbrett auf einer senkrechten Wand nicht zum Spielen geeignet ist, dürfte die Darstellung symbolischen Charakter haben. Vielleicht symbolisiert es Glück.

Breite = 19,5 cm
Zeitstellung: Spätmittelalter

standen auch noch zur Mitte des 20. Jahrhunderts im Zuge des Hochspannungsleitungsbaues über den Hiefler und Ofenauerberg Richtung Salzburg.

Alltag, Magie und Volksglaube im inneralpinen Raum

Es ist anzunehmen, dass ein Großteil der Felsbilder des Mittelalters und der Neuzeit Zeugnisse der Lebens- und Gedankenwelt jener ländlichen Bewohner zeigt, die ihre Arbeit in Wald und Gebirge führte. Da von dieser Bevölkerungsschicht keine authentischen Schriftquellen überliefert sind, lassen sich über die Intention und die Bedeutung der Felsbilder nur Mutmaßungen anstellen.

Alltag im Gebirge bedeutete bis in das 19. Jahrhundert für die Menschen schwere Arbeit und Entbehrung, um überleben zu können. Bauernhöfe beschäftigten Mägde und Knechte. Diese bewirtschafteten nicht nur die landwirtschaftlichen Flächen um die Höfe, sondern auch die dazugehörigen, oftmals weit entfernten Almen. Die schmalen Steige zu den Almen querten steile, ausgesetzte Abhänge. Die Mägde und Knechte entwickelten aus ihren unerfüllbaren Bedürfnissen, ihrer Armut und untertänigen Stellung heraus eigene Strategien und Rituale zur Lebensbewältigung, die sie auch Zuflucht zu magischen Praktiken nehmen ließen. Dieses schwer kontrollierbare Treiben wurde von der Kirche als „Aberglaube“ bekämpft. Die öffentliche Lehre der Kirche stand

somit im Gegensatz zum „Aberglauben“ des Volkes. In der Landbevölkerung lebten beide Vorstellungswelten in Symbiose. Man suchte sich Brauchbares sowohl aus dem „richtigen“ als auch aus dem „falschen“ Glauben heraus. Neben den so entstandenen terminisierten Bräuchen gab es die alltäglichen, unauffälligen magischen Praktiken. Davon zeugen so unterschiedliche Objekte wie der christliche Herrgottswinkel in der Almhütte und apotropäische Gegenstände wie Amulette und Talismane, die meist glücksbringende Wirkung haben und Abwehr von dämonischen Mächten bezwecken sollten. Anrufung von Heiligen und magische Gesten waren daher ebenso gebräuchlich.

Neben diesen Gesten verwendete man Zeichen und Symbole, die sich auch in Inschriften und Bildern auf alten Kirchenbänken, Türen, Bau-

ANISA, Verein für alpine Forschung

Neben der Suche nach neuen, noch unentdeckten Felsbildern sind die Dokumentation und der Schutz der bereits bekannten eine vorrangige Arbeit der ANISA, Verein für alpine Forschung. Der Verein präsentiert seine Arbeit im Internet (www.anisa.at) und gibt Forschungsberichte in Buchform heraus. Der gemeinnützige Verein stützt sich auf die Hilfe von freiwilligen Mitarbeitern und freut sich immer über neue Mitglieder.

erngerät und Einrichtungen wiederfinden lassen. Kreuze, Pentagramme, Mühlen, Liebeszeichen und Armbrüste sind aus der Vielfalt hervorzuheben. So manche dieser semiotischen Ausdrucksformen fanden ihren Niederschlag auch auf den Felswänden neben Steigen, Almen, Jagd- bzw. Wildererständen.

Das Prinzip der „ewigen Wiederkehr“ bestimmter Formen

Seltener trifft man auf für uns unverständliche komplexe Liniengefüge oder geometrische Figuren. Einfache Zeichen sind zeitlich und räumlich weiter verbreitet als komplexe Darstellungen, die häufig einzigartig sind. Das Prinzip der „ewigen Wiederkehr“ bestimmter Grundformen ist auch für Felsbilder kennzeichnend. Schalen, Kreuzzeichen, Rauten, Quadrate, Kreise und Spiralen finden sich unter den Felsritzbildern in aller Welt. Obwohl viele Darstellungen durch ihre Einfachheit archaisch wirken, stammen sie überwiegend aus historischer Zeit, da aufgrund der Verwitterung nur in gut geschützten Lagen ein höheres Alter möglich ist. Trotzdem handelt es sich vielfach um Zeichen, Symbole und Bilder aus der schriftlosen Kultur des einfachen Volkes. Dies macht sie einerseits zu einer wertvollen historischen Quelle, andererseits ist es nur selten möglich, die ursprünglichen, uns heute unbekanntenen Bedeutungen abzurufen und dementsprechend zu deuten.

Später, aber vor allem in der Aufbruchzeit der barocken Wallfahrt und des Wander- und Bergtourismus im Biedermeier, entstanden kunstvolle Erinnerungsinschriften. Schön eingeritzte Namen mit Jahreszahlen schmücken so manche Felswand. Im Verlauf des 20. Jahrhunderts nahm der Wandertourismus zu. Die jüngsten Ritzungen bestehen vor allem aus Inschriften/Monogrammen und Jahreszahlen. In unserer Zeit ist Schreiben keine einer kleinen Schicht vorbehaltene Kunst, jedoch ist die Zeit ein knappes Gut geworden. Diese Entwicklung spiegeln auch die rezenten Inschriften wider. Man legt in unserer hektischen Zeit keinen Wert auf die Schönheit der Schrift. Die heute eingeritzten „Ich-war-hier-Zeichen“ treten in ungeübter Form auf. Auch achten die modernen Ritzer nur selten auf ältere Felsbilder, die da-



Stilisiertes Geschlechtsakt als Symbole der Liebe, des Lebens und der Geburt. Das Thema der Liebe ist in der Volkskunst und Felsbildwelt in vielfältigsten Formen anzutreffen.
Höhe = 20,5 cm
Zeitstellung: Spätmittelalter

her oft überritzt und zerstört werden. Deshalb ist auch der Schutz der älteren Denkmäler zu einem wichtigen Anliegen der Felsbildforschung geworden.

Literatur:

Burgstaller, Ernst: Felsbilder in Österreich. 3. Auflage, Spital am Pyhrn 1989

Geologische Karte der Republik Österreich, 1:50.000, Blätter 93 u. 94, hrsg. von der Geologischen Bundesanstalt, Wien 1987

Hansmann, Liselotte/Kriss-Rettenbeck, Lenz: Amulett. Magie. Talisman, Lizenzausgabe, Hamburg 1999

Mandl, Franz: Felsbilder. Österreich – Bayern. Nördliche Kalkalpen. Mit einem Beitrag von Gerhard W. Mandl, Haus i. E. 2011 (= Forschungsberichte der ANISA. Band 4)

Urbanek, Erich: Felsritzzeichnungen in der Umgebung von Golling. In: Golling. Geschichte einer Salzburger Marktgemeinde, hrsg. v. R. Hoffmann und E. Urbanek, Golling 1991, S. 353–366

Online: <http://www.anisa.at>

Tausend Erstbegehungen und kein Ende

Albert Prechts Kletterphilosophie im Wandel der Zeit

>> Karin Steinbach Tarnutzer

Das Tennengebirge ist, neben dem Hochkönig, das „Hausgebiet“ von Albert Precht. Allein dort hat er rund 250 Kletterrouten erschlossen. Im Juli 2012 feierte er seinen 65. Geburtstag – und ist weit davon entfernt, in Kletter-Ruhestand zu gehen.



Mit einem schneidenden Geräusch gleiten die Felle der Tourenski über die gefrorene Schneeoberfläche, in einem raschen, mühelosen Rhythmus. Vom Parkplatz oberhalb von Werfen geht es, vorbei am Berggasthof Mahdegg, zunächst durch lichten Wald, dann durch einen kurzen Latschengürtel in das weite Kar unterhalb der Fieberhörner. Albert Prechts Tempo mitzuhalten ist nicht einfach, und das ist weniger seinen Leichtgewichtsski und dem minimalistischen Rucksack geschuldet als der Fitness und Beweglichkeit des Mittsechzigers. Über mehr als vier Jahrzehnte hinweg fast tägliches Klettern, Bergsteigen, im Winter Skitourengehen haben eine Ausdauer und Bewegungserfahrung reifen lassen, die ihresgleichen sucht und sich, auch wenn mittlerweile hier und da ein Gelenk zwickt, wohl am besten mit Souveränität charakterisieren lässt.

Unterhalb des Kleinen Fieberhorns ein kurzer Halt – während die weniger Souveräne ihre Harscheisen aus dem Rucksack holt, ergibt sich die Gelegenheit, die Südwestwand zu studieren und dem Verlauf des „Martin-Weiß-Gedächtniswegs“ zu folgen. Diese erste Erstbegehung aus dem Jahr 1969 widmete der 22-jährige Precht seinem im selben Sommer in der Eiger-Nordwand abgestürzten Kletterfreund. Dass ihr im Lauf seines Lebens Hunderte weitere, schließlich mehr als tausend neue Routen folgen würden, ahnte er damals nicht, auch nicht, dass es die einzige bleiben würde, in der er jemals Bohrhaken setzte.

auch die nächste Generation ein Spielfeld, die noch schwieriger klettern werde als die heutigen Köhner.

Vom Bohrhakengegner zum Routensanierer

Das Ziel dieses sonnigen März Morgens ist die Rumpelkammer, der Abschluss des Kars unterhalb der Südwand des Hieflers, von dem nur noch Felsrouten weiter zum 2380 Meter hohen Gipfel führen. Wir sind an einem Donnerstag unterwegs, außer einigen Ruheständlern treffen wir kaum auf Tourengeher. Vorbei am Großen Fieberhorn steigen wir aufwärts, nicht ohne Prechts Neutouren „Schwarze Sonne“ und „10.000 Volt“ auf den beiden Pfeilern zu suchen. Schließlich biegen wir in die linke Verzweigung des Kars ein und folgen dem aufsteilenden Hang bis zu seinem abrupten Ende an der Felswand. Hier muss der ehemalige Eisenbahner auf seine Begleiterin warten, die das elegante Überholmanöver verweigert hat und hinter den Rentnern zurückgeblieben ist.

Unter anderem in der Hiefler-Südwand, an die wir unsere Ski lehnen, unternahm Albert Precht die ersten Klettertouren mit seinem Sohn Christian. Als dieser im Jugendalter begann, selbstständig mit Freunden im Fels unterwegs zu sein, setzte beim Vater ein Umdenken in der Bohrhakenfrage ein. Er spürte, dass er das eigene Kind guten Gewissens in keine seiner Erstbegehungen schicken konnte, die für ihre harte Bewertung und knappe

Unvergleichliche Erschließertätigkeit: Albert Precht am letzten Stand der Route „I Hiliostos“ auf Kreta, seiner tausendsten Erstbegehung

Alle Fotos © Archiv Albert Precht

Wiederholer mussten in seinen Routen damit rechnen „abzuprechteln“

Bald darauf besann er sich eines Besseren und verwendete in der Folge nur noch reversible Sicherungsmittel, zunächst vor allem Schlaghaken und Schlingen, später auch Klemmkeile und Friends. Ein Anhänger, ja leidenschaftlicher Verfechter des traditionellen Kletterstils blieb er bis heute. Er möchte die Grenzen dessen, was von der Natur vorgegeben ist, nicht überschreiten; beschränke man sich auf das, blieben zwischen vorhandenen Routen Räume bestehen, dann hätte

Absicherung berühmt-berüchtigt waren – potenzielle Wiederholer mussten zur Schwierigkeitseinstufung Prechts mindestens noch einen Grad dazurechnen, um nicht erfolglos „abzuprechteln“, und innerhalb von fünf Jahren hatten sich drei Seilschaftsabstürze mit tödlichem Ausgang ereignet. Am liebsten hätte er Christian nur in mit Bohrhaken abgesicherten Touren gesehen. Diese Erkenntnis gab Mitte der 1990er-Jahre den Ausschlag dafür, seine Erstbegehungen nach und



Auch im Tennengebirge gibt es noch Neuland: die Südwestwand der Rauchecknadel mit der 2008 eröffneten Linie „Glaube, Hoffnung, Liebe“.

nach behutsam zu sanieren. Rund zehn bis fünfzehn Prozent seiner Routen hat Albert Precht in der Zwischenzeit an den entscheidenden Stellen mit Bohrhaken ausgerüstet. Bis auf einen Abseilunfall, bei dem an nur einem Bohrhaken abgeseilt wurde, der dann ausbrach, geschah seither kein tödlicher Unfall mehr. Voraussetzung für eine Sanierung ist in seinen Augen, dass der Einstieg relativ einfach erreichbar und auch der Abstieg unproblematisch ist, sonst laufe man Gefahr, Bergsteiger in ein anspruchsvolles Gelände zu locken, dem sie nicht gewachsen seien. Auch wenn er selbst das Abenteuer bevorzuge und zugegebenermaßen ein wenig auf diese „leichte Kost“ des Alpinismus herabschaue, habe er Verständnis dafür, dass andere Leute ihre Schwerpunkte beispielsweise im beruflichen Bereich hätten und daher in ihrer Freizeit eine Gelegenheit zum Ausspannen bräuchten. Dass es in den sanierten Routen seither mehr Wiederholer gibt, freut den Erschließer. Erstbegehungen jedoch unternimmt er nach wie vor traditionell und sichert sie nur mit natürlichen Sicherungsmitteln ab, Bohrhaken werden erst später gesetzt.

Dieser Erstbegehungsphilosophie ist Precht treu geblieben – nicht nur in seinen „Hausgebieten“ Tennengebirge und Hochkönig sowie im Alpenraum, sondern auch auf Korsika, in Jordanien und im Oman, auf den griechischen Inseln Rhodos

und Kreta –, und für diesen Stil erhielt er im Jahr 2010 den „King Albert Mountain Award“ verliehen. Zwei Jahre zuvor, im Mai 2008, konnte er ein außergewöhnliches Jubiläum feiern: die tausendste Erstbegehung, die, weil sie auf Kreta stattfand, den Namen „I Hiliostos“ („Die Tausendste“) trägt. Die 300 Meter hohe Route im Schwierigkeitsbereich VII+ kletterte er mit seinen langjährigen Seilpartnern Sigi Brachmayer und Oswald Oelz, danach wurde ausgelassen gefeiert, neben seiner Frau Herta auch mit vielen griechischen Freunden. Die Faszination neuer Wege, die noch niemand gegangen ist, hält weiterhin an: „Dass man nie weiß, was auf einen zukommt, wenn man einsteigt, das macht die Spannung aus.“ Er empfinde es dann jeweils wie ein Geschenk, wenn sich zunächst unkletterbar scheinende Stellen doch auflösten, das Glücksgefühl sei viel größer als bei Wiederholungen. Weshalb Precht auch so gut wie nie bestehende Routen begeht, sondern immer wieder neue eröffnet. Rund achtzig sind es mittlerweile in Jordanien, mehr als hundert auf Rhodos – sie alle aufzuzählen, wäre ein aussichtsloses Unterfangen, doch sie sind sorgfältig in ledergebundenen Tourenbüchern aufgezeichnet und archiviert. Einen zweiten Kletterer, der ohne Verwendung von Bohrhaken so viele Routen erschlossen hat, wird man so schnell nicht finden, wengleich viele von ihnen wegen der hohen klettertechnischen und moralischen Anforderungen selten wiederholt werden.

Zu Hause im Tennengebirge und am Hochkönig habe er die Möglichkeiten ziemlich ausgeschöpft, auf ein oder zwei Erstbegehungen im Jahr komme er noch, bisher unerschlossene Wände seien zum Teil schlicht zu schwierig. Derzeit ist er vor allem auf Kreta aktiv, wohin er seit einigen Jahren jeweils im Frühjahr und Herbst reist. Das dortige Felspotenzial entdeckte er, ebenso wie zuvor auf Rhodos, bei einem Badeurlaub mit der Familie. Ein ganzes Klettergebiet hat er auf Kreta neu eingerichtet, das auch leichtere Touren im vierten und fünften Schwierigkeitsgrad umfasst. „Klettermöglichkeiten wie im Schlaraffenland“, schwärmt der Bischofshofener, beispielsweise in der 2010 erschlossenen Perovolakia-Schlucht, in der die einzelnen Routen Bergsteigerpersönlichkeiten gewidmet sind. Neben vielen bekannten Namen findet sich dort auch ein „Enzo-Cozzolino-Weg“.



Der 1949 geborene und 1972 infolge eines Hakenbruchs abgestürzte Italiener erschloss an der Cima Scotoni und am Mangart zwei große Routen ohne Bohrhaken – als Gegner dieses Hilfsmittels zählt er zu den Vorbildern Albert Prechts.

Kompromisslos solo

Nach ausgiebigem Plaudern über diese und jene Route – im Grunde genommen gibt es im Tennen-gebirge keine Wand, an der Albert Precht nicht seine kaum zu erkennenden Spuren hinterlassen hat – ist der Schnee genug aufgefirnt, um ein rasanten Abfahrtsvergnügen zu gewährleisten. Unterhalb der Fieberhörner glänzt das Dach der Werfener Hütte, darüber wachsen die Fluchten des Hochthrons in den Himmel, auch sie durchzogen von Precht-Routen. Nach Süden öffnet sich, über das Tal der Salzach hinweg, der Blick auf die Hochköniggruppe mit der markanten Torsäule und der langen Felsmauer der Mandlwand. Einer ihrer Gipfel, der Hochstellkopf, war im August 2009 der Schauplatz einer sehr ernsthaften Erstbegehung in einem Wandteil, der noch keine Route aufwies. „Exempel“ ist ein Beispiel dafür, dass auch anspruchsvolle Neutouren noch ohne Bohrhaken erschlossen werden können: zwischen V und VI mit vielen Stellen VII, Einzelstellen VIII und VIII+; rund 35 Normalhaken wurden verwendet und be-



lassen, zusätzlich sind je ein Sortiment Stopper und Friends notwendig.

An einem weiteren Gipfel der Mandlwand, dem Großen Gamsleitenskapf, machte Albert Precht eine eindrucksvolle Erfahrung, als er mit der Unterstützung Sigi Brachmayers eine Route mit dem blinden Osttiroler Kletterer Andy Holzer erstbeging. Weil Precht nicht einschätzen konnte, inwieweit Holzer einer solchen Tour gewachsen sei, wartete er auf absolut stabiles Wetter, was im regnerischen Sommer 2011 immer wieder Verschiebungen bedeutete. Als das Azorenhoch endlich da war, erstaunte Precht, wie treffsicher Holzer seine Füße setzen konnte: Er ermaß genau, wo er sich mit den Händen festhielt, und belastete anschließend mit seinem Fuß exakt den Tritt. „Andy hat viel Qualitäten, die wir Sehenden verlernt haben, weil wir sie nicht brauchen.“ Schwieriger als die Route „Alles blind“ selbst gestaltete sich hingegen der Abstieg, bei dem Holzer im Gehgelande die Referenzpunkte der Hände fehlten.

Fragt man Albert Precht nach den Höhepunkten seiner Kletterkarriere, so betont er, dass ihm jede einzelne Erstbegehung wichtig gewesen sei: „Ich möchte keine von den Touren missen.“ Dennoch gibt es ein paar besonders wertvolle darunter, den „Weg der Freunde“ durch die Hochkogelwand etwa, eine seiner großzügigsten Erstbege-

Die erste Erstbegehung aus dem Jahr 1969: der „Martin-Weiß-Gedächtnisweg“ durch die Südwestwand des Kleinen Fieberhorns

Neuere Precht-Routen in der Südwestwand des Hochthrons: Der „Abendlichtpfeiler“ stammt aus dem Jahr 2002, die 2006 abgeschlossene „Und dennoch leben sie“ erhielt ihren Namen in Anspielung auf die Kühnheit dieser Erstbegehung.



Vorbilder des jungen Albert Precht:
Walter Grutschnigg
 (Zweiter von rechts) und
Karl Gösseringer (rechts)
 waren die maßgeblichen
 Erschließer der Kletter-
 routen im Tennengebirge
 in den 1950er- und
 1960er-Jahren.

**Mit Hammer und
 Schlaghaken:**
Albert Precht bei der
 Erstbegehung der
 „I Hiliostos“ auf Kreta

hungen durch den steilsten Teil der Nordwestwand, die ihm 1972 mit Joe Bachler gelang – rund zwanzig Routen legte er insgesamt in diese unahnbare Wand. Oder „Freier als Paul Preuß“ in der 900 Meter hohen Wetterwand des Großen Bratschenkopfs, die er 1986, im hundertsten Geburtsjahr von Preuß, wie elf weitere Routen free solo erstbeging. Überhaupt das Soloklettern: „Erstbegehungen free solo, das ist die schönste, die kompromissloseste Form des Bergsteigens.“

Alleingänge seien aber nur dann so intensiv, wenn man nichts dabei habe, keinen Rucksack, kein Seil, denn die Leichtigkeit sei das Faszinierende daran. Jeder Schritt müsse sitzen, man sei total konzentriert, könne alles durchklettern, ohne den Faden zu verlieren, und gerate in einen regelrechten Rausch. Das Bewusstsein, keine Rückzugsmöglichkeit zu haben und im Notfall alles wieder abklettern zu müssen, erzeuge eine unvergleichliche Wachheit. Man müsse aber sehr genau die eigenen Grenzen kennen, sonst werde es wirklich gefährlich.

Gerade beim Soloklettern spürt Albert Precht jedoch auch sein fortschreitendes Alter. Er werde „tapsiger“, benötige mehr Zeit zum Überlegen und auch für die einzelnen Kletterzüge. „Wenn ich heute solo gehe, brauche ich sicher doppelt so lange wie in meiner guten Zeit“, hält er fest. Er wähle ein Tempo, das sicher sei, das eine flüssige Kletterbewegung ermögliche und ihm Spaß ma-

che. „An einem guten Tag ist es heute genauso schön wie früher, auch wenn die Touren leichter werden. Ich bin zufrieden mit dem, was ich noch unternehmen kann.“

Und an einem schlechten Tag? Bleibt er zu Hause und hat endlich Zeit für andere Dinge. Natürlich möchte er weiterhin klettern, aber sollte es ihm wegen körperlicher Schmerzen keine Freude mehr machen, würde er es reduzieren. Ein Stück weit habe er das ja schon: Früher sei der Drang, wieder loszuziehen, schon am nächsten Tag wieder da gewesen, er habe mit seinen Kletterpartnern auf dem Abstieg bereits die nächsten Ziele vereinbart. Heute komme er vom Klettern heim und lasse es ausklingen, esse anständig – gut nachvollziehbar angesichts Hertas Kochkünsten –, es leide auch mal ein Achterl mehr, und es mache ihm überhaupt nichts aus, bei schönem Wetter daheim zu sitzen. Er brauche mittlerweile eine längere Regenerierungsphase und mehr Auszeiten. Wenn schon die Qualität seiner Routen, am Alter gemessen, noch einigermaßen stimme, die Quantität von früher könne er nicht mehr aufrechterhalten.

„Alterswerk“ im oberen achten Grad

Auf unserer Skitour macht sich jedenfalls mangelnde Fitness höchstens bei mir bemerkbar, auch in der Abfahrt muss ich mich ranhalten, um nicht abgehängt zu werden, in gleichmäßigen, runden Bewegungen gleitet Albert Precht Richtung Tal.



Auf der Höhe von Mahdegg bietet sich ein guter Blick zurück auf das Raucheck und die Rauchecknadel, über die eine der wichtigsten jüngeren Erstbegehungen zieht. Wie die meisten Neutouren der letzten beiden Jahrzehnte realisierte Precht sie mit Sigi Brachmayer: „Glaube, Hoffnung, Liebe“, ein Zitat aus dem Korintherbrief, der dem bibelfesten Christen viel bedeutet – Glaube und Hoffnung wird vergehen, aber die Liebe, die bleibt.

Lange hatten sie diese Möglichkeit von unten betrachtet und sich doch nicht hineingewagt, zu überhängend die Bäuche im unteren Wandteil, die einen Rückzug verunmöglichten, zu ungewiss die Schwierigkeiten, die sie erwarteten. Im Sommer 2008 schließlich reichte der Mut, und die beiden stiegen ein. Nach einem ersten Tag in der Tour querten sie in Wandmitte über steiles, brüchiges Schrofengelände nach rechts hinaus und setzten die Begehung an einem zweiten Tag bis oben fort. 23 Seillängen VII bis VIII+ mit einigen Stellen A0 waren das Ergebnis – ein beeindruckendes „Alterswerk“, das den Satz verständlich macht, der in Prechts Erinnerungsraum im Untergeschoss seines Hauses hängt: „Stärker als früher spüre ich die Leere, die jedes Vollbrachte erzeugt, und die schmerzliche Wehmut in der Freude über das vielleicht letzte Gelungene dieser Größe.“

Der Verlust von Energie und Kraft hat Albert Precht eventuell auch an seinem 65. Geburtstag am 28. Juli 2012 beschäftigt. Genauso intensiv wie

zurück scheint er aber nach vorn zu blicken. Interessiert beobachtet er, wie sich an der Kletter-Weltspitze die Leistungsspirale immer weiter nach oben dreht und die Errungenschaften beispielsweise der Huber-Brüder von jenen Hansjörg Auers oder David Lamas abgelöst werden. Er nahm im Mai 2012 an Reinhold Messners Kletter-Kongress „Quo Climbis“ teil und freut sich darüber, dass Athleten wie Robert Jasper oder Ines Papert wieder zurück zum traditionellen Alpinismus finden und sich bemühen, in ihren Routen so wenig gebohrte Haken wie möglich zu hinterlassen. Den Höhepunkt der Absicherungswelle sieht er als überwunden an, und er fühlt sich in seiner Einstellung bestätigt.

Von Sich-zur-Ruhe-Setzen kann bei Albert Precht sowieso keine Rede sein. Der Autor der Alpenvereinsführer Tennengebirge und Hochkönig, von Kletterführern derselben Gebiete und der Autobiografie „Tausendundein Weg“ arbeitet derzeit an einem weiteren biografischen Buch, das im März 2013 im Salzburger Pustet Verlag erscheinen wird, sowie an einem Kletterführer für Kreta. Gemeinsam mit Sigi Brachmayer organisiert er jedes Jahr im Herbst die Alpintage in Altenmarkt im Pongau, und er wird mit Sicherheit zu Erstbegehungen ausziehen, solange es seine Gesundheit erlaubt. Den Gratulanten zu seinem 65. Geburtstag hat er vermutlich frei nach Erich Kästner geantwortet: „Bin gerührt und trotzdem heiter. Danke sehr. Und mache weiter.“

„Alles blind“:
2011 eröffnete Albert Precht mit Sigi Brachmayer und Andy Holzer eine neue Route am Großen Gamsleitenskapf in der Hochköniggruppe.

Eine weitere Erstbegehung auf Kreta ist vollendet: Albert Precht mit Oswald Oelz (Zweiter von rechts) und zwei Kletterfreunden am Ausstieg der „Welzenbach“ in der Perivolakia-Schlucht.





BergSteigen

So verschieden wie die Motivationen und Spielformen im Bergsport, so vielfältig und bunt sind die Reportagen in diesem Kapitel. Von den Spitzenleistungen im internationalen Geschehen über den Blick hinter den einstmaligen Eisernen Vorhang bis hin zu Klettersteigen oder Höhenwegen in den Alpen ist alles vertreten. Auch gut zu wissen: Man muss kein Extremer sein, um Großartiges zu erleben, wie die Berichte über die Skidurchquerung der kanadischen Rockies oder übers Klettern in Schottland beweisen.



Alles Klettern ist Problemlösen

Die internationalen Highlights im alpinen Geschehen

>> **Max Bolland**

In Anlehnung an Karl Poppers philosophisches Werk („Alles Leben ist Problemlösen“) lässt sich auch die Grundidee des Bergsteigens und Kletterns auf das Lösen von Problemen reduzieren. Das Problem stellt der Fels, die Wand, der Berg, die Antwort gibt der Bergsteiger. Nun werden die modernen alpinen Rätsel immer schwerer und komplexer, entsprechend unterschiedlich sind die Lösungsansätze.

Die modernen Massenmedien, insbesondere das Internet, sorgen dafür, dass alles Nennenswerte und alles nicht Nennenswerte gleichermaßen publik gemacht wird. In diesem Informationswust nicht die Übersicht zu verlieren, ist mitunter schwierig. Nur dem ist es möglich, Außergewöhnliches von Gewöhnlichem zu trennen, der genau weiß, was in den einzelnen Disziplinen des Bergsports momentan der „State of the Art“ ist. Mitunter muss man auch zwischen den Zeilen lesen, um einen exakten Eindruck zu erhalten, in welcher Art und Weise eine Leistung vollbracht wurde. Das Wie – der Stil – ist beim Bergsteigen mindestens genauso wichtig wie Schwierigkeit, Länge und Dauer eines Anstiegs. So ist diese Chronik auch nicht als lückenlose Aufzählung aller alpiner Heldentaten der Saison 2011/12 gedacht, sondern soll vielmehr an einzelnen ausgewählten Ereignissen Entwicklungsstand und Trends des Bergsports aufzeigen.

Sportklettern – konstant auf höchstem Niveau

Auch dieses Jahr sind einige Begehungen an der momentanen Leistungsgrenze zu vermelden, jedoch sucht man vergeblich nach dem absoluten Highlight. Wie schon in den vergangenen Jahren, prägen **Chris Sharma** (USA) und **Adam Ondra** (CZE) das Geschehen am obersten Limit der Kletterkunst. Die Latte noch höher zu hängen, gelingt jedoch keinem der beiden, so bleibt die Obergrenze weiterhin bei 9b (12–). Adam Ondras Reputation ist mittlerweile so gestiegen, dass nicht nur seine Erfolge für Furore sorgen, beinahe ebenso interessant ist, wenn das tschechische Wunderkind ausnahmsweise mal an einer Route scheitert. Auf seiner – zugegeben recht überschaubaren – Tourenliste findet sich mit „Hubble“ auch eine Route aus dem Jahr 1990. Von Ben Moon erstmals frei geklettert, wurde „Hubble“ mit dem Grad 8c+ (11–) bewertet, von Adam Ondra aber nun auf mindestens 9a geschätzt. Dies ist kletterhistorisch insofern von Bedeutung, da „Hubble“ somit Wolfgang Güllichs „Action directe“ aus dem Jahr 1991 den Rang als weltweit erste Tour des elften Grades streitig macht.

Generell ist es schwierig, Routen am obersten Level der Kletterkunst miteinander zu vergleichen, da die Schwierigkeit einer Route durch un-

terschiedliche Faktoren bestimmt wird. Im Normalfall obliegt es den Vorlieben des Kletterers und seinen physischen Voraussetzungen, welchen Routencharakter er bevorzugt, wo er das Maximum seiner Leistungsfähigkeit abrufen kann. Eine Spezialisierung auf gewisse Routen und Gesteinsarten ist an der individuellen Leistungsgrenze Standard. Nur wenige Kletterer besitzen die Fähigkeit, unabhängig davon ihr Potenzial stets voll auszuschöpfen. Adam Ondra und Chris Sharma gehören zu diesen Auserwählten. Ob Kalk, Granit oder Sandstein, ob superlange Ausdauerhämmer oder kurze, extrem maximalschwere Routen, die beiden scheinen alles zu beherrschen. Somit hat ihre Meinung und Bewertung auch besonderes Gewicht in der Kletterszene, denn sie haben den nötigen Background, um unterschiedliche Touren miteinander vergleichen zu können.

Doch längst drängen auch andere in diesen elitären Kreis vor. Der erst 16-jährige Franzose **Enzo Oddo** sorgt schon seit Jahren für Aufsehen. So auch dieses Jahr. Ihm gelingen alle schweren Routen (bis 11) in der Red River Gorge (USA) und mit La Rambla (9a+) im spanischen Siurana ein weiterer Vorstoß in den unteren zwölften Grad (entspricht 9a+). In diesem Schwierigkeitsbereich ist auch **Markus Bock** (D) zu Hause. Mit „The elder statesman“ (9a/9a+) bereichert Bock sein Hausgebiet, die Fränkische Schweiz, um eine weitere superschwere Route. Beinahe ausnahmslos alle schweren Routen im „Fränkischen“ gehen auf sein Konto. Insgesamt dringen immer mehr, oftmals sehr junge Kletterer in den absoluten Spitzenbereich vor. Dies deutet darauf hin, dass eine Steigerung der momentanen Schwierigkeitsgrenze wohl nur eine Frage der Zeit ist. Aus deutscher Sicht wird es interessant zu sehen, wie sich Talente wie **Felix Knaub**, **Alexander Megos**, **Jan Hoyer** oder **Pirmin Bertle** entwickeln, sie alle sind solide im elften Grad (9a) unterwegs.

Frauen, die diese Schwierigkeiten beherrschen, gibt es hingegen kaum. Bislang konnte einzig **Josune Bereziartu** (ESP) Routen dieser Schwierigkeit klettern. Der Baskin gelang dieses Kunststück insgesamt drei Mal, 2002, 2004 und 2005. **Charlotte Durif** aus Frankreich kann als zweite Frau überhaupt in diese Sphären vordringen. Sie bezwingt in der Verdonschlucht die Route „Les 3P“ (9a). Kurz darauf klettert die junge

„Era bella“ – nicht nur schön, sondern auch jung und stark: Sasha DiGiulian klettert ihre zweite 9a innerhalb weniger Monate. Sie ist damit die dritte Frau, die überhaupt in diese Dimension vordringen kann.

Foto: Keith Ladzinsky,
© adidas.com/outdoor

Amerikanerin **Sasha DiGiulian** innerhalb weniger Monate zwei Mal diesen Grad, der bislang eine Art magische Barriere im weiblichen Sportklettern darstellte. Ihre Begehung von „Pure Imagination“ in der Red River Gorge und von „Era bella“ in Margalef ist die Sensation des vergangenen Sportkletterjahres.

Tradclimbing – alte Werte neu entdeckt

Sportklettern hat die stetige Steigerung der Schwierigkeit zum Ziele. Um den Fokus einzig auf dieses Ziel setzen zu können, ist eine perfekte Absicherung unabdingbar. Diese findet fast ausschließlich mit Bohrhaken statt, die beliebig in den Fels gesetzt werden können. Diesem Vorgehen entgegen steht das sogenannte *Tradclimbing* oder auch *Cleanclimbing*. Hierbei werden mobile Zwischensicherungen wie Klemmkeile und Friends verwendet. Nur dort, wo der Fels die natürliche Möglichkeit bietet, kann der Akteur Sicherungen anbringen und gut gesichert weitersteigen. Diese Art des Kletterns scheint in den letzten Jahren wieder zunehmend in Mode zu kommen, nachdem der Gedanke des Cleanclimbings besonders in den 1970er-Jahren weit verbreitet war. Dieses Revival einer alten Idee bietet den Akteuren mittlerweile zwei verschiedene Betätigungsfelder: die Suche nach Neutouren unter der Prämisse einer traditionellen Absicherung und das Begehen bestehender, eingebohrter Routen unter alleiniger Verwendung der selbstgelegten Sicherungspunkte.

So klettert **Arnaud Petit** „Black Bean“ (8b) in Ceüse, ohne die vorhandenen Bohrhaken zu benutzen. Auf den knapp 65 Metern legt der starke Franzose an nur neun Stellen Zwischensicherungen und muss so die Gefahr eines weiten Sturzes in Kauf nehmen. Beeindruckend ist auch die für eine Tradroute unübliche Steilheit des Geländes, wodurch das Legen von Zwischensicherungen noch anstrengender wird. Mit Seilsicherung von oben studiert Petit daher die einzelnen Bewegungen perfekt ein und tüfelt die besten Möglichkeiten für Zwischensicherungen aus. Dieser Stil nennt sich *Headpointen* und ist insbesondere bei Begehungen klettertechnisch schwerer und gefährlicher Tradrouten weit verbreitet. **Heiko Quietsch**, Kletterurgestein aus dem Frankenland,

verzichtet in den Klassikern „Chasin’ the Train“ und „Magnet“ (beide 7c = 9) ebenfalls auf die vorhandenen Bohrhaken und behilft sich mit natürlichen Sicherungsmöglichkeiten. Quietsch selbst hat diesen Stil „Grünpunkt“ getauft, in Anlehnung an Kurt Alberts Rotpunkt. Kleine grüne Punkte an den Einstiegen so mancher fränkischen Kletterroute beweisen, dass Quietschs Idee zumindest regional auf positive Resonanz stößt. Inspiriert vom Cleanclimbing ist auch **Patrik Matros**: Er bringt erst gar keine Bohrhaken an, sondern klettert seine Erstbegehung „Archon“ in der Fränkischen Schweiz von vornherein nur mit Friends und Keilen gesichert. Mit dem zehnten Grad (= 8b) bewertet, gehört „Archon“ zu den schwersten Tradrouten des europäischen Festlandes.

Auch Italien erlebt ein Aufblühen der Tradclimbing-Bewegung, neue Gebiete wie Cadarese, Lagoni oder Capo Pecora werden traditionell eröffnet. Und gleichzeitig werden schwere Routen ohne die vorhandenen Bohrhaken geklettert. **Matteo della Bordella** steigt „Doors“ (8b) clean, einen beeindruckend steilen Fingerriss im Granit von Cadarese. Die vorhandenen Bohrhaken entfernt della Bordella kurzerhand, ein Vorgehen, das in der Kletterszene schon seit vielen Jahren immer wieder heftig diskutiert wird. Dass, wie im Falle der Route „Doors“, überhaupt Bohrhaken neben einen perfekt abzusichernden Riss gesetzt werden, ist in Nordamerika undenkbar. In den Vereinigten Staaten und in Kanada wird grundsätzlich clean geklettert und nur wo absolut nötig ein Bohrhaken gesetzt. Das Mekka des Risskletterns schlechthin sind die roten Sandsteinklippen von Indian Creek im Bundesstaat Utah. **Hayden Kennedy** (USA) gelingt hier die Erstbegehung einer neuen Toproute: „Carbondale Short Bus“ führt über sehr feine Risse zu einem abschließenden Sprung seitwärts an einen großen, aber abschlüssigen Griff. Mit 5.14– (10+) gehört die Route zu den schwersten Rissklettereien Amerikas. Utahs Risse sind auch das erklärte Ziel des englischen Duos **Tom Randall** und **Pete Whittaker**. Dass Engländer mitunter einen etwas seltsamen Geschmack besitzen, ist jedem bekannt, der das Vergnügen hatte, die englische Küche zu genießen. So verwundert es nicht sonderlich, dass sich die beiden englischen Risspezialisten ausgerechnet jene Risse auf den Speiseplan geschrieben haben,

Willkommen im neuen Jahrhundert – Tom Randall im schwersten Offwidth-Riss der Welt: „The Century Crack“, Canyonland, Utah (USA). Die Perspektive ist trügerisch: Was hier auf den ersten Blick „nur“ überhängend wirkt, ist ein mehr als 35 Meter weit ausladendes Dach.

© Alex Ekins

die normale Kletterer meiden wie der Teufel das Weihwasser. *Offwidth*-Risse sind zu breit, um Hand oder Faust zu verklemmen, aber zu schmal, um mit dem gesamten Körper hineinzukriechen. In der Regel sind Begehungen solcher Risse mit viel Mühen, Anstrengungen, Schmerzen und Hautverlust verbunden. Randall und Whittaker haben sich für ihren Amerikatrip die schwersten *Offwidths* des Landes vorgenommen. Und der schwerste ist bis dato undurchstiegen: „The Century Crack“! Durch ein gewaltiges Dach zieht der Riss in notorisch gleicher Breite. Fersen auf der einen Risseite, Zehenspitzen auf der anderen, hängen die beiden wie Fledermäuse kopfüber an der Decke. Die Hände können die so verklemmten Füße als Griffe nutzen oder müssen in einem Art Sandwich übereinander in den Riss gequetscht werden, um die Füße weiterschieben zu können: Schwerstarbeit! Ihre erfolgreiche Begehung bewerteten die beiden mit 5.14b (8c), nicht ohne vorher alle schweren *Offwidth*-Risse der weiteren Umgebung geklettert zu haben, um einen Vergleich zu ihrer Route ziehen zu können. Damit ist „The Century Crack“ der mit Abstand schwerste *Offwidth*. Es bleibt jedoch zu erwähnen, dass die beiden den Riss mit bereits gelegten Zwischensicherungen geklettert sind. Normal müssen bei einer *Clean*-Begehung alle Zwischensicherungen aus der Kletterstellung heraus angebracht werden, dies kann bei einer Dachroute natürlich eine (im wahrsten Wortsinn) deutliche Erschwernis sein, da man ein ganzes Sortiment großer Klemmgeräte am Klettergurt baumeln hat. Nichtsdestotrotz ist die Begehung von „The Century Crack“ eine außergewöhnliche Leistung!

Free Solo – ohne Seil in eine neue Dimension

Bei schweren Tradrouten ist eine perfekte Absicherung nicht immer möglich, sodass es immer wieder Passagen gibt, in denen ein Sturz nicht erlaubt ist. Beim *Free Solo* hingegen ist ein Sturz schlichtweg tabu, er würde unweigerlich tödliche Konsequenzen zu haben. Ungeachtet dieser fatalen Aussichten hat sich das *Free-Solo*-Klettern in den letzten Jahren in eine neue Dimension bewegt: Alexander Huber in der „Hasse/Brandler“ (8+, Große Zinne, 2002), Hans-Jörg Auer im „Der Weg durch den Fisch“ (9-, Marmolada, 2007), Alex





„In an other
headspace“ – Mit
seinen Free Solos
bewegt sich der
Amerikaner Alex
Honnold (auf diesem
Bild ausnahmsweise
mal gut gesichert) in
anderen Sphären.

© Alex Honnold

Honnold in der „Regular“ am Halfdome im Yosemite (9–, 2008) sind die spektakulärsten Stationen dieser Entwicklung. **Alex Honnold** sorgt auch dieses Jahr wieder für Aufsehen und Kopfschütteln, seine Free-Solo-Liste eines Jahres liest sich wie folgt: „Separate Reality“ (5.11d = 7a), nach Wolfgang Güllich, Heinz Zak und vier Mal (!) Dean Potter, der Vierte, der diesen Meilenstein seilfrei klettert; „Heaven“ (5.12d = 7c): die extrem steile und ausgesetzte Route klettert Honnold im Flash, spricht er ist sie vorher noch nie (!) geklettert, kann aber auf die Informationen eines Freundes zurückgreifen, den er vor seiner Begehung in der Route sichert; „Phoenix“ (5.13a = 8a) und „Cosmic Debris“ (5.13b = 8a+), zwei Meilensteine der Klettergeschichte; „Astroman“ (400 m, 5.11c = 7a) und „Rostrum“ mit dem „Alien-Ausstieg“ (300 m, 5.12d = 7c) an ein und demselben Tag. Diesen Link-up ist Honnold bereits 2008 free solo geklettert, jedoch ohne den direkten Ausstieg des „Rostrum“, ein überhängender Fingerriss, der an Ausgesetztheit kaum zu überbieten ist; und schließlich noch die „Chouinard-Herbert“ am Sentinel Rock (700 m, 5.11d = 7a).

Jede dieser Routen für sich würde einem Kletterer auch mit Seil zu Ehren reichen. Falls irgendwer glaubt, dies alles sei nicht zu überbieten, den straft Honnold erneut Lügen. Auf Sportkletterurlaub in Spanien unternimmt er einen kurzen Ausflug an die Mallos de Riglos, wo er „Fiesta de

los biceps“ (300 m, 7a) free solo onsight klettert. Zurück im Yosemite Valley klettert Honnold allein durch die Südwand des Mount Watkins, die „Nose“ am El Capitan und die „Regular“ durch die Nordwestwand des Half Dome: knapp 2000 senkrechte Meter. Da er in allen Routen Gurt, Karabiner, Bandschlingen und teils auch ein Seil mit sich trägt, gilt dieser Stil per Definition nicht als Free Solo. Jedoch klettert Honnold zu 90 Prozent ungesichert, verwendet dabei aber je nach Bedarf Haken oder Klemmkeile zur Fortbewegung sowie am Mount Watkins und in der „Nose“ das Seil zur Überwindung der Pendelquergänge. „Deswegen ist es schwer, diesen Stil zu beschreiben. Im Grunde genommen habe ich alles gemacht, um mich sicher zu fühlen.“

Bei all diesen beeindruckenden Leistungen mentaler Stärke drängt sich die Frage auf, wo dieses Spiel enden wird. In der amerikanischen Kletterszene wird dies mittlerweile ganz offen diskutiert: Wer wird wohl als Erster eine der zentralen Routen durch die 1000 Meter senkrechte Granitwand des El Capitan free solo klettern? Als einzig denkbare Linie für einen ungesicherten Alleingang drängt sich der „Freerider“ auf. Dabei handelt es sich um eine Variante zur klassischen „Salathé Wall“ durch die zentrale Südwestwand des Berges. Alexander Huber hat diese Option, die extrem schwere Gipfelwand der „Salathé“ zu umgehen, entdeckt und 1998 zusammen mit seinem Bruder Thomas erstbegangen. „Freerider“ ist damit die „einfachste“ Möglichkeit, frei durch die zentrale Wand des El Cap zu klettern, jedoch wird auch hier der satte neunte Grad von den Akteuren gefordert, hinzu kommen zahlreiche Passagen im achten und siebten Grad, anstrengende Risse und wacklige Plattenpassagen. Dies alles, garniert mit der unvergleichlichen Ausgesetztheit und der enormen Steilheit des Granitmonolithen, lässt den Gedanken an eine Free-Solo-Begehung aberwitzig erscheinen. Und dennoch scheint er in den Bereich des Machbaren gerückt zu sein.

Als heißeste Anwärter dafür gelten momentan der bereits erwähnte Alex Honnold sowie Dean Potter, der seit Jahren immer wieder mit spektakulären Alleingängen für Aufsehen sorgt. Inwieweit Honnolds oben erwähnte Aktionen „nur“ Vorbereitung für dieses allergrößte Ziel waren, darüber lässt sich nur spekulieren. Potter scheint den Ge-

danken jedenfalls ernsthaft zu verfolgen: Mediengerecht inszeniert klettert er die obersten Längen des „Freerider“ frei und ungesichert, nachdem er vom Gipfel des El Cap über eine benachbarte Tour 200 Meter abgestiegen und mit Hilfe einiger Querbänder in den „Freerider“ traversiert war. Damit umging er die schwersten Seillängen. Diese von Potter „Easy Rider“ getaufte „Rundtour“ bezeichnet er als ersten Schritt zu dem großen Ziel, den El Cap vom Boden weg free solo zu klettern. Was lange nicht denkbar war, ist plötzlich zum Greifen nah!

Bigwalls – starke Männer, starke Frauen, große Wände

Während Free-Solo-Klettern fast ausnahmslos eine Domäne der männlichen Kletterer ist, beweisen zahlreiche starke Vertreterinnen des „schwachen Geschlechts“ in anderen Disziplinen des Berg- und Klettersports, dass sie mit ihren männlichen Kollegen gut mithalten, sie mitunter sogar übertrumpfen können. Als leuchtendes Beispiel der jüngeren Kletterhistorie steht da noch immer Lynn Hill, der bereits 1993 die erste freie Begehung der „Nose“ am El Capitan glückte. Es sollte ganze zwölf Jahre dauern, bis dieses Kunststück von Tommy Caldwell wiederholt werden konnte. Nicht umsonst genießt Lynn Hill einen beinahe legendären Ruf als Grande Dame des Klettersports. Doch auch aktuell gibt es einige Frauen, die mehr als beeindruckende Leistungen an den großen Felswänden der Erde vollbringen. Der Australierin **Mayan Smith-Gobbat** gelingt als zweiter Frau nach Steph Davis eine freie Begehung der „Salathé Wall“ am El Capitan (1000 m, 5.13b = 10). Ein sensationeller Erfolg, den sie nur mit einem knappen Dutzend männlicher Kollegen teilen muss, die alle zur absoluten Weltelite des Klettersports zu zählen sind. Smith-Gobbat klettert alle Seillängen frei und im Vorstieg, die Schlüsselpassage – die überhängende Headwall – durchsteigt sie in einer langen Seillänge ohne Zwischenstand, was die Schwierigkeiten noch erhöht. Zu den reinen Kletterschwierigkeiten kommt beim Freiklettern am El Cap hinzu, dass Zwischen Sicherungen fast komplett selbst angebracht werden müssen. Ein Problem, mit dem der Kanadier **Sonnie Trotter** bestens vertraut ist, er gehört zu den besten Tradclimbern der Welt, und sein Ner-

venkostüm scheint nichts zu erschüttern. So verwundert es nicht, dass ihm bei seiner Freikletterpremiere am El Cap die erste Wiederholung der äußerst anspruchsvollen Route „The Prophet“ gelingt. „The Prophet“ wurde 2010 von Leo Houlding und Jason Pickles (siehe BERG 2012) erstbegangen und mit 5.13R bewertet: Neben dem zehnten Grad (5.13) ist auch ein hohes Maß an Nervenstärke gefordert, da nicht alle Seillängen perfekt abzusichern sind (R).

Als weltweit schwerste Freikletterroute durch eine hohe Wand ging seinerzeit „Orbayu“, von dem baskischen Brüderpaar Iker und Eneko Pou erstbegangen, durch die Medien (siehe auch BERG 2011). Doch kann eine endgültige Aussage über die Schwierigkeit nur gemacht werden, wenn andere Kletterer die Route wiederholen und den angegebenen Grad bestätigen oder korrigieren. **Adam Pustelnik** (POL) und **Nicolas Favresse** (Belgien) haben die Herausforderung angenommen und sind den langen Weg an den Naranjo de Bulnes in den Picos del Europa (ESP) angetreten. Den beiden gelingt tatsächlich die erste Wiederholung der „Orbayu“ und sie bewerten die Schlüsselseillänge deutlich leichter, als dies die Erstbegeher getan haben: statt 9a schlagen sie 8b+/8c vor, abhängig von der individuellen Reichweite des Kletterers. Mit dieser Bewertung ist „Orbayu“ den Nimbus der schwersten Mehrseillängen-Route der Welt los. Da sowohl Pustelnik als auch Favresse dank zahlreicher Begehungen schwerer Routen aus einem riesigen Erfahrungspool schöpfen können, darf man ihrer Bewertung durchaus Glauben schenken.

Seiner Leidenschaft für abenteuerliche Erstbegehungen frönt Favresse des Weiteren im Dschungel Venezuelas. Zusammen mit **Sean Villanueva**, **Stephane Hanssens** und **Jean-Luis Wertz** eröffnet er zwei Freikletterrouten durch die abenteuerlichen Wände der Tafelberge: In „Maria Rosa“ (500 m, 7b) überzeugen sie durch ihren blitzsauberen Stil, denn sie hinterlassen absolut nichts in der Wand, keine Haken, nicht einmal Abseilstände. In „Apichavi“ benötigen sie trotz hoher Kletterschwierigkeiten (8a+) nur ganze fünf Bohrhaken auf 500 Metern Wandhöhe. Die restliche Absicherung erfolgt mit mobilen Sicherungsmitteln. **Toni Arbones** (ESP) gelingt die erste freie Durchsteigung der „Antro.po.cene“ in der Taghia-Schlucht

in Marokko. Auch der starke Allrounder **Michi Wohlleben** (D) kann wenig später die 17 Seillängen bis zum unteren zehnten Grad punkten. Wer bisher der Meinung war, harte Bigwalls mit anspruchsvollen Technopassagen sind reine Männersache, den belehrt **Silvia Vidal** eines Besseren. Die Spanierin gehört zu den absoluten Techno-Spezialisten mit Hang zu Alleinbegehungen an abgeschiedenen Wänden fernab jeglicher Zivilisation. Im chilenischen Teil Patagoniens findet sie ein Objekt, das ihren Vorstellungen gerecht wird. Fast zwei Monate verbringt sie völlig allein, davon 32 Tage non-stop in der Wand. Dann ist ihr Werk durch die Serrania-Avalancha-Wand vollbracht. Vidal bewertet die 1300 Meter ihrer Route „Espiadimonis“ mit dem Grad A4/6b. A4 steht hierbei für die Schwierigkeiten beim technischen Klettern, die Skala endet bei A5.

Doch schließen wir den Kreis zum Yosemite Valley, wo beides, sowohl das technische als auch das freie Klettern immer wieder mit neuen Impulsen belebt und weiterentwickelt wurde. Zwei „brandaktuelle“ Meldungen dürfen nicht fehlen: **Tommy Caldwell** und **Alex Honnold** gelingt erstmals die freie Begehung dreier großer Wände des Tals in weniger als 24 Stunden. Die beiden beginnen ihren Klettermarathon mit der Südwand (5.13a = 9+/10-) des Mount Watkins um 16:45 Uhr, zwei Stunden und fünfzehn Minuten später stehen sie am Gipfel des Berges, steigen ab und fahren rüber zum El Capitan. Um 22:45 Uhr steigen sie zu einer nächtlichen Klettersession in den „Freerider“ (5.12d = 9+) ein, um fünf Uhr morgens haben sie die Route hinter sich gebracht. Nun wartet der Abstieg und der relativ lange Zustieg zum Half Dome auf sie. Bereits um 9:00 Uhr starten die beiden Athleten in ihre dritte Wand (5.12 = 9-). Fünf Stunden später haben sie auch diese bezwungen. Insgesamt 2000 Klettermeter liegen hinter den beiden, sowohl Caldwell als auch Honnold sind alles frei geklettert. Ein Großteil der Strecke kletterten die beiden simultan, sie sind mit dem Seil verbunden und haben zwischen sich immer ein paar Zwischensicherungen eingehängt, um einen Absturz der gesamten Seilschaft zu verhindern.

Die Kombination aus Freiklettern und Geschwindigkeit gehört zu den anspruchsvollsten Disziplinen im Klettersport. Bei reinen Speedbegehungen hingegen wenden die Akteure eine Mi-

schung aus freiem und technischem Klettern an, abhängig davon, was in der jeweiligen Situation am schnellsten ist. Ein hohes Freikletterniveau bleibt aber der Schlüssel zum Erfolg. Als „offizielle“ Rennstrecke der Speedclimber hat sich in den letzten Jahren die „Nose“ herauskristallisiert. Die beste Zeit für die 1000 Meter Granitklettere war in den letzten Jahren immer wieder hart umkämpft, die Unterschiede zwischen den verschiedenen Seilschaften oft marginal, wenige Minuten, ja Sekunden trennten die Besten voneinander. Umso mehr lässt die Zeit aufhorchen, die nun Alt- und Hausmeister **Hans Florine** zusammen mit **Alex Honnold** hingelegt hat. Um ganze 13 Minuten überbieten sie den alten Rekord von Dean Potter und Sean Leary, die Stoppuhr bleibt bei 2h 23min 46s stehen.

Die Alpen – neue und alte Herausforderungen

Die Alpen sind die am besten erschlossene Bergregion der Welt. Alle Gipfel längst bestiegen, alle Wände auf verschiedenen Linien bezwungen, Bergbahnen bringen die Alpinmatadoren in wenigen Minuten in ihre Arena, ein dichtes Netz von Hütten und Wegen macht die Bergwelt auch der Allgemeinheit zugänglich. Wo finden sich also noch Herausforderungen? Drei Möglichkeiten seien hier exemplarisch vorgestellt.

So gibt es doch einige stiefmütterlich vernachlässigte Bergregionen in den Alpen, und hier findet sich auch noch genug unerforschtes Terrain für erstklassige Neutouren. Dies zu zeigen ist Teil des Projekts „Exploring the alps“ von **Hervé Bar-masse** (I). Mit unterschiedlichen Partnern (z. B. seinem Vater oder den Gebrüdern Pou) findet er neue Linien selbst an so bekannten Bergen wie Mont Blanc, Matterhorn und Monte Rosa.

Mit Winterbegehungen schwerer Felskletterrouten scheint eine alte Spielform des Bergsteigens ihr Revival zu finden und sich zu einem Minitrend zu entwickeln. Was vor zehn oder zwanzig Jahren noch als absolute Toptour galt, stellt mittlerweile ein interessantes Winterziel dar: **Rolando Larcher**, **Fabio Leoni** und **Lucca Giupponi** (alle I) gelingt eine schwere Winterbegehung der „Via Cembridge“ (550 m, 7b+) an der Cima Margherita in der Brenta, **Roger Schälli** (CH) und **Simon Gietl** (I) gelingt die Überschreitung der Drei Zinnen im

Winter über schwere Routen. Dies sind nur zwei Beispiele von vielen. Die Fertigkeiten des modernen Mixedkletterns auf die großen Nordwände zu übertragen, ist ebenfalls eine spannende Spielform. Als deren Protagonist ist **Robert Jasper** (D) zu nennen, dem mit Roger Schäli eine freie Begehung der „Richard Gay Memorial Route“ (1000 m, M8) durch die Matterhorn-Nordwand gelingt. Auch **Ueli Steck** (CH) kann mit Partner **Jon Griffith** (GB) eine erste freie Begehung einheimen, die „Lesueur Route“ durch die Nordwand des Petit Dru.

Doch auch in den großen Wänden findet sich noch Neuland. An seiner Lieblingswand, der Südwand der Marmolada, realisiert **Hansjörg Auer** zusammen mit seinem Bruder Vitus eine superschwere Erstbegehung: „Bruderliebe“, 800 Meter lang, bietet im unteren sehr steilen Teil Schwierigkeiten bis 8b/8b+ (= 10), die Absicherung erfolgt nur zum Teil mit Bohrhaken, an vielen Stellen müssen selbst Sicherungen gelegt werden. „Bruderliebe“ ist klettertechnisch damit die schwerste Route an der gewaltigen Südwand der Marmolada. Bisher wurden solche schweren Linien in der Regel zunächst teils technisch erstbegangen, um dann in einem zweiten Schritt, zumeist vom Erstbegeher, frei geklettert zu werden. Dies klappt aber nicht immer, manchmal erweist sich die angepeilte Linie als zu schwer für das Kletterkönnen des Erstbegehers. Solche Linien bilden dann oft Herausforderungen für nachfolgende Generationen. So die Route „Zauberberg“ im Grödner Langental von Ivo Rabanser und Stefan Complöj, die nun von den Brüdern **Martin** und **Florian Riegler** erstmals frei geklettert werden konnte (400 m, 8a = 10–).

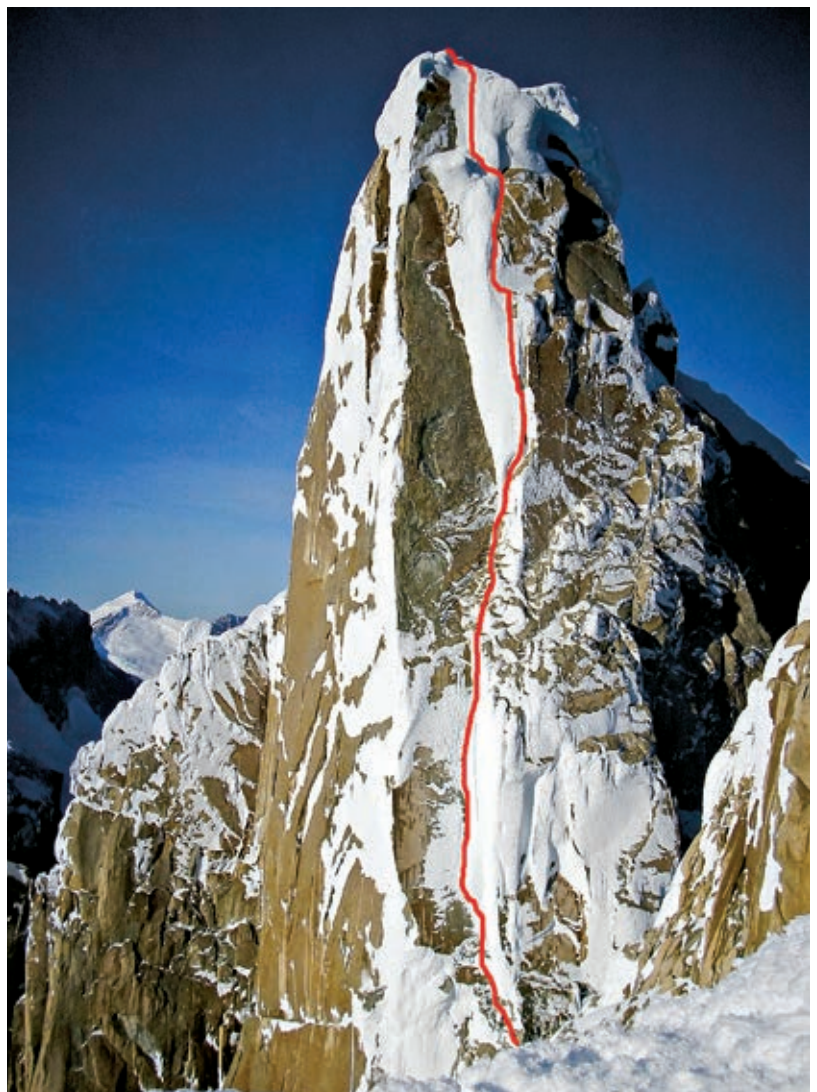
Patagonien – Krieg am Ende der Welt

Von Europa aus betrachtet liegt Patagonien sprichwörtlich am Ende der Welt. Doch aus alpinistischer Sicht gilt es als eines der Zentren des Bergsteigens. Und wahrlich könnte die vergangene Saison als eine der wichtigsten in die Klettergeschichte Patagoniens eingehen – wären da nicht einige bedenkliche Zwischenfälle, die den Blick weg von bergsteigerischen Aktivitäten lenken. Zumeist sind die Gelegenheiten für hochkarätige Besteigungen in den patagonischen Anden rar gesät, zu unsicher und schlecht ist das Wetter am äußersten Südpol des amerikanischen Doppelkontinents. Nicht so in dieser Saison, in der eine spezielle Wet-

terkonstellation für monatelanges Schönwetter sorgte, mit dem bislang unbekanntem Problem, dass auf einmal zu wenig Niederschlag vom Himmel fiel. Obwohl sich die Verhältnisse in den Bergen durch die hohen Temperaturen zunehmend verschlechterten, sind eine ganze Reihe erstklassiger Leistungen zu verzeichnen. So gelingt den Norwegern **Bjørn-Eivind Aartun** und **Ole Lied** mit „Venas azules“ an der Südwand des Torre Egger eine der verrücktesten Eislinien, die je geklettert wurden. Bis zum Sattel zwischen Torre Egger und Cerro Torre klettern die beiden noch auf den Spuren der amerikanischen Erstbesteiger des Torre Eggers, Jim Donini, John Bragg und Jay Wilson. Dann wagen sie sich ins Neuland: Sieben extrem steile Seillängen (90° und mehr) führen über Eis

Alles Klettern ist Problemlösen: Mit viel Optimismus und Mut eröffneten die Norweger Bjørn-Eivind Aartun und Ole Lied mit „Venas azules“ in der Südwand des Torre Egger eine der verrücktesten Eislinien der Welt.

© Piolets d'Or





Links: Magic Line – „Shark’s fin“, die Haifischflosse am Meru Central, hat sich lang gewehrt, wurde aber in zwölf Tagen harter Arbeit im Herbst 2011 von Conrad Anker und seinem Team endlich bezwungen.

Wieder ein Ziel weniger: Der Saser Kangri II (Bild rechts), mit 7518 Metern bislang der zweithöchste unbestiegene Gipfel der Erde, wurde im August 2011 erstmals erklommen. Eine Leistung, die zu Recht mit dem begehrten Piolet d’Or ausgezeichnet wurde.

Beide Bilder © Piolets d’Or

und Anraum auf den Gipfel, der zu den schwersten der Welt gehört. Diese ästhetische Linie entlang einer senkrechten, blauen Eisader klettern Aartun und Lied innerhalb von zwei Tagen im Alpinstil. Zu Recht erhält ihre Erstbegehung eine besondere Erwähnung bei der Verleihung des Piolet d’Or 2012, eine Ehre, die für Björn-Eivind Aartun zu spät kommt. Kurz vor der Preisverleihung verunglückt er bei der Erstbegehung eines gefrorenen Wasserfalls in Norwegen tödlich. Aartun gehörte in den letzten Jahren zu den erfolgreichsten und aktivsten Alpinisten weltweit, er wird der Szene nicht zuletzt als Mensch sehr fehlen.

Neben der Begehung bisher unbezwungener Linien dreht sich das Interesse der Bergsteiger in Patagonien in den letzten Jahren um die langen Überschreitungen der einzelnen Massive. Mit der lang umworbene Traverse der Torre-Gruppe (Torre Standhardt, Punta Herron, Torre Egger und Cerro Torre) gelang Local Rolando Garibotti und Colin Healy (USA) 2008 das bisher größte Highlight und gleichzeitig stießen sie damit die Tür auf zu weiteren Überschreitungen im Gebiet. So richtete sich das Interesse in den letzten Jahren besonders auf den Fitz Roy und seine zahlreichen Trabanten. Sowohl die Überschreitung von Norden startend („Care Bear Traverse“: über Guillaumet und Mermoz zum Fitz Roy, 2008) als auch von Südwesten („Wave Effect“: über Desmochada und La Silla zum Fitz Roy) konnte bereits realisiert wer-

den. Eine komplette Überschreitung der Gesamtgruppe steht noch aus, jedoch gelingt den Amerikanern **Scott Benett** und **Cheyne Lempe** mit dem „North Pillar Sit Start“ ein weiterer spektakulärer Link-up unterschiedlicher Routen. In drei Tagen klettern die beiden über den Nordwestgrat auf die Aguilla Mermoz und anschließend über den Nordpfeiler zum Gipfel des Fitz Roy. Die Argentinier **Max Odell**, **Juan** und **Augustin Randelli** hingegen richten ihr Augenmerk auf die wenig besuchte Adela-Gruppe, die sich südlich an den Cerro Torre anschließt. In sieben Tagen überschreiten sie die gesamte Gruppe, überqueren insgesamt acht Gipfel, darunter eine Erstbesteigung, und erreichen so das Col del la Esperanza. Von dort besteigen sie auch noch den Cerro Torre über die Westwandroute von Casimiro Ferrari und den Ragni de Lecco aus dem Jahr 1974. Eine wunderbare alpine Unternehmung, die von viel Forschergeist und Mut zeugt.

Der Cerro Torre ist und bleibt die bestimmende Berggestalt des Massivs, er bildet das Sinnbild des unbezwingbaren Berges, von Anfang an ranken sich Mythen und Lügengeschichten um seine Besteigung. Doch hat er für die heutige Elite des Bergsteigens längst den Nimbus des Unbezwingbaren eingebüßt. „Nur“ den Gipfel erreichen ist keine Herausforderung mehr für die stärksten Kletterer und Bergsteiger der Welt, es zählt das Wie. Eine Umgehung der von Maestri installierten



„Kompressorroute“ zu finden und somit in sauberem Stil auf den Gipfel zu gelangen, ist in den letzten Jahren zu einer der großen Herausforderungen am Cerro Torre geworden. **Jason Kruk** (CAN) und **Hayden Kennedy** (USA) gelingt dieses Vorhaben letztendlich im Januar 2012. Sie klettern in nur 13 Stunden teils frei, teils technisch (Schwierigkeiten bis 8/A3) über den Südostgrat auf den Cerro Torre. Beim Abseilen über Maestris Bohrhakenleiter entfernen die beiden sämtliche Bohrhaken der letzten drei Seillängen. Eine Aktion, die in der Folge für einen noch nie dagewesenen Aufbruch sorgt und ihre grandiose sportliche Leistung in den Schatten stellt. Ungeachtet all dieser Querelen und Diskussionen, die mit außerordentlicher Heftigkeit vor allem in Internetforen geführt werden, gibt der junge Tiroler **David Lama** die Antwort am Berg: Nach dreijährigem Streben gelingt ihm die erste freie Begehung der „Kompressorroute“ auch ohne die vormals vorhandenen Bohrhaken. Warum dies mehr ist als eine Demonstration des „State of the Art“, darüber berichtet Malte Roesper in seinem Beitrag auf den Seiten 97ff.

Gipfel unter 8000 Meter – einsam, wild und steil

An den hohen Bergen unter der magischen 8000-Meter-Linie werden Jahr für Jahr bemerkenswerte Leistungen vollbracht. Wer heute noch die Erstbesteigung eines Gipfels einheimen will,

der muss sich entweder in sehr abgelegene, kaum erforschte Gebiete wagen oder hat das Rüstzeug, einen der Berge erstmals zu bezwingen, die bisher alle Aspiranten abgeschüttelt haben. Je höher diese Berge sind, umso umworbener sind sie in der Regel auch. Unbestiegene Siebentausender gibt es nur noch wenige, dazu tun **Mark Richey**, **Steve Swenson** und **Freddy Wilkinson** das Ihrige. Ihnen gelingt mit dem Kangri II im östlichen Karakorum die Besteigung des zweithöchsten, bislang unbestiegenen Gipfels der Erde. Stolze 7518 Meter misst der Kangri II und damit nur einige Meter weniger als der Gangkhar Pensum (7570 m) in Bhutan, auf dessen Gipfel ebenfalls noch nie ein Mensch den Fuß gesetzt hat. Nicht zu Unrecht werden Richey, Swenson und Wilkinson für ihren Erfolg mit dem Piolet d’Or 2012 ausgezeichnet, klettern sie doch in blitzsauberem Alpinstil in fünf Tagen durch die steile Südwestwand (WI4 M3, 1700 m) des Berges zum Gipfel. Steve Swenson, amtierender Präsident des American Alpine Clubs, beweist zudem ganz nebenbei, dass man auch als Vereinsfunktionär nicht automatisch zum Bürohengst mutieren muss.

Ähnliches gilt für **Dave Turnbull**, der seit Jahren dem British Mountaineering Council vorsteht. Mit Altmeister **Mick Fowler**, der britischen Ikone des Himalayabergsteigens, bildet Turnbull eine schlagkräftige Seilschaft. Über die steile Westwand (ED) steigen die beiden erstmals dem

Große klassische Linie und moderner Stil: Diese vortreffliche Kombination gelingt slowenischen Alpinisten am Xuelian Nordost (Bild links), dem letzten bis dahin noch unbestiegenen Sechstausender im chinesischen Tien Shan.

Das kommt dabei heraus, wenn Achttausendermann Denis Urubko zu viel Sauerstoff abbekommt: „Dollar Rod“ in der Nordwand des Pik Pobeda (7439 m, Kirgisistan), eine äußerst anspruchsvolle, direkte Linie (Bild rechts).

Beide Bilder © Piolets d’Or

Gojung (6310 m) aufs Haupt, ein einsamer Gipfel im Westen Nepals. Dem Erforschen unbekannter Bergregionen und der Besteigung derer Gipfel haben sich **Dave Gottlieb** und **Chad Kolleg** (beide USA) schon seit Jahren verschrieben. Mit spektakulären, oftmals epischen Unternehmungen sorgten beide in den letzten Jahren wieder und wieder für Aufsehen. So auch diesmal: In einer fünfzigstündigen Gewaltaktion klettern die beiden erstmals auf den Gipfel des Pangbuk Ri (6716 m) in Nepal und wieder zurück in ihr Basislager. Den Gipfel erreichen sie über die extrem schwierige Südwand (VI, AI5, M5, 1400 m), die sie in nur 26 Stunden durchsteigen. Über die Gegenseite des Berges gelangen sie wieder sicher hinunter und wandern, bereits halluzinierend, die 15 Kilometer zurück zum Camp.

Im chinesischen Tien Shan erklettern die drei exzellenten slowenischen Alpinisten **Ales Holc**, **Peter Juvan** und **Igor Kremser** den Xuelian Nordost (6231 m), den letzten noch unbezwungenen Sechstausender des Gebietes. In minimalistischem Alpinstil klettern sie über den sehr langen und diffizilen Nordwestgrat (2400 m, AI5, M5+) zum höchsten Punkt und kehren über die Südostseite des Berges wieder zurück. Für die gesamte Aktion sind die drei Slowenen fünf Tage unterwegs. Ihre Landsleute **Nejc Marcic** und **Luka Strazar** haben als Ziel ihrer Träume zwar keine Erstbesteigung, jedoch mit dem K7-Westgipfel (6858 m) einen Berg im Visier, der nur den Besten vorbehalten ist. Der K7 steht im pakistanischen Charakusa Valley, das in den letzten Jahren an Beliebtheit stark zugenommen hat und entsprechend von Bergsteigern aller Herren Länder frequentiert wird. Im Alpinstil – wie sonst? – eröffnet das Duo eine neue, schwierige Route und realisiert damit die dritte Besteigung des Berges. „Dreamers of Golden Caves“ ist 1600 Meter lang und bietet Schwierigkeiten im Fels von 6/A2 und im kombinierten Gelände von M5. Ihre Besteigung wird ebenfalls mit dem Piolet d’Or belohnt.

Werden die klettertechnischen Anforderungen noch höher, dann ist der Alpinstil oft nicht mehr realisierbar. Die Protagonisten des modernen Bergsteigens lösen das Problem, hohe klettertechnische Schwierigkeiten und schweres Gepäck zu vereinen, mit dem sogenannten Bigwall-Stil. Zwar weniger schnell und elegant als der Alpinstil, ist er

doch anerkannt für die Besteigung extrem schwerer Wände. Entwickelt im Yosemite Valley an den riesigen Wandfluchten (Bigwalls) des El Capitan, kommt er mittlerweile auch im Himalaya zum Einsatz. Der Bigwall-Stil ist auch für die Amerikaner **Conrad Anker**, **Jimmy Chin** und **Renan Ozturk** das Mittel der Wahl, um eine der begehrtesten Linien im Himalaya zu knacken. Die sogenannte „Shark’s fin“ (= Haifischflosse) am Meru Central (6310 m) ist eine herausstechende und abweisend steile Felskante, die 1400 Meter in den Himmel zieht und von zahlreichen Seilschaften schon vergeblich versucht wurde. Auch Conrad Anker ist an ihr bereits zweimal abgeblitzt. Doch mit neuer Mannschaft gelingt das Kunststück endlich: Zwölf Tage verbringt das Trio in der Wand und meistert hohe Schwierigkeiten in Fels und Eis (6a, A4, WI5 und M6). Überglücklich stehen die drei Freunde nach getaner Arbeit auf dem Gipfel. Viele Gipfelsiege schmücken die Vita des Kasachen **Denis Urubko** (siehe Interview Seite 188ff.). Bekannt für seine Großtaten an den vierzehn höchsten Bergen der Welt, lässt er diesmal durch eine Neutour („Dollar Rod“) am „nur“ 7439 Meter hohen Pik Pobeda aufhorchen. Die 2400 Meter hohe Nordwand durchsteigt Urubko zusammen mit Seilgefährten **Gennady Durov** auf äußerst anspruchsvoller und direkter Linie (6b) in reinem Alpinstil.

Achttausender – sammeln und leiden

Der Alpinstil wäre auch an den Achttausendern ein wünschenswertes Ideal. Allein, allzu selten wird es verfolgt, meist steht das prestigeträchtige Erreichen des Gipfels im Vordergrund. Die Erfolgsaussichten sind mit Fixseilen und Lagerketten definitiver größer, das Risiko für Leib und Leben geringer – „was soll’s also?“, wird sich nicht nur der Laie fragen. Worin liegt der Zugewinn von erhöhtem Risiko und verringerter Erfolgschance? Letztendlich führt dies zur elementaren Frage, was wir beim Bergsteigen überhaupt suchen. Eine Frage, die letztendlich jeder nur individuell für sich beantworten kann. Wenn jedoch Abenteuer, Naturerlebnis und das eigene Sich-Auseinandersetzen mit den Widrigkeiten einer wilden, ursprünglichen Umwelt gesucht wird, was macht es dann für einen Sinn, jeglichen erdenklichen technischen Fortschritt unserer Zivilisation in die Berge zu transferieren? Je höher – oder besser je prestige-



Wenn nur der Gipfel zählt, ist das Wie egal: Im Mai 2012 nahm der Herdentrieb am Mount Everest (wieder einmal) erschreckende Ausmaße an.

© Ralf Dujmovits

trächtiger – die Berge, umso mehr wird in der Regel der Sinn des Bergsteigens auf das Erreichen des Gipfels als Endpunkt reduziert. Symptomatisch für diese Haltung sind die immer wiederkehrenden Geschehnisse am Mount Everest, wenn Bergsteiger völlig fixiert auf den Gipfel zu vergessen scheinen, dass sie auch noch Zeit- und Kraftreserven für den Abstieg brauchen. Zahlreiche Todesfälle sind Jahr für Jahr die traurige Bilanz dieser Einstellung. Bei aller Sammelleidenschaft ist also ein kühler Kopf gefragt und die genaue Kenntnis, wo die eigene Grenze liegt – und dies unter der erschwerten Bedingung eines unter Sauerstoffarmut leidenden Gehirns. Dass **Gerlinde Kaltenbrunner** diese Fähigkeit besitzt, hat sie mittlerweile zur Genüge bewiesen (siehe auch Chronik „Frauen special“ in BERG 2012). Wie hoch ihre eigene Grenze liegt, zeigt ihr Erfolg im August 2012 am K2. Mehrere Nächte verbringt die Österreicherin mit zwei Bergkameraden in einem Minizelt auf über 8000 Metern Höhe, dann erst lassen die Witterungsbedingungen den Gipfelsturm zu. Gerlinde Kaltenbrunners Leistung am K2 zählt zu den ganz großen Highlights des letzten Jahres.

Doch was gibt es noch zu vermelden? Wo finden sich noch Projekte für die Protagonisten der Szene? Winterbesteigungen haben sich zu einem dieser Betätigungsfelder entwickelt. Die meisten der Achttausender im Karakorum sind noch nicht

im Winter bestiegen worden. Die Polen **Adam Bielecki** und **Janusz Golab** schreiben mit der Besteigung des Gasherbrum I in der kältesten Jahreszeit Alpingeschichte: Der zweite Karakorum-Achttausender hat somit seine Winterbesteigung! Die Härte und Gefahr des Winterbergsteigens in der Todeszone zeigt sich am gleichen Berg auf die traurigste Art und Weise: **Gerfried Göschl** (A), **Cedric Hählen** (CH) und **Nissar Hussin** (Pakistan) bleiben bei dem Versuch, eine neue Route zum Gipfel zu begehen, für immer vermisst. **Simone Moro** und **Denis Urubko**, sicher das erfahrenste Duo in Sachen Winterbergsteigen an hohen Bergen (siehe Interview Seite 188ff.), müssen sich am Nanga Parbat der Natur geschlagen geben und kehren unverrichteter Dinge, aber unversehrt zurück. Ein russisches Team scheitert beim Versuch, den K2 im Winter zu ersteigen, ebenfalls. Möglichkeiten für erste Winterbesteigungen bleiben also noch genug. Wobei auch die Überschreitung oder Aneinanderreihung von mehreren Achttausendern genügend Neuland für die gegenwärtige und zukünftige Generation bietet. Gleichfalls gibt es noch gewaltige Wandfluchten an den Weltbergen, die Platz für hochkarätige Erstbegehungen bieten. Diese Herausforderungen in sauberem Stil anzugehen, wird die Aufgabe der Zukunft, bei der Kletterkönnen, Fitness, Leidenschaft und gute Entscheidungsfindung perfekt ineinandergreifen müssen.

Der Torre, der Tod und ein Hoch auf die Jugend

David Lamas freie Begehung der
Kompressorroute markiert einen Wendepunkt
in der Geschichte des Freikletterns

>> **Malte Roeper**





Er ist erst 21, bei seinem ersten Anlauf war er erst 18 und fast noch schlimmer: Sieger des Gesamtweltcups im Wettkampfklettern. Was eine eher zweifelhafte Qualifikation abgibt, wenn man einen harten Berg besteigen will. Der Beste an Plastikgriffen, ein Champion mit Startnummer?

Der Cerro Torre jedenfalls *ist* ein harter, mehr: ein absolut einmaliger Berg, steil und glatt wie eine Schnapsflasche, Formgebung irgendwo zwischen Mordor und Sagrada Familia, was weiß denn ich, einmalig eben. Die Erstbesteiger des benachbarten Fitz Roy hatten 1952 fassungslos geurteilt, diesen Cerro Torre, du lieber Himmel, den könne man beim besten Willen nicht besteigen, das sei unmöglich. Daraufhin probierte man ihn natürlich: entweder er war unmöglich oder aber, hurra, der schwierigste Berg der Welt. Walter Bonatti, damals bester Bergsteiger der Welt, scheiterte. War der Torre vielleicht wirklich unmöglich? So begann die Karriere dieses Berges: erst Wunderkind, dann Superstar.

Die lächerliche Höhe von 3133 Metern ist für Extrembergsteiger natürlich irrelevant. Wer Wert auf Höhe legt, darf zum Schneestapfen an die Achttausender, *who gives a shit?* Mitreden darf er – mit Ausnahmen – noch lange nicht. Gipfel als solche zählen im extremen Bergsteigen ebenfalls wenig, die Wände sind wichtig, die Routen, ihre Schwierigkeit, Schönheit, Eleganz. Nur eine Handvoll Erhebungen auf diesem Planeten sind von allen Seiten so schwierig zu ersteigen, dass der Gipfel selbst wirklich relevant wird. Der Mount Everest, jenes heruntergekommene El Arenal des Himalaya, gehört selbstredend nicht dazu, das Matterhorn natürlich auch nicht. Der K2 ist ein Berg, dessen Gipfel etwas wert ist, der Ogre in Pakistan – und der Cerro Torre.

Als David Lama 2009 mit den Vorbereitungen begann, um die sogenannte Kompressorroute am Cerro Torre frei zu probieren, beauftragte mich sein Sponsor Red Bull mit einem *Story Development*. Welche Möglichkeiten hätte die Geschichte als Film, welche Stärken und Schwächen gab es in dramaturgischer-erzählerischer Hinsicht? Ich lernte David also kennen. Dass er zum Aufwärmen eine 7c kletterte, konnte nicht überraschen – aber on sight und mit offenen Schnürsenkeln? Diese Lässigkeit beeindruckte mich mehr als die offiziellen Erfolge. Und während ich schrieb, warum hier

Zu neuen Ufern: David Lama, Peter Ortner und der einstmalige „unmögliche“ Cerro Torre

Alle Fotos © Red Bull Media House



Rückzug und der nächste Anlauf: Über drei Jahre erstreckten sich David Lamas Versuche an der Kompressorroute.

auch bei einem Scheitern ein großartiger Film entstehen könnte, starb mein Vater.

Drei Jahre später gelang David Lama eine der für mich schönsten und elegantesten alpinen Taten seit der ersten Besteigung des Mount Everest ohne künstlichen Sauerstoff durch Messner und Habeler im Jahr 1978 – die freie Begehung der Kompressorroute. Kurz darauf starb meine Mutter. So ist diese wunderbare Tat in meiner Wahrnehmung eingerahmt vom Verlust meiner Eltern. Und nun ist es genau dieser Rahmen, der mir nach fast vierzig Jahren Klettern endgültig erhellt, warum Bergsteigen so unvergleichlich schön und wertvoll ist. Als blitzten Lichterketten über den trauerdunklen Särgen meiner Eltern.

Besaß die tollkühne Eleganz dieser Tat nicht einen Hauch von Unsterblichkeit, während der Tod derer, die mich schützten und nährten, mir unsere Vergänglichkeit so deutlich vor Augen führte? Und hatte hier nicht einer, der vom Alter her mein Sohn sein könnte, etwas vollbracht, das mir nur einmal in kleinerer Dimension gelungen war, als ich nachts allein auf die Nordwand des Eiger zuzug und mich von ihrem Dunkel verschlucken ließ? Mich in dem Alleingang auflöste wie ein Stück Zucker im Kaffee? Und wusste: Ich bin bereit, wie ich es niemals wieder sein würde. Bereit für das Leben, weil ich bereit war, dem Tod ins Auge zu sehen.

Für gefährliches Zeug wie extremes Bergsteigen gibt es ein rituelles Alter: die Jugend und die Jahre des jungen, ungebundenen Mannes. Die heutige Industrie- und Freizeitgesellschaft bietet

wunderbare materielle Grundlagen (und multipliziert die seelischen Notwendigkeiten, aber das ist noch mal ein ganz anderes Kapitel). Der junge Erwachsene kann das ein paar Jahre fortsetzen, aber wenn er eine Familie gründet, sollte er mit dem lebensgefährlichen Selbstverwirklichungszirkus dann langsam zum Ende kommen.

Wann ist ein Mann ein Mann?

Als Kinder sind wir noch frei von Pflichten, doch fehlen die Fertigkeiten, das Leben in die eigenen kleinen Hände zu nehmen. Als Erwachsene leiten uns Pflichten. Freiheit mögen wir in der Freiwilligkeit empfinden, dieser Verantwortung auch nachzukommen, aber das ist natürlich nur ein konstruierter Selbstbetrug. Im Alter liegen die Pflichten hinter uns, doch Freiheit, die keine Folgen hat – wie jene des Alters – ist genauso eine halbgare Geschichte wie alkoholfreies Bier. Freiheit ist gefährlich. Immer.

Wirkliche Freiheit gibt es nur in der Jugend – vor allem eben in der üppig verlängerbaren Jugend der Konsumgesellschaft. Wir dürfen tun, was wir wollen, und *können* es auch. In den Stammesgesellschaften war dies die Zeit der Mutproben und der Initiationen, also von Taten ohne unmittelbaren Nutzen. Pubertäres Rebellieren gegen die Alten gab es damals nicht, die Muster der Initiationen freilich sind geblieben, so schnell ändert eine Spezies sich dann doch nicht: Herauswachsen aus der Unschuld, Prüfung mit Todesangst, rituelle Wiederkehr als Mann. Niemand musste sich bescheuerte Lieder wie „Wann ist ein Mann ein



Mann?“ anhören. Mit dem Ritus war diese Frage ein für alle Mal geklärt.

Die anerkannten Riten sind verschwunden, doch wie jeder Junge brauchte und suchte ich Vergleichbares. Außerdem suchte ich einen Fluchtweg aus dem ewigen Konflikt meiner hoffnungslos verstrittenen Eltern. Auch um mich stritten sie. Mein Vater wollte einen Juristen aus mir machen (so wie er einer war), meine Mutter wollte einen Künstler (so wie sie). Die Felsen lagen in sicherer Entfernung. Dort war ich glücklich.

„Inmitten dieser Wunder, inmitten dieser Schätze, dieser Farben, inmitten dieses Glanzes lebten wir – Kinder, die sich in ein Märchen verirrt hatten. Wir waren nicht dazu gemacht, um die nackte Existenz zu kämpfen: Wir verlangten Bewegungsfreiheit, wir wollten unsere Freundschaft feiern ... Die Herrlichkeit des Lebens ließ meinen Atem stocken. Der Schnaps floss in Strömen, und gelegentlich floss auch Blut“ (aus: *Sergiusz Piasecki, Der Geliebte der Großen Bäarin*). Wir liebten das Leben, wenn wir an den Fingerspitzen über dem Abgrund hingen. Und das Leben liebte uns: Es verließ uns ja nie. Wir kletterten mit Seil, ohne Seil, ohne Seil in der Nacht. Aus einem schüchternen Beamtensohn wurde ein selbstbewusster junger Mann.

Es gibt viele andere gute Gründe und Motivationen zum Klettern und Bergsteigen, manches hängt mit der Konsumgesellschaft zusammen, manches ändert und verschiebt sich auch mit dem Älterwerden. Aber der am tiefsten in unseren Seelen liegende Beweggrund hat sicher mit uralten Initiationsriten zu tun: Es geht um die Prüfung

an sich. Damit sie im Mittelpunkt bleibt, *muss* die Tat eine nutzlose sein, sonst bekommt sie einen anderen Zweck.

Selbst wenn ich mit dieser These falsch liegen sollte: Einen Berg zu besteigen ist so ziemlich die nutzloseste Tat, die man sich vorstellen kann. Aus dieser Wildnis bringst du nicht mal was Essbares nach Hause, keine Blumen, kein Geweih für den Platz überm Sofa. Irgendwann bist du oben, dann musst du wieder runter. Erreicht hast du nichts und wieder nichts, aber viel wichtiger ist doch: Du hast es geschafft. Nutzlos, anstrengend und gefährlich: Wenn das nicht die Koordinaten von Männlichkeit sind, was dann? Ich für meinen Teil bin immer gern diese Art von Mann gewesen; die Sterne, nach denen ich griff und greife, liegen genau in diesem Teil des Himmels.

Die eigentliche Geschichte des Cerro Torre begann 1959

Wenn man diese Werte von Männlichkeit ins Absurde steigert, passieren Sachen wie 1959 am Cerro Torre: Cesare Maestri und Toni Egger erreichten erstmals den Gipfel. Im Schlechtwetter war so viel Firn am haltlos glatten Fels festgefroren, dass sie mit Eispickel und Steigeisen hinaufklettern konnten. Im Abstieg wurde es warm, die Eispanzer platzten ab, Egger stürzte in den Tod. So jedenfalls Maestris Bericht.

Toni Egger wurde nie gefunden. Man benannte einen Nachbargipfel nach ihm und kümmerte sich um all die unbestiegenen Berge, die es damals noch gab.

„Aus dieser Wildnis bringst du nichts Essbares nach Hause.“

Zweifel kamen auf. Stimmt die Geschichte? Allzu elegant hätte sie erklärt, warum Wiederholer keine Haken im Fels finden würden: weil man eben auf einer Eisaufgabe hinaufgekommen sei, basta. Die Fragen nagten an der Ehre des bekannten und erfolgreichen Kletterers, der Cesare Maestri seinerzeit war. Er verzweifelte an ihnen. Er musste seine Ehre wiederherstellen. Am Cerro Torre, wo sonst?

In Maestris heimischen Dolomiten neigte sich die Ära der Bohrhakendirettissimas gerade dem Ende zu. Jahrelang war man dem ästhetischen Ideal der direktesten Linie gefolgt, jener, die ein über die Wand herabfallender Wassertropfen nehmen würde. Wo sich keine Risse für normale Felshaken fanden (solchen natürlichen Linien war man vorher gefolgt, aber sie waren langsam alle), meißelte man ein Loch in den Fels, setzte einen Bohrhaken, hängte die Trittleiter ein, stieg höher und setzte den nächsten Haken. Auf diese Art ließen sich praktisch alle Linien erzwingen.

Das künstliche Klettern, bislang eine Fortsetzung des Freikletterns, sobald die Griffe zu klein wurden, verkam zum Gerüstbau, die Reise ins Ungewisse, die immer Quintessenz des Alpinismus gewesen war, zur bloßen Mühsal. Der Bohrhaken eröffnete Möglichkeiten, minimierte aber das Abenteuer (das sollte sich beim Freiklettern wiederholen, doch dazu später). Einen anderen Sinn als das Abenteuer, das Erlebnis, die nutzlose Tat an sich konnte und kann Bergsteigen nicht haben. In einem wütenden Text geißelte Messner den (damals in Handarbeit gesetzten) Bohrhaken als „Mord am Unmöglichen“. Maestri scherte das nicht. Er rüstete hoch. Er zog in den Krieg. Für seinen Feldzug an den Cerro Torre bewaffnete er sich mit einem benzingetriebenen Bohrkompressor. Seit 1959 waren alle anderen an „seinem“ Berg gescheitert. Jetzt pfählte er den Torre mit 360 Bohrhaken. Dreihundertsechzig Bohrhaken an diesem Weltwunder von einem Berg! Es war, als würde man einen Picasso direkt auf die Tapete tackern. Das war 1970.

Maestri schleifte den Kompressor die Wand hinauf bis eine Seillänge unter den Gipfel. Dort hängt er bis heute. Maestri erreichte den Ausstieg aus dem Fels, bestieg aber nicht den fragilen und gefährlichen Eispilz als höchsten Punkt. Daher kann man streiten, ob er wenigstens beim zwei-

ten Mal der Erste war oder doch erst jene italienischen Landsleute unter Casimiro Ferrari, die 1974 von der anderen Seite des Berges kamen, über das patagonische Inlandeis, und eben diesen höchsten Punkt erreichten.

Spätestens im Abstieg wurde Maestri zu Kapitän Ahab und der Torre zu seinem weißen Wal. Im aufziehenden Sturm schlug er beim Abseilen in der letzten, obersten Seillänge die Haken wieder ab, auf dass ja nie wieder irgendeiner auf „seinem“ Berg hinaufkomme. Erst als die anderen drohten, sie würden im lebensbedrohenden Orkan ohne ihn abseilen, wenn er da noch lange herumfuhrwerke, lenkte er ein.

Dieser Route, diesem ganzen monatelangen Aufwand lag eine unfassbar absurde Idee zugrunde: Wenn er diesmal über eine andere Linie hinaufkäme, so meinte Maestri, sei das der Beweis für die Besteigung von 1959. Wie verzweifelt muss dieser Mann gewesen sein, dass er einen solch unsinnigen Plan verfolgte? Erreicht hatte er eigentlich gar nichts, aber er hatte es geschafft: so gesehen dann doch ein gelungenes Abenteuer, finden Sie nicht? In Sachen Härte und Ausdauer blieb seine Leistung sehr, sehr bemerkenswert. Zwischen all den Bohrhaken war er auch beachtliche Strecken „anständig“ geklettert, und die erwiesen sich als außerordentlich schwierig. Maestris Ruf war natürlich zum Teufel, aber der Torre galt nun eine Weile erst recht als schwierigster Berg der Welt. Wenn man doch nur mit solchen Methoden hinaufkam?!

An eine Wiederholung der Kompressorroute wagte sich so schnell niemand. Zu groß war die Angst, an der zwar eingebohrten Route doch noch zu scheitern, und das nicht nur, weil ganz oben die Haken fehlten. Der Unterschied zwischen einer eingenaagelten Dolomitenroute und dem Cerro Torre war ja nicht zuletzt das verhexte, das vermaledeite, das jähzornige Wetter. Schön ist es nur ganz selten und ganz kurz, dafür kommen die Stürme mit voller Wucht ungebremst vom nahen Meer, dessen Küsten wegen genau derselben Stürme selbst unter Seefahrern berüchtigt sind. An die Berge Patagoniens schellen diese Orkane mit einer Gewalt, die es in den Alpen so nicht gibt.

Erst 1979 machte sich Jim Bridwell, Großmeister, Haudegen und Virtuose des künstlichen Kletterns, an eine Wiederholung der Kompressorroute



und zauberte auf den letzten 20 Metern das Meisterstück einer Kletterkunst, wie sie damals nur die Amerikaner beherrschten, vor allem aber: er. An den Fluchten des El Capitan hatten er und seine Zeitgenossen das künstliche Klettern zu einer Kunstform entwickelt, die mit dem stupiden Bohrhakenklinken in den Dolomitendirettissimas so

und ließ das Material für die anderen stecken. Durch diese „Bridwell-Länge“ wahrte der Cerro Torre seinen Nimbus als einer der schwierigsten Berge der Welt.

Vielleicht ist die Suche nach „Prüfungen“, in denen wir das Leben riskieren und es als wiedergewonnenen Schatz glücklich ins Tal zurücktragen,

„In Sachen Härte und Ausdauer blieb seine Leistung bemerkenswert“: David Lama bei der ersten freien Begehung von Cesare Maestris legendärem Weg.

*Ich würde lieber **unsterblich** werden,
indem ich nicht sterbe (Woody Allen)*

viel zu tun hatte wie Nitroglycerin mit Leitungswasser. *Bird Beaks*, *Bat Hooks*, *Crack'n Ups* – was klang wie die Begleitband von Jimi Hendrix oder eine neue Sorte LSD, waren neue Hakentypen, die die Amerikaner für die Bigwalls am El Capitan entwickelt hatten. All dieses Zeugs und all seine Fähigkeiten musste „Commander Bridwell“ hoch oben am Cerro Torre auspacken. Er kam hinauf

auch ein rituelles Auflehnen gegen die lästige Sterblichkeit im Großen und Ganzen. Seit Anbeginn unserer Existenz ist sie doch der Klumpfuß dessen, was uns als Spezies ausmacht: Die Fähigkeit zu denken mündet in der Erkenntnis unserer Vergänglichkeit. So gott- und schöpfergleich unser Verstand in mancherlei Hinsicht von unserer natürlichen Umgebung abhebt, macht er uns

auch voraussehen, dass wir es – da sterblich – eben doch nicht sind. Also streben wir nach Unsterblichkeit in Form von Nachkommen, Werken, geistigem Erbe und derlei Bembel mehr: wissend, dass es Unfug ist. Aber es gibt kein Leben nach dem Tod. Grabsteine und Beerdigungen dienen uns Lebenden, um mit dem Abschied fertig zu werden. Den Toten sind sie gleich.

Als meine Eltern starben, waren sie beide neunzig Jahre alt. Wir hatten lange mit ihrem Tod gerechnet. Wir weinten um sie. Aber im Grunde war nichts dagegen einzuwenden. Das Sterben ist ein Teil der Ordnung, es hat seine Zeit und im Normalfall seine natürliche Reihenfolge, Generation für Generation. Es war vorhersehbar. Nun war es geschehen. Aufzuhalten war es nicht. Wenn unsere Eltern nicht mehr leben, sind wir die Nächsten in der Schlange: *here we are*. Der Tod wird mich holen, das weiß ich längst. Dass ich ihm in jungen Jahren so oft von der Schippe sprang, wird nichts daran ändern.

Die Jahre gingen ins Land, der Torre wurde über neue, schwierigere Routen erstiegen. Die Kompressorroute wurde zum Normalanstieg. Sie blieb umstritten, okay, aber über sie kam man wenigstens hinauf. Man betrachtete sie als eine Form von „Land Art“, Denkmal einer tragischen Mischung aus Fitzcarraldo, Rambo und Don Quijote. Aber, verdammt: War Maestri 1959 nun mit Egger am Gipfel gewesen oder nicht?

Nicht wenige argumentierten: im Zweifel für den Angeklagten. Das nämlich ist aus dem großen Maestri geworden – ein Angeklagter, beschuldigt der Lüge über eine Bergbesteigung, womöglich auch über den Tod seines Kameraden. Und am Ende überführt der Schändung eines der schönsten Berge der Welt. Es gab Jünger, die, um seine Ehre zu retten, seine angebliche Linie von 1959 nachzuklettern versuchten. Sie wollten Beweise finden. Sie wurden enttäuscht. Sprechen wir es aus: Maestri hat gelogen, aus welchen Motiven von Ehre, Stolz und Schuld auch immer.

Und an diesen Berg, an diese Route kam also im Jahr 2010 ein Achtzehnjähriger ohne alpine Meriten und wollte ihn frei klettern? Mit einem Softdrink-Hersteller wie Red Bull als Sponsor? Es schien ein anmaßender Witz. Und als beim ersten Anlauf 600 Meter Fixseil für die Kamerateams mit zusätzlichen Bohrhaken verankert wurden, schrie

die Szene im Internet auf, wie es das noch nie gab. Hätte man die Seile für einen Film über eine international anerkannte Bergsteigergröße installieren lassen und von vornherein kommuniziert, dass sie auch wieder abgebaut würden: Es hätte vermutlich kein Schwein interessiert. Erst recht nicht, wäre es nicht der Cerro Torre gewesen.

Lama jedenfalls reagierte wunderbar: Erst war ihm der Zinnober völlig egal, später übernahm er die Verantwortung für das Zeug am Berg, das er selbst nicht veranlasst hatte. Anders als viele glauben, verringern Fixseile für das Kamerateam die Herausforderung für die zu filmenden Bergsteiger nicht, im Gegenteil. Zwar ermöglichen sie im Notfall einen raschen Rückzug, aber jede Seilschaft, die ihrer Route gewachsen ist, ist schneller, unkomplizierter und mit größeren Erfolgsaussichten unterwegs, wenn sie keine Rücksicht auf ein Kamerateam nehmen muss (bei Alleingängen sieht es anders aus).

Beim ersten Anlauf 2010 kam David Lama jedenfalls nicht weit, extremer Schneefall und Schlechtwetter hielten ihn und die anderen Bergsteiger im Tal. Beim zweiten Anlauf 2011 kam er mit einem neuen Seilpartner, Peter Ortner, mit dem er in konventionell künstlichem Stil den Gipfel erreichte, und nahm dabei die fürs Freiklettern entscheidenden Passagen in Augenschein. Entscheidender aber war, was Lama zwischendrin unternahm: Er räumte einige der härtesten und psychisch anspruchsvollsten Touren ab, die die Alpen hergeben, unter anderem die Huber-Routen „Bellavista“ und „Pan Aroma“, die Colton-McIntyre an den Grandes Jorasses, dazu Expeditionen in den Himalaya. Er bestritt keine Wettkämpfe mehr. David Lama hatte das Abenteuer gefunden. Oder sagen wir: das Abenteuer ihn.

Im Januar 2012 kehrte er mit Peter Ortner an den Cerro Torre zurück. Als endlich eine Schönwetterphase anstand, die genug Wärme versprach, dass seine Finger auf den winzigen Griffen nicht taub würden, geschah etwas, womit niemand rechnete: Die junge kanadisch-amerikanische Seilschaft Jason Kruk und Hayden Kennedy umging fast sämtliche Bohrhaken und kletterte die Gipfelwand auf einer neuen Variante links der Kompressorroute. Sie brauchten nur 13 Stunden, teils frei, teils technisch, Schwierigkeitsgrad 8/A2. Allein die Schnelligkeit zeigt, wie stark sie sind.

Der achte Grad am Cerro Torre im Vorbeigehen geklettert, das ist heute internationaler Standard!

Beim Abseilen schlugen Kruk und Kennedy die Maestri-Haken in den letzten drei Seillängen der Headwall ab. Beliebte machten sie sich damit erst einmal nicht. Im Talort El Chaltén schützte die Polizei sie vor einem wütenden Mob und beschlagnahmte (!) die abgeschlagenen Haken. Sie schrieben ungerührt: „Wir sind Teil der nächsten Generation, der jungen aufstrebenden Alpinisten.“ Unsere Aktion „ist ein Statement, auf das andere junge Alpinisten unserer Meinung nach gewartet haben“. War es Arroganz? Oder Zivilcourage? Wieder schlugen die Wogen von Pro und Contra im Internet hoch. Kein anderer Berg der Welt hätte solche Aufmerksamkeit erregen können. Es erinnerte mich daran, wie Lady Diana die weltweiten Rekord-Einschaltquoten ihrer Hochzeit durch jene ihrer Beerdigung übertraf.

David Lama hatte eine Route frei klettern wollen, deren letzte drei Seillängen nun nicht mehr existierten. 120 Bohrhaken weniger standen als Sicherungen zur Verfügung. Neue Bohrhaken setzen wollte er aber auch nicht. Genau das war doch jahrzehntelang Brauch gewesen: Bohrhaken setzen, um freiklettern zu können. War es nur, weil er wegen der Fixseile und Bohrhaken vom ersten Anlauf so viel Prügel bezogen hatte? Einerlei, David

liegen. David Lama sah sich einer weit größeren Herausforderung gegenüber, als er sie ursprünglich gesucht hatte. Aber das Abenteuer hatte ihn gefunden, längst schon. Er hatte keine Wahl. Er nahm an.

Er würde sterben können, falls er an der ausgenagelten Kompressorroute einen Fehler machte. Besäße er jedoch nicht die Stärke, einem tödlichen Sturz ins Auge zu blicken und die Ruhe zu bewahren, er wäre schon in den Routen abgestürzt, die er zur Vorbereitung für den Torre gemacht hat. Laien verstehen das ganz selten, aber so zu klettern ist das symmetrische Gegenteil von Russisch-Roulette. Man überlässt sich nicht dem Zufall, sondern den eigenen Fähigkeiten.

David Lama stieg ein, wieder begleitet und gesichert von Peter Ortner. Im unteren Teil kletterte er eine Variante, die Maestris erste – und noch vorhandene – große Bohrhakenstrecke frei umging: Schwierigkeitsgrad 10–. Biwak. Am zweiten Tag, in der Headwall, kletterte er zwei der ausgenagelten Maestri-Längen, man kann es nicht oft genug wiederholen: frei und ohne Bohrhaken! Dann ging er 10 Meter rechts der Maestri-Linie, wieder frei und ohne Bohrhaken. Mit schlecht haltenden Keilen in sehr weiten Abständen. Und erreichte so, von unten bis ganz oben in freier Kletterei, den Gipfel. Damit hat also dieser einmalige Berg in David

Auf diese Art zu klettern ist die Umkehr von Russisch-Roulette

Lama hat den Berg nicht verändert, er ging ihn zu jedem Zeitpunkt so an, wie er ihn vorfand. Und er hat im Gegensatz zu Kruk und Kennedy niemandem vorschreiben wollen, was falsch und richtig sei. Allein dafür gebührt ihm Hochachtung.

Wollte er im Spiel bleiben, musste er nun, nach drei Jahren, den Einsatz verdoppeln: mehr Risiko. Natürliche Sicherungsmöglichkeiten gibt es in dem geschlossenen Granit der Headwall nicht viele. Zudem ist der seit Jahrtausenden Stürmen und Frost ausgesetzte Fels an der Oberfläche mürbe, die obersten Millimeter bröseln weg, da können auch Sicherungen herausfallen, die eigentlich gut

Lama einen ebenbürtigen Bergsteiger gefunden, so wie der Eiger in Anderl Heckmair, der Nanga Parbat in Hermann Buhl, die Aiguille du Petit Dru in Walter Bonatti.

Dass man den Cerro Torre frei klettern kann, der schon in künstlicher Kletterei als schwierigster Berg der Welt galt, nun gut: Als unmöglich galt früher vieles. Aber dass man Bohrhaken nicht einmal mehr zur Sicherung benötigt, das ist mehr als das Statement der Jugend, die den Alten zeigt, wo der Hammer hängt, mehr als ein Kristallisationspunkt von *State of the alpine Arts*. Es ist ein Wendepunkt.



Wir können, wenn wir wollen, die Geschichte des Felskletterns der letzten fünfzig Jahre betrachten als eine Geschichte des Umgangs mit Bohrhaken. Man erfand sie, lief in die Sackgasse der Bohrhakendirettissimas, erkannte, dass das ein Blödsinn war, und ließ es wieder, verwandte den Bohrhaken sparsamer. Dann kam die Freikletterwelle. Die Idee des *Clean Climbing*, des sanften Kletterns nur mit Keilen und Friends gesichert, die der Seilerste legt und der Seilzweite wieder mitnimmt, sodass keinerlei Spuren zurückbleiben, sie setzte sich nicht wirklich durch.

Denn die vielen glatten und geschlossenen Plattenfluchten zwischen den längst erschlossenen Risslinien lockten zu sehr, besaßen zu viel Potenzial und waren anders als mit Bohrhaken nicht abzusichern. Für Erstbegehungen in kleinen und großen Wänden war die bald hinzugekommene Akkubohrmaschine nun unentbehrlich: im Grunde nichts anderes als Maestris Kompressor, nur handlicher.

Das Freiklettern freilich rechtfertigte die Bohrhaken. Leistung und Herausforderung lagen in gesundem Verhältnis zu den eingesetzten künstlichen Mitteln. Um neue Herangehensweisen, wie Hakensetzen von oben beim Abseilen, entbrannte ein Streit, an den sich keiner gern erinnert. Mancherorts schlugen die Alten die Haken der Jungen wieder ab. Sie hatten Angst, die Jungen eliminierten das Abenteuer, das ihnen alles bedeutet hatte. Angst, die Jungen würden ihre Werte begraben, indem sie einfach taten, was sie wollten. Doch irgendwann wurde das Durchziehen immer kleinerer Griffe zwischen eng gesetzten Bohrhaken auch eine Sackgasse. Die besten Kletterer der Welt belagerten monatelang 20 Meter kurze Routen, übten sie ein bis zum Gehtnichtmehr, und irgendwann stiegen sie Touren durch. War das nun alles?

Alexander Huber, Mitte der 90er-Jahre sicher der stärkste Kletterer der Welt, stellte irgendwann fest, dass er sich hierbei nicht mehr würde steigern können und es andererseits aber noch verdammt viel guten Fels auf dieser Welt gab. Zum Beispiel am El Capitan, Hoch- und Trutzbürg des künstlichen Kletterns. Lynn Hill hatte hier 1993 mit der ersten freien Begehung der „Nose“ das Tor zur Zukunft aufgestoßen, Alexander Huber nahm die Fackel auf. Er „befreite“ Linie um Linie und setz-

te die Amerikaner unter Druck. Er und der großartige Dean Potter *re-importierten* das Abenteuer ins High-End-Felsklettern. Es wuchs wieder zusammen, was zusammengehörte.

Und heute? Ist das sogenannte „traditional“ oder „Trad Climbing“ der neueste Schrei und weltweit auf dem Vormarsch: *Clean Climbing* kommt zurück. Freie Erstbegehungen ganz ohne Bohrhaken. „Clean“-Erstbegehungen im zehnten Grad (!) gibt es mittlerweile auch in Deutschland. Hätten Bergsteiger meiner Generation das gefordert, man hätte uns ausgelacht. Jetzt macht man es uns vor. Ein Hoch auf die Jugend!

Letztes Jahr erhielten Sean Villanueva und die Favresse-Brüder die begehrte Auszeichnung des Piolet d'Or, den Preis für die beste alpinistische Leistung des Jahres: für eine Handvoll harte und natürlich freie Erstbegehungen an irgendwelchen Hast-du-nie-gehört-Klapfen in Grönland, bei denen sie keinen einzigen Bohrhaken setzten. Und wenn man den Cerro Torre freiklettern kann, ohne mehr als fünf der alten Bohrhaken an Ständen einzuhängen, wenn man zwei der quintessentiellen Headwall-Seillängen on sight an Keilen und Friends klettern kann, die noch nicht einmal wirklich gut sitzen, dann kann man nicht mehr so leicht eine Route mit der Bohrmaschine eröffnen und von vornherein behaupten, es ginge ja sowieso nicht anders.

Natürlich hängt es immer vom Einzelfall ab, vom Gestein und anderen Gegebenheiten, selbstverständlich kann, darf und soll jeder klettern und erschließen, wie er will, diese Freiheit müssen wir Bergsteiger immer verteidigen. Aber der Druck, sparsamer oder gar nicht zu bohren, ist größer als je zuvor. Hilfsmittel wie Bohrhaken sind akzeptabel, wenn Leistung und Herausforderung in einem (wie auch immer zu definierenden) vernünftigen Verhältnis zueinander stehen. Wenn das Leistungsvermögen der Besten so rasant gestiegen ist wie in den letzten Jahren, kann das nicht folgenlos bleiben.

Weil wir dem deutschen Bergsteigernachwuchs vor zehn Jahren nichts mehr zutrauten, gründete ich mit Alexander Huber und einigen anderen einen Verein, der das traditionelle, das Abenteuerklettern fördern sollte. Wir taten das aus Liebe zum Bergsteigen, aber auch aus Liebe zur Jugend.

Der Verein schlief ein, niemand brauchte ihn. Der alpine Nachwuchs hierzulande ist heute aber so stark wie nie. Die Jungen haben das Abenteuer selbst gefunden. Sie sind ja nicht blind. Aber wir Alten lieben die Jugend nicht nur, wir fürchten sie auch. Weil sie die Möglichkeit hat, die uns bekannte Welt – unser Erbe – zu verändern. Beim Bergsteigen gibt es den Aufschrei der Alten in regelmäßigen Zyklen: Die Jungen machen alles anders, ja, dürfen die das denn? Dann geht ja unter, was wir früher gelebt und geliebt haben, und damit ein Stück von uns. Wir sind aber doch schon sterblich genug!

Darf die Jugend tun, was sie will?

Natürlich dürfen die Jungen nicht einfach tun, was sie für richtig halten: Es ist vielmehr ihre verdammte Pflicht! Denn nur, wenn sie unser Erbe, unsere Werte wirklich in Besitz nehmen und verändern, können sie sie als etwas Lebendiges, Gelebtes weitergeben.

Für die Erlebnistiefe beim extremen Bergsteigen zahlen wir einen hohen Preis. Ohne die Nähe des Todes wären die Erlebnisse nicht so wertvoll, so unvergesslich und so unvergleichlich: zu wahr, um schön zu sein. Und viel zu ernst, um anderen vorschreiben zu wollen, wie viel sie zu riskieren haben. Sind nicht schon genug in den Bergen gestorben? Aber ist der Tod nicht dummerweise ohnehin das einzig Sichere im Leben? Und da jede weitere wirkliche Sicherheit im Diesseits so verdammt schwer zu bekommen ist, drängt sich da nicht der Gedanke auf: Tod ist gleich Sicherheit, Leben ist gleich Gefahr? Denn wo Gefahr besteht, da wird (noch) gelebt?

Doch es stimmt, am Ende ist der Tod die einzige Gewissheit. Als ich am Sterbebett meiner Eltern stand, sah ich ihm auf andere Art in die Augen als damals am Eiger. Da war er wieder: der Tod. Wir hatten uns lange nicht gesehen.

Das Einhergehen vom Tod meiner Eltern und dieser wunderbaren Besteigung des Cerro Torre durch David Lama hat mir eines klargemacht: dass ich beim extremen Klettern gelernt habe, mit dem Tod umzugehen, und keine Angst vor ihm habe.

Und wenn wir dem Tod ins Auge sehen können, brauchen wir keine Minute dieses kostbaren Lebens zu verträdeln, indem wir ihn fürchten.

„Der Druck, sparsam oder gar nicht zu bohren, ist nun größer als je zuvor“:
David Lama und Peter Ortner bei der Rückkehr vom Cerro Torre.

Das andere Bergsteigen

Kultur und Geschichte des sowjetischen Alpinismus

>> Robert Steiner

Riesen-Expeditionen, die solche „Monster“ wie die K2-Westwand oder die Jannu-Nordwand besteigen. Alpin-Wettkämpfe mit Schiedsrichtern und Medaillen. Starre Regeln, selbstgebastelte Ausrüstung und feste Rituale: Die russische Bergkultur hat sich erstaunlich anders entwickelt als die im Westen. Und die beachtlichen Leistungen russischer Bergsteiger werden hierzulande kaum öffentlich wahrgenommen. Liegt es an der Sprachbarriere? Oder versperrt der Eiserne Vorhang in den Köpfen noch immer die Sicht? Nur ein Ausflug in die sowjetische Alpingeschichte kann klären, warum das russische Bergsteigen bis heute anders ist.

Ganz hinten im Schlafzimmer ist Valeras Schatz. Das Bücherregal ist durchgebogen, ich frage mich, ob er nachts keine Angst hat, erschlagen zu werden – so wie damals in den Bergen, als der Steinschlag seine Salven durch die Luft feuerte. Über einem winzigen Tisch hängen Medaillen, vierzig oder fünfzig an der Zahl, und Bilder, die ihn in den 70er-, 80er-Jahren zeigen: Mit Gitarre vor einem Zelt, mit Gummigaloschen im neunten Grad, mit seinen Mannschaften auf den Bergen, an schwierigsten Routen oder als Schiedsrichter mit Fernglas beim Alpinwettkampf. Die sibirische Felslegende Valera Balesin war einer der meistausgezeichneten Alpinisten der Sowjetunion. 14 Jahre gewann er hintereinander so ziemlich jeden Wettbewerb, den es gab. Auch heute noch klettert er in den Stolby unweit von Krasnojarsk, bis zum siebten Grad meist ohne Seil, wie eine Katze. Wenn man Valera Balesin von alten Zeiten erzählen hört, merkt man schnell, dass vieles anders war, damals in der Sowjetunion, auch beim Bergsteigen. Und wie wenig wir im Westen darüber wissen. Der Eisene Vorhang ist weg – aber im Alpinismus immer noch da.

Etliche Jahre habe ich mit Bergsteigern aus der ehemaligen Sowjetunion geklettert, biwakiert, Gipfel erreicht – und viel gesprochen. Und mich so einer Zeit angenähert, die ich selbst nie erlebt habe – dem sowjetischen Alpinismus. Doch hören wir lieber Valera zu ...

Den Alpen näher als dem Kaukasus: Alpinismus in der Zarenzeit

Etwas Ausgefalleneres als Bergsteigen mag es zur Zarenzeit wohl kaum gegeben haben. Der Alpinismus war eine Art Luxus von Intellektuellen und Wissenschaftlern, den man sich nur leisten konnte, wenn man gut verdiente. So stammten die Bergsteiger der Zarenzeit rein aus der Oberschicht: Es waren Adelige, Offiziere, hohe Beamte, Professoren. 1788 wurde beispielsweise der höchste Berg Kamtschatkas, der Vulkan Kljutschewskaja Sopka mit 4750 Metern Höhe, vom Expeditionsforscher Daniil Gaus bestiegen. Auf die Frage, warum er den Berg erklimmen habe, antwortete er lakonisch: „Die Neugier hat mich überkommen.“ 1829 wurde der 5621 Meter hohe Ostgipfel des Elbrus bestiegen, 1860 bestieg Scharinow den Demawend im heutigen Iran.

Das Hauptaugenmerk der russischen Alpinisten galt hingegen den Alpen, denn die Berge auf russischem Territorium waren nur mit aufwendigen Expeditionen zu erreichen: zu unzugänglich, bar jeder Infrastruktur war der Kaukasus. Außerdem war es nicht ganz ungefährlich, dorthin zu reisen. Politische Konflikte mit sich nicht unterwerfenden oder aufständischen Bergvölkern erschwerten Reisen genauso wie Räuberbanden. Kein Wunder, dass man sich mehr für Davos und Zermatt interessierte. Die Alpen waren den russischen Adeligen näher als der Kaukasus. So kommt es, dass es schon früh, nämlich 1802, eine russische Besteigung des Mont Blanc gab. Spätere Politiker der Sowjetunion lernten im Schweizer Exil die Berge kennen. Krylenko etwa, der dann in den 30er-Jahren Expeditionen in den Pamir organisierte, ebenso wie Pogrebetzki, dem es 1931 gelingen sollte, den 7010 Meter hohen Khan Tengri zu bezwingen. Selbst Lenin, der durch die Schweizer Berge gewandert war, verwendete die Metapher des Bergsteigens, als er 1922 im Aufsatz „Über das Besteigen hoher Berge“ die Oktoberrevolution mit einer Bergbesteigung vergleichen sollte. Als erster russischer Alpenverein fungierte ab 1900 die Russische Berggesellschaft. Wissenschaft, Forschung und Erkundung standen im Vordergrund.

Für die normalen Russen blieben die Berge jedoch ein Fremdwort. Sie kamen in ihrer „mental map“ nicht vor. Als typisch russisch empfand man die flachen Gegenden Zentralrusslands mit Bauernhöfen und Birkenwäldern, aber nicht die weit entfernten, von nichtrussischen Völkern bewohnten Gebirge des Kaukasus, Tien Shan oder Pamir.

Symbol für den Aufstieg: Bergsteigen nach 1917

Die Revolution von 1917 läutete einen radikalen Umbau von Staat und Gesellschaft ein. Auch im Alpinismus fand eine jähe Zäsur statt. Wie Eva Maurer es ausdrückt: „Dem Bergsteigen gelang im Stalinismus der Aufstieg von einer kaum entwickelten Randsportart zu einer nicht nur akzeptierten, sondern auch breit geförderten Urlaubsform und Freizeitbeschäftigung.“ Zunächst ist zu bemerken, dass der Besuch von Kurorten und Sommerfrischen, der früher der Elite vorbehalten war, zum ersten Mal Menschen aller Schichten ermög-

Ohne die sowjetische Schule nicht denkbar: Mischa Michailow folgt Aleksandr Rutschkin im Schlechtwetter während der Erstbegehung einer der härtesten Bigwallrouten der Welt: Jannu-Nordwand, 7450 Meter, Himalaya

© Aleksandr Rutschkin

Politik und Alpinismus Hand in Hand. Witali Abalakov, einer der einflussreichsten Bergsteiger der Sowjetunion, verleiht im Rahmen eines Alpinwettkampfes die Abalakov-Medaille.

© Archiv Pavel Pawlowitsch Sacharow



licht wird. Der Begriff „Tourism“ spielt ab den 20er-Jahren eine zunehmende Rolle. Er schließt, anders als in der heutigen deutschen Verwendung, eine ganze Zahl aktiver Erholungsmöglichkeiten mit ein, darunter auch das Bergsteigen. Bei ausländischen Besuchern, auch in der späten Sowjetunion, führte das ab und zu zur Verwirrung, etwa wenn jemand an einer „touristischen Ausfahrt“ teilnahm und sich konfrontiert sah, einen 40 Kilogramm schweren Rucksack 200 Kilometer weit über mehrere Bergkämme zu schleppen und dabei Eiswände zu besteigen und über Felswände abzuseilen.

Als Ziele des „Tourism“ wurden vor allem Körperbeherrschung und Hygiene gesehen. Man versprach sich vom Bergsteigen eine Art Prophylaxe vor Alkoholismus, Rowdytum und ins Negative umschlagendem Sexualtrieb. Leistungsdenken und Wettkämpfe wurden in den 20er-Jahren noch stark abgelehnt. Sie seien „kapitalistisch“ und Alpinismus schließlich kein „Sport“. Dementsprechend schlecht urteilte man das westliche Bergsteigen in Europa ab. So zitiert Eva Maurer einen Politaktivisten der damaligen Zeit, der sagt, es müsse „unbedingt das Wesen des bourgeoisen Alpinismus als Jagd nach Vergnügen, nach Rekorden, als Mittel der Flucht vor der öden Langeweile des parasitären Lebens [...] enttarnt werden“.

Mit dem Leitspruch „Trag den Sozialismus in die Welt!“ geriet auch der Alpinismus zunehmend unter politisch-patriotische Einflussnahme. Bergsteigen als Teil der „Fiskultura“ galt als Ertüchtigung zum Wehrdienst und zur Landesverteidigung. An den Paraden von Alpinverbänden war der zunehmende Einfluss des Militärs unübersehbar. Bergsteigen galt als „Schule des Mutes“ und Bergsteiger hatten die sowjetischen Grenzen zu „bewachen“. Zahlreiche Bergnamen belegen die Unterstellung des Alpinismus unter die politische Doktrin: Pik Stalin, Pik Karl Marx, Pik Engels, Pik Schukow, Pik Molotow, Pik Kalinin usw.

Auch wurden Bergsteiger dazu angehalten, die Sowjetunion durch Forschung und Erkundung zu unterstützen: gemeint war die Hilfe bei der Kartografierung der Gebirge, über deren Hauptkämme die schwierigen Grenzen zu den Nachbarstaaten liefen. Bergsteiger sollten ein genaues Tagebuch führen und nach durchgeführter Tour einen möglichst detaillierten, wissenschaftlichen Bericht verfassen – eine Praxis, die sich übrigens bis heute erkennen lässt, etwa wenn Bergsteiger auf Internetforen wie www.mountain.ru äußerst detailliert über Routen schreiben: mit Höhenlinienprofilen, genauen kartografischen Angaben, bei Fotoaufnahmen gar Kamerastandort, Himmelsrichtung und Millimeterangaben des Objektivs.

Massenbergsteigen

Die größte Organisation für Tourismus, OPTE (Organisation für Proletarischen Tourismus und Exkursionen), hatte bald eine halbe Million Mitglieder. Nur wenige tausend waren davon jedoch aktive Bergsteiger. Die OPTE regelte den Touristenverkehr, darunter auch die neu aufgebauten Alpinzentren (Alplager). Abseits dieser Organisation, d. h. individuell in die Berge zu gehen, war sehr schwierig, geradezu verpönt. Individualtouristen, die man auch als „Vagabunden“ bezeichnete, galten als unsowjetisch. Sie gerieten in den Verdacht, als „Spione“ für das Ausland zu arbeiten, ja „Volksfeinde“ zu sein, weil sie dem Kollektiv entsagten. Daraus spricht die Angst vor dem Unkontrollierten und den Quertreibern. So konnte man sich erheblichen Ärger, wenn nicht Strafen einhandeln, wenn man auf eigene Faust loszog. Dasselbe galt für das Solobergsteigen, das im Westen für allerhand Medienaufmerksamkeit sorgte –

etwa bei Buhl oder Bonatti –, in der Sowjetunion aus genannten Gründen quasi nicht existent war. Auch nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion dauerte es, bis ein russischer Soloalpinist von sich Reden machte: Walera Babanow, der zum Zeitpunkt seiner Solokarriere Ende der 90er-Jahre aber bereits in Chamonix lebte.

In die „mental map“ der Sowjetbürger wurden nun sehr bewusst die Randgebiete der UdSSR mit einbezogen. In Zeitungen, Radio und Schulbüchern tauchten Berichte über die Wüsten Turkmenistans, über die russische Arktis und die Hochgebirge des Pamir und Tien Shan auf.

In der Bildsprache der Sowjetunion standen die Bergsteiger, wie es Maurer ausdrückt, als „Metaphern für die jugendliche Dynamik des neuen sozialistischen Staats“. Sie symbolisierten den Aufstieg, den heldenhaft zu erscheinenden und beglückenden Weg des Sozialismus zu immer größeren Erfolgen und Höhen. Absurd, aber vor diesem Hintergrund logisch erscheint das Problem, das der bekannte Bergsteiger und Künstler Ewgeni Abalakow mit seiner Statue „Alpinist“ bekam. Er schuf einen Bergsteiger, der *abstieg*. Trotz der Unterstützung Vera Muchinas, der wohl bekanntesten Bildhauerin der Sowjetunion, durfte das Kunstwerk nicht aufgestellt werden.

So ist auch zu verstehen, dass Bergsteiger direkt oder indirekt unter Leistungsdruck gesetzt wurden. „Der Gipfel um jeden Preis“ sei die Parole der 30er-Jahre gewesen, so drückte Ewgeni Abalakow es einmal aus. So manche Mannschaft plagte die Sorge, wie man sich rechtfertigte, wenn man ohne Gipfelerfolg zurückkam.

Die Proletarisierung des Alpinsports täuscht darüber hinweg, dass auch in der Sowjetunion der Alpinismus der Sport der Intelligenzija blieb. Die allermeisten Bergsteiger waren Studenten oder Studierende. Arbeiter machten dagegen nur wenige Prozent aus.

Auch in der frühen Sowjetunion machte sich das „Pistenbergsteigen“, wie Messner es einmal ausdrückte, breit. Besonders betroffen war der Elbrus, wo der Massenalpinismus kulminierte, ähnlich wie am Mont Blanc. Der Berg war technisch leicht, es befanden sich mehrere Alplager in der Nähe, Hütten wie die Prijut 11 standen zur Verfügung. Die Sektionen wollten möglichst viele Teilnehmer auf den Gipfel bringen – auch wenn diese



Die Skulptur „Der Alpinist“ des Bergsteigers und Bildhauers Ewgeni Abalakow sorgte für einen Skandal. Alpinisten hatten als Symbol des Aufstiegs für den Sowjetstaat zu gelten. Abalakovs Alpinist steigt jedoch ab. Heute schmückt das Werk Abalakovs Grab auf dem Domodedowo-Friedhof.

© Robert Steiner

schlecht ausgerüstet waren. Gerade in der frühen Sowjetunion wurde das Stachanow-Prinzip auf die Berge übertragen: Leistung in allen Bereichen, egal um welchen Preis.

Eva Maurer fand folgende Zitate von Bergsteigern: „Ungeachtet ihrer Erkrankungen werden Leute mit Gewalt am Seil, sogar mit Prügeln [...] auf den Gipfel geschleift, auf der Jagd nach hohen Prozenten.“ „Der ganze Weg ist mit Erbrochenem bedeckt.“ „Bergführer würden ‚unter Gelächter‘ erzählen, wie Teilnehmer auf dem Gipfel in halb-bewusstlosem Zustand herumkriechen oder teilnahmslos im Kreis gehen würden.“

Repression

Die Jahre des „Großen Terrors“ 1937/38 brachten Millionen von Unschuldigen den Tod. Auch an den Alpinisten ging die Repression unter Stalin nicht spurlos vorüber: Es gab wohl keinen anderen Staat auf der Erde, in dem Menschen dafür verfolgt, gefangen gehalten, gefoltert und ermordet wurden, weil sie Bergsteiger waren. Der geringste Verdacht genügte, um für Jahre in einem Gulag zu verschwinden oder erschossen zu werden: sei es Kontakt zu Ausländern, Besitz von

Gegenständen aus dem Ausland, Kontakt zu „Verdächtigen“. Aus Gefangenen presste man unter Folter Namen heraus, und so rollten wieder und immer wieder Verhaftungswellen durchs Land. Millionen von Menschen verbrachten Jahre hinter Gittern oder starben. Es waren unvorstellbar grausame, traurige Jahre.

Am Schicksal des Bergsteigers Georgi Charlampiew lässt sich dieses Schicksal exemplarisch aufzeigen. Er wurde am 16. März 1938 verhaftet. In der Anklageschrift stand: Spionage im Grenzgebiet der UdSSR (weil Charlampiew im Kaukasus und im Pamir bergsteigen gewesen war, die an den Grenzen liegen), fotografische Erkundungen für den Feind (weil er Bilder von Bergen gemacht hatte wie jeder Bergsteiger), Kontakt mit dem Feind (damit war die Bekanntschaft mit dem Schweizer Lorenz Saladin und andern ausländischen Bergsteigern gemeint), Besitz von Spionagegeräten (er hatte von Peter Saladin Lorenz' Filmapparat „Siemens“ geschenkt bekommen), Mitgliedschaft in einer antirevolutionären, faschistischen Vereinigung (deren Leiter Semenowski gewesen sein sollte). Die Parolen „Berge“ und „Alpinismus“ seien Tarnnamen für terroristische Anschläge gegen den Kommunismus gewesen. Am 28. Mai 1938 wurde Georgi Charlampiew von Schergen des NKWD in Butowo, unweit von Moskau, als „Feind des Volkes“ erschossen.

Etliche Bergsteiger fielen dem Terror zum Opfer, unter andern Gorbunow, Semenowski, Dadiomow, Rosenzweig, Kaufman, Ganezki, Gerngross, Barchasch. Auch Krylenko, der als Vorsitzender der Revolutionstribunale den Terror selbst ausgeübt und verbreitet hatte. Witali Abalakow verbrachte mehrere Jahre im Gefängnis.

In einem Brief von Charlampiew's Mutter an den Prokurator der Armeejustiz aus dem Jahr 1956 spiegelt sich das Leid der damaligen Zeit: *„Sehr geehrter Herr Prokurator! Ich bitte Sie gnädigst um eine Mitteilung, wo sich mein Sohn befindet. Seit 1938 habe ich nichts mehr von ihm gehört. Ich bin siebzig Jahre alt, ich möchte sterben, sobald ich weiss, wo mein Sohn ist. Er hat das Konservatorium abgeschlossen und dann, im März 1938, wurde er für zehn Jahre Lager verhaftet. Wegen was??? Georgi Arkadewitsch Charlampiew hat zusammen mit mir unter dieser Adresse gewohnt [...] Ich glaube an Ihre Gnade, einer alten Frau zu helfen, die 18 Jahre*

lang geweint hat. Mit tiefer Verbeugung Anna Trofimowna Charlampiewa“

1936 wurde die OPTe aufgelöst. Die nichtstaatliche Organisation war dem Stalin'schen Regime zu mächtig geworden. Ersetzt wurde sie durch die VSA (Allunionssektion der Alpinisten). Hier wurde der gesamte Alpinismus zentral gelenkt: Reiseerlaubnisse, Fördergelder, Urkunden, Sanktionen. Die VSA gab sogar Fünfjahrespläne für den Alpinismus heraus. Bis 1950, so der Plan, sei der K2 und der Nanga Parbat von Sowjetbergsteigern zu erobern. Die Realität sah anders aus. Über die Opfer der Repression wurde geschwiegen.

Krieg im Kaukasus

Im Rahmen des Russlandfeldzuges besteigen Gebirgsjäger der deutschen Wehrmacht den Elbrus und hissen dort am 23. August 1942 die Reichskriegsflagge. Die Besteigung wird vom bekannten Bergsteiger Hans Ertl gefilmt. Hitler reagiert mit einem Wutausbruch: „Diese verrückten Bergsteiger. Was für ein idiotischer Ehrgeiz, einen idiotischen Gipfel zu besteigen.“ Dass die Deutschen für das Gebirge wesentlich besser vorbereitet und ausgerüstet sind, ist den sowjetischen Bergsteigern klar. So werden beispielsweise deutsche Alpinlehrbücher in aller Eile übersetzt und zur militärischen Schulung verwendet. Der Stempel „streng geheim!“ führt ad absurdum. „Vor wem geheim halten? Vor dem Feind? Von dem sind die Unterlagen doch!“ Erst am 17. Februar 1943 gelingt es den Sowjets, die Flagge zu ersetzen.

Nach dem Krieg befindet sich die Sowjetunion am Boden. Auch der Alpinismus kommt nur langsam wieder in Gang. 1949 sind die Hälfte der Alpinlager wieder in Betrieb. Bemerkenswert ist der hohe Frauenanteil von zum Teil 50 Prozent.

Nach dem Ende des Krieges tritt auch das Ideal des jungen, stürmischen Alpinisten zurück. Jetzt wird der ältere, erfahrene Bergsteiger propagiert. Leitfigur jener Jahre wird Witali Abalakow. Mit Stalins Tod 1953 entspannt sich auch das politische Klima im Alpinismus. Der Staat ist nicht mehr omnipräsent. Kritik und Diskussion sind nun in geringem Umfang möglich. Erkennbar ist die Abschwächung des Staatlichen und das Hervorheben des Privaten an den Fotos der damaligen Zeit: Nun werden private und alltägliche Szenen zu Fotomotiven. Die Kleiderordnung lockert sich: Männer

sind mit nacktem Oberkörper, Frauen leicht bekleidet zu sehen. Die Individualisierung nimmt aber bei weitem nicht die Formen an, die sie im Westen hat – ein Messner'scher Egotrip wäre in der Sowjetunion undenkbar gewesen. Dem westlichen Bergsteigen steht man nach dem Krieg weiterhin kritisch gegenüber, wenn auch die Berichte zunehmend sachlich werden. Bei der Berichterstattung über die Erstbesteigung der Annapurna wird beispielsweise hervorgehoben, dass Lachenal und Herzog als Invaliden zurückgekommen seien. Wie Eva Maurer herausfand, gab es auch an westlichen Bergsportzeitschriften Kritik. Aufgrund der vielen Reklame wurden sie als „Kataloge“ bezeichnet. Die Berge wurden in der späten Sowjetunion zu einem weitgehend politikfreien Raum. Politische Diskussion gab es genauso selten wie Parteihuldigungen.

Alpine Ausbildung

Typisch für das sowjetische Bergsteigen war nicht nur die Kontrolle des Bergsteigens in zentralen staatlichen Organisationen (VZS, VZSPS), sondern auch ein klar strukturiertes Schema von Ausbildungsstufen mit Rängen, Abzeichen und Wettkämpfen.

Zum Bergsteigen kam man in der Regel über die Alpinsektionen, die es in allen großen Städten gab. Bekannte Sektionen mit vielen aktiven Mitgliedern gab es beispielsweise in der Ukraine, in Rostov am Don, in Petersburg, Moskau, Krasnojarsk, Saratow usw. Auch an Eliteuniversitäten wie der MGU in Moskau gab es Kletterklubs. Die Bergsteiger waren in aller Regel ethnische Russen. Kasachen oder Kirgisen gab es so gut wie nicht. Eine Ausnahme bildeten die Georgier, die etliche starke Bergsteiger und Kletterer hervorgebracht hatten. Frauen stellten zeitweise einen beträchtlichen Teil der Alplagertouristen. Sie erreichten jedoch unter den Instruktorinnen und bei Erstbesteigungen nie den gleichen Stellenwert; trotz Koryphäen wie Valentina Tscheredowa oder Elvira Schataewa.

Über die staatlich organisierten Sektionen konnte man sich für einen Kurs in einem der „Alplager“ anmelden. Dies waren Sommerlager, in denen Instruktorinnen Schulungen für Bergsteiger gaben. Die Sektionen übernahmen einen beträchtlichen Teil der Kosten, stellten Material und stellten



Das Abzeichen „Alpinist SSSR“ gab es seit 1935. Die Verleihung erfolgte in einer Zeremonie.

Reisebescheinigungen aus. Es war also recht einfach und kostengünstig, bergsteigen zu gehen. Wer am Staat vorbei in die Berge wollte, musste für alle Kosten selbst aufkommen und konnte erhebliche Probleme bekommen, etwa wenn er illegal Grenzgebiet betrat. Es gab auch welche, die zwar über die Alplager in die Berge kamen, aber versuchten, dort auf eigene Faust gegen die Anweisungen des Alplagerleiters Touren zu unternehmen. Dies konnte leicht schiefgehen. Wenn zum Beispiel Rettungstrupps losgeschickt werden mussten, konnten die Kosten auf die Vermissten umgelegt werden oder es drohten Strafen wie der Entzug der Instruktorinnenlizenz. Aus genannten Gründen waren deswegen Touren außerhalb der staatlichen Organisation sehr selten.

Inhalte des ersten Kurses im Alplager waren das Gehen im Gelände, die Knotenkunde, das Gehen über Gletscher usw. Ebenso waren Theoriekurse zu absolvieren. Danach fing man mit leichten Bergtouren an wie einer 1A. Auf jedem erreichten Gipfel oder in jeder Route wurde eine schriftliche Notiz in einer Dose hinterlassen, auf der der Name der Bergsteiger, die Route und das Datum standen. War schon ein Zettel dort, so nahm man diesen mit nach unten. So konnte man auf einfache Weise bezeugen, dass jemand einen Gipfel erreicht hatte. Jede Tour wurde vom Instruktor in ein offizielles Tourenbuch namens „Knischka Alpinista“ eingetragen, das jeder Bergsteiger hatte. Bei der Rückkehr von einer Tour ins

Das standardisierte Tourenbuch „Knischka Alpinista“ diente zum Eintragen aller Touren. Der Instruktor oder Alplagerleiter musste unterschreiben, ansonsten zählte die Besteigung nicht. Wer genügend Routen eines Schwierigkeitsgrades gemeistert hatte, durfte den nächsthöheren angehen. Schwierigkeiten zu überspringen war nicht erlaubt.

© Robert Steiner



Nach der ersten Bergtour gab es eine Art Initiationsfest mit allerlei Spielen. Der Brauch hat sich bis in die heutigen Tage erhalten. Verkleidete Bergsteiger im Ala Archa-Alplager, 2011

© Timur Gainullin

Alplager oder zur Hütte stellte sich die Mannschaft in militärischer Form auf und wurde vom Leiter begrüßt und beglückwünscht.

Ziel der ersten Ausbildungszeit war das Abzeichnen „Alpinist SSSR“, das man nach einer gewissen Anzahl von Bergtouren erhielt. Nach der ersten Teilnahme an einem Alpinwettkampf, einer sogenannten Alpinade, wurde eine Art Initiationsfest gefeiert, in dem man zum Bergsteiger „geschlagen“ wurde. Dazu wurde allerlei Lustiges veranstaltet. So mussten in einigen Sektionen die Teilnehmer einen Hindernisparcours meistern, in dem man durch einen Brennnesselbogen laufen, mit einem herunterhängenden Sitzgurt über ein Seil balancieren musste etc. Auch Verkleidungen, Tänze und Lieder gehörten dazu. Anderenorts mussten die Teilnehmer den „heiligen Bergschuh“ küssen, der ganz zufällig davor in Kontakt mit einem Kuhfladen gekommen war. An dieses Fest, „Posveshenije v Alpinisti“ genannt, erinnerten sich alle Bergsteiger lange Zeit.

Insgesamt blieben die Urlaube in den Alplagern den Teilnehmern in sehr guter, ja romantischer Erinnerung: Es war eine Sphäre von Freiheit, Abenteuer und Freundschaft. Abends wurde getanzt, am Lagerfeuer gesungen, Geschichten er-



zählt. Tagsüber ging man bergsteigen oder erledigte gemeinsam die Alltagsarbeiten im Lager – kochen, Holz spalten, waschen. Man empfand sich als Familie, als Freunde. Freundschaften entwickelten sich, die über Jahrzehnte hielten. Die Zeit im Alplager wurde in Fotoalben liebevoll festgehalten. Viele Bergsteigerinnen und Bergsteiger lernten in den Alplagern ihre späteren Ehemänner bzw. Ehefrauen kennen. Es war leichter, hier jemand zu finden als in den Städten, denn gleiche Interessen und gleicher sozialer Status – die meisten studierten – verbanden. Das Problem enger Wohnungen und wachsamer Eltern hatte man nicht.

Durch die Alplager entwickelte sich auch die alpine Liedkultur. Lieder und Gedichte hatten einen wesentlich höheren Stellenwert als im Westen. Der in der ganzen Sowjetunion bekannte Schauspieler und Liedermacher Wladimir Wysozki war zwar kein Bergsteiger im eigentlichen Sinn, schrieb aber etliche sehr bekannte Lieder über das Bergsteigen, zum Beispiel „Meine Felskletterin“ oder „Hier ist kein Flachland für euch“. Auch heute noch, nach 40 Jahren, gehören seine Lieder zum Standardrepertoire eines Bergsteigers. Gedichte spielten ebenfalls eine große

Rolle, und es ist auch heute nicht ungewöhnlich, wenn Bergsteiger auf ihren Webseiten Gedichte veröffentlichen – wie es etwa die russische K2-Winterexpedition 2012 tat.

Wer höher als der „Alpinist SSSR“ aufsteigen wollte, konnte durch Sammeln immer schwierigerer Routen den dritten, zweiten und schließlich ersten Rang („Rasrjad“) erreichen. Danach wurde man zum „Kandidat master Sporta“ und schließlich, nach siegreicher Teilnahme an einem landesweiten Alpinwettbewerb oder nach entsprechender Anzahl schwieriger Routen und durch das Sammeln von „Punkten“, konnte man ein „Master Sporta“ (Meister des Sportes) werden, was ein hoher Rang mit Prestige und vielen Möglichkeiten war.

Noch höher als der „Meister des Sportes“ waren der „Meister des Sportes von internationalem Rang“, der „Trainer der SSSR“ und der „Verdiente Trainer der SSSR“. Diese Hierarchie hat sich im Großen und Ganzen bis heute erhalten.

Ein großer Vorteil der klar gegliederten Ausbildung war der, dass man gut geschult wurde und nicht Hals über Kopf in schwierige Routen einsteigen konnte, sondern sich gründlich unter Anleitung eines erfahrenen Bergsteigers vorbereiten musste. Unfälle waren, soweit man das beurteilen und vergleichen kann, verhältnismäßig selten.

Die Trainingsmöglichkeiten außerhalb der Alplager waren sehr dürftig und mit denen in Deutschland überhaupt nicht vergleichbar, da die meisten großen Städte Tausende von Kilometern vom nächsten Gebirge entfernt waren. In Moskau wurde beispielsweise an der Ruine des Zaryzino-Schlusses geklettert; im Ural, auf der Krim oder bei Krasnojarsk gab es Klettergärten. Findige Kletterer bauten sich Trainingsgerüste aus Holz, übten einarmige Klimmzüge. Leckende Wassertürme waren im Winter zum Eisklettertraining begehrt.

Wahrscheinlich gab es in keinem anderen Land so viele leistungsfähige Höhenbergsteiger wie in der späten Sowjetunion. Anatoli Boukreev, der nach der Katastrophe am Everest im Westen zu gewisser Bekanntheit gelangte, war nur einer unter vielen. Er wand Illinski, der damals Trainer war, sagte einmal, dass er nicht wusste, wen er unter den mehreren Dutzend Bewerbern zu den Himalaya-Expeditionen auswählen sollte: einer war besser als der andere. Ihre hohe Leistungsfähig-



Ein Porträt des Liedermachers Wladimir Wyssozki zierte eine sowjetische Briefmarke. Seine Bergsteigerlieder gehören zum Standardrepertoire und werden, wie hier beim Ruhetag im Basislager am Pik Lenin, zur Gitarre gesungen.

© Nikolai Sacharow

keit demonstrierten Sowjetbergsteiger bei den wenigen Möglichkeiten, bei denen sie im Himalaya bergsteigen gehen durften. Militärisch organisierte, ausgeklügelte und vom Staat finanzierte Expeditionen legten Routen von Weltrang vor, etwa die Everest-Südwestwand 1982. Bei der Expedition zum Kandsch 1989 wurden 51 Gipfelbesteigungen gezählt. Hier stellt sich die Frage, warum es in der Sowjetunion so viele gute Höhenbergsteiger gab.

Wer sein Leben dem Bergsteigen widmen wollte, arbeitete den ganzen Sommer über als Instruktor in den Basislagern – drei Monate lang. Zeit zum eigenständigen Bergsteigen blieb genug. Durch ein Gesetz, das es seit den 30er-Jahren gab, wurde ihm für diese Tätigkeit Urlaub von der regulären Arbeit gewährt – ohne Wenn und Aber. Auch zu offiziellen Expeditionen oder Wettkämpfen musste vom Arbeitgeber Urlaub gewährt werden. So schaffte es der ein oder andere, ohne Kosten (man verdiente sogar etwas dabei) drei bis sechs Monate im Jahr in den Bergen zu sein. Außerhalb dieser Zeit wurde Kondition trainiert. Die Auswahlverfahren für Expeditionen waren sehr hart. So wurden Teilnehmer in Druckkammern gesteckt und in kurzer Zeit auf Druckequivalent von 8000 oder 10.000 Metern gesetzt. Wer ohnmäch-



Viele Routen hatten globales Spitzenniveau, fanden aber außerhalb der UdSSR kaum Beachtung. Oben: Erstbegehung der Pik-Kommunismus-Südwand, 7495 Meter, 1990

© Nikolai Sacharow

Rechts: Selbst hergestellte Vier-Mann-Portaledges, tschechische Helme, Handschuhe für Bauarbeiter. Der junge Bergsteiger Sergej Lawrentschenkow blickt noch etwas unsicher in die neue Welt des Alpinismus. Pik Swobodnaja Korea Nordwand, Kirgisische SSSR

© Archiv Terjochin

tig wurde, war ausgeschieden. Die Kosten für große Expeditionen übernahm der Staat. Da es auf dem Gebiet der Sowjetunion fünf Siebentausender gab, z. T. sehr anspruchsvolle wie den Pik Pobeda – war für beste Trainingsmöglichkeiten gesorgt. Ein Spruch unter Alpinisten ging so: „Wenn der Alpinismus dich beim Arbeiten stört, dann lass die Arbeit.“

Den Bekanntheitsgrad von Fußballern, Polarfliegern, Autorennfahrern, Stratosphären-Ballonfahrern und vor allem Astronauten erreichten die Alpinisten der UdSSR übrigens nie. Denn den Konquistadoren der Höhe fehlte ein zentrales Element sowjetischen Erfolges: Raketen und Raumkapseln, Flugzeuge und Polarschiffe – die Wunderwerke der sowjetischen Technik.

Abenteuer Ausrüstung

Die Erfolge der UdSSR in der Raumfahrt und der Rüstungsindustrie täuschten nach außen oft über die real existierende Mangelwirtschaft an normalen Verbrauchsgütern hinweg. Lange Schlangen vor schlecht bestückten und oft halbleeren Geschäften gehörten allzu oft zur Alltagswirklichkeit, nicht nur in der frühen Sowjetunion, auch später. Dieses Paradox spiegelt sich in einem weit verbreiteten Reim wider: „Ходили без штанов, но летали в космос“ – „Arm wie eine Kirchenmaus flogen wir in den Kosmos“. Auch die Bergsportindustrie war trotz einiger tüchtiger Erfinder wie Witali Abalakow, nach dem beispielsweise die Abala-

kow-Eissanduhr benannt ist, schlecht aufgestellt, vor allem was die Quantität anbelangte. Das lag am staatlichen Produktions- und Distributionssystem. Bergsportartikel waren entweder nicht käuflich oder nicht vorhanden. Bergsportgeschäfte in unserem Sinn gab es nicht.

Die Bergsteiger retteten sich aus der misslichen Situation durch einen Findungs- und Erfindungsreichtum, den man auch heute noch bei älteren russischen Bergsteigern beobachten kann. Mein Bekannter Michail Terjochin bestieg beispielsweise den Pik Pobeda in recht funktionaler Daunenkleidung, die er sich selbst genäht hatte. Dazu hatte er Daunenbettwäsche erstanden – denn die gab es zu kaufen –, trennte sie auf, schütete sie im hermetisch versiegelten Badezimmer in die Wanne, sortierte die Federn aus und saugte die Daunen mit einem modifizierten Staubsauger direkt in die handgenähten Hüllen für Anorak und Schlafsack. Schwer war die Kleidung und nass durfte sie nicht werden – aber für Wärme war gesorgt. Darunter trug man Wollpullover – Fleece gab es nicht. Auf die Frage, ob er ein Einzelfall gewesen sei, antwortete er: „Alle haben es in den 80er-Jahren so gemacht! Nur hochgestellte Instrukturen hatten Zugang zu industriell gefertigter Bergsportausrüstung.“ Klettergurte für Anfänger wurden zum Teil aus Anschnallgurten von alten Autos hergestellt, indem man die Bänder mit dickem Zwirn von Hand vernähte. Schlingen konnte man etwa in den Fabriken bekommen, die Fall-



schirme herstellten. Zwar gab es Statik- und Dynamikseile, aber Anfänger, denen Geld und Kontakte fehlten, kauften nicht selten in den Fischerfachgeschäften Seile für den Fischfang. Da diese alles andere als dynamisch und damit nicht darauf ausgerichtet waren, eine Sturzwucht abzufangen, wurden selbstgenähte Falldämpfer – ähnlich den amerikanischen „Screamern“ – zwischen Seilende und Gurt eingehängt. Auch Rucksäcke nähte man oft selbst, waren die käuflichen Modelle doch oft recht schwer und gerade zum Höhenbergsteigen zu klein. Bergschuhe waren in der Regel aus Leder. Weit verbreitet waren mit Eisen beschlagene „Trikon“-Schuhe, so wie sie bei uns zu Beginn des

Gerade Anfänger benutzten sehr häufig Berg- und Bauarbeiterhelme, ja sogar Motorradhelme. Fortgeschrittene Bergsteiger versuchten in den Besitz eines tschechischen Kletterhelms zu kommen. Begehrt waren auch die leichten Titanschnallen, die manche Bergsteiger heimlich von den Sitzen der Aeroflotmaschinen losgeschnitten haben sollen. In den Metallfabriken bastelten Alpinisten abends oder gar tagsüber heimlich an den ihnen wohlbekannten Maschinen an ihrer Ausrüstung oder gaben Aufträge an Metallarbeiter weiter. Wer Freunde hatte, die in einer Hubschrauber- oder Flugzeugfabrik arbeiteten, konnte sich glücklich schätzen. Dort fiel genügend

Selbstgenähte Kleidung, in der Fabrik handgefertigte Steigeisen, Lederschuhe. Mangel an Ausrüstung und Erfindungsreichtum gehörten zum Alltag sowjetischer Bergsteiger.

© Archiv Terjochin

Gemütlich, warm und wenig Gewicht: Was im Westen ein Zwei-Mann-Zelt gewesen wäre, wurde in der Sowjetunion oft als Vier-Mann-Zelt verwendet.

© Nikolai Sacharow

Wenn der Alpinismus dich beim Arbeiten stört, dann lass die Arbeit

20. Jahrhunderts verwendet wurden. Auch „Walenki“ – die hohen russischen Winterfilzstiefel – kamen zum Einsatz, obwohl die Sohle weich war und die Steigeisen schlecht hielten. Ich selbst sah bei einem Erstbegehungsversuch am Khan Tengri auf 6750 Meter plötzlich alte sowjetische Filzstiefel aus dem Eis ragen. Zum Glück steckte kein toter Bergsteiger drin. Offensichtlich war schon jemand hier gewesen.

„Abfall“ an Titan oder Aluminium an, den man zu Bergsportausrüstung verarbeiten konnte. So entstanden auf staatliche Betriebskosten und aus staatlichen Betriebsmitteln Karabiner, Jümars, Steigeisen, Eisschrauben, Skyhooks, Haken, Hämmer, Friends, Portaledges usw. Da das Metall selten regulär erstanden, viel öfter aber unter der Hand organisiert wurde, entpuppten sich so manche Metallkombinate als unfreiwillige „Sponso-

ren“ des sowjetischen Alpinismus. Das Material taugte oft erstaunlich gut und ist zum Teil bis heute am Berg im Einsatz, ob in A5-Routen am El Cap, in der K2-Westwand oder in den Alpen. In der „Directe de l'amitié“ an der Nordwand der Grandes Jorasses fand ich beispielsweise einen sowjetischen Klemmkeil vor, der offensichtlich zum Standplatzbau benutzt worden war. Zwar erschrak ich, denn es fehlte die Metallniete und die Verpressung – die Drähte waren lediglich ineinander verzwirbelt –, doch tat er seinen Dienst. Besonders bewährt haben sich die großen, für vier Personen geeigneten Portaledge, die, einmal zusammengeschrubt, am Stück die Wand hochgezogen werden. Auch die Eis-Fiffis erstaunen. Lange bevor es moderne Eisgeräte gab, konnte man mit ihnen senkrecht Eis überwinden.

Ein „Exportschlager“ wurden die billigen Titan-Eisschrauben. Nikolai Sacharow aus Krasnojarsk finanzierte eine Auslandsreise in das Elbsandstein mit einem Sack solcher Eisschrauben, den er dort

an sächsische Kletterer übergab. Noch Ende der 90er-Jahre sah man in Chamonix „fliegende Händler“, die vor dem Maison de la Montagne russische Titan-Eisschrauben verkauften. Als in den 70er- und 80er-Jahren internationale Bergsteigerlager aufkamen, entstand dort ein reger Tauschhandel mit westlichen Bergsteigern. 20 Eisschrauben für ein paar alte Koflach-Bergschuhe, ein paar Titankarabiner für Steigeisen usw.

Überhaupt waren die Alplager eine Art Schwarzmarkt-Umschlagplatz für Bergsportmaterial. Wer etwas zu verkaufen hatte, nahm es dorthin mit. Wer etwas kaufen konnte, nahm mit, was er bekam. Ein Bekannter berichtete, einmal gleich 200 Paar Schuhe gekauft zu haben. Diese verkaufte er zu Hause an Freunde und Bekannte weiter.

Einige Besonderheiten der sowjetischen Ausrüstungsgegenstände haben sich bis heute erhalten. So erfreuen sich beispielsweise die „Krugonogi“ – eine Art Trittleitersystem mit einem Haken am Knie und Ringen an einer Bandschlinge – auch

Auch heute noch im Einsatz: Kletterer mit Galoschen im Klettergebiet Stolby bei Krasnojarsk

© Robert Steiner

Unten: Wiktor Markelow siegt in Galoschen: „Championats der UdSSR“ im Jahr 1971

© L. Mach



Galoschen – die Kletterschuhe der UdSSR

Mit Hausschuhen Wettkämpfe gewinnen oder Bigwalls klettern? Wer in der Sowjetunion lebte und Kletterer war, kam um Gummigaloschen nicht herum. Diese Schuhe, Anfang des 19. Jahrhunderts in England erfunden, wurden bald auch im russischen Zarenreich produziert und gehörten schnell zum Alltagshaushalt der Russen: als wasserdichte Garten- und Straßenschuhe. 1912 wurden beispielsweise 20 Millionen Paar hergestellt.

Irgendwann zu Beginn des 20. Jahrhunderts tauchten Galoschen im sibirischen Klettergebiet „Stolby“ zum ersten Mal am Fels auf. Die Reibung des Gummis war nicht schlecht, die Schuhe billig. Obwohl nie für diesen Zweck gedacht, traten die Schuhe schnell ihren Siegeszug unter den Kletterern an. Bald kletterte jeder in ihnen – sie waren „die“ Kletterschuhe schlechthin. Besonders beliebt war die flache und schmale „asiatische Variante“, die man zwei Nummern zu klein kaufte und einem kleinen Tuning mit Schleifpapier unterzog. Die Bänder wurden mehrmals um die Schuhe gewickelt. Mit Galoschen wurden nun Wettkämpfe geklettert, aber auch schwierige Routen an der Ushba, im Ak-Su und an anderen hohen Bergen der UdSSR. In den Stolby bildete sich gar ein Brauch heraus, die „Galoschewanija“. Für die erste Besteigung eines Turmes erhielt man sozusagen als Initiation mit den Galoschen drei Schläge auf den Hintern.

Der größte Nachteil der Schuhe war ihre schlechte Haltbarkeit. Wie berichtet wird, hielt ein Paar bei intensivem Klettern im rauen Kalk der Krim kaum mehr als einen Tag. Deswegen horteten Kletterer daheim ganze Kisten voll von Galoschen. Der zweite Nachteil war die weiche Sohle, die das Stehen auf Kanten erschwerte. Unschlagbar dagegen Preis, Gefühl und Reibung. Waleri Balesin, der über Jahre hinweg die landesweiten Wettkämpfe gewann, erzählt: „Bei den Treffen mit westlichen Kletterern bekam ich EBs geschenkt – ich glaube, von Patrick Edlinger. Diese waren aber so steif und unförmig, dass ich mich nicht an sie gewöhnen konnte. Mit Galoschen konnte ich besser klettern.“ Und Aleksej Tschertow fügt hinzu: „1986 zeigte uns Stefan Glowacz neue Kletterschuhe. Bis dahin waren Galoschen besser.“

Bei Besuchen im Ausland sorgten die Galoschen immer wieder für Aufsehen und Reaktionen, die zwischen Lachen und Bewunderung schwankten: Lachen über den Stand der Alpinetechnik, Bewunderung für die Künste der Schnellkletterer. In den Zeiten des Kalten Krieges soll der Schuh in den USA sogar einmal als „geheime Waffe der Sowjets“ in einer Zeitung erwähnt worden sein. Dass Galoschen nicht nur Erinnerung sind, kann man am Klettergebiet „Stolby“ in Krasnojarsk sehen. Hier sind sie auch in diesen Tagen noch im Einsatz. Selten – und vielleicht sogar schön.

im Yosemite zunehmender Beliebtheit. Mit ihnen hat man eine deutlich bessere Reichweite als mit herkömmlichen Trittleitern. Kaum oder nicht mehr in Verwendung hingegen sind solche Gegenstände wie der energiesparende, aber recht gefährliche Dampfdruck-Kochtopf für das Höhenbergsteigen.

Gute Erinnerung

Valera ist in einen Körperriss verschwunden. Mit wenigen, raumgreifenden Zügen, die einem vortäuschen, es gäbe im Riss Griffe, verschwindet er nach oben. Ich mühe mich eine Stunde an den 20 Metern ab, die er in drei oder vier Minuten gemacht hat. Oben sitzen wir und lassen den Blick durch das sibirische Klettergebiet der Stolby schweifen. Heute gibt es keine Union mehr, nur noch Russland. Die älteren Bergsteiger erinnern sich oft. So gespalten die Erinnerung an die Sowjetunion im Gesamten sein mag, so eindeutig ist die an den Alpinismus der späten UdSSR: das Gute überwiegt. Die Gedanken an die Gemeinschaft in den Sektionen, die oft Jahrzehnte haltenden Freundschaften, die zusammen bestiegenen Gipfel und überstandenen Gefahren sind etwas, das nicht nur auf Bildern und in liebevoll gestalteten Tagebüchern weiterlebt. Bergsteiger konnten jederzeit auf ein gut funktionierendes, kostengünstiges System zurückgreifen, um in die Berge zu kommen. Die herausragenden Erfolge russischer Bergsteiger – genannt seien die K2-Westwand, die Jannu-Nordwand und viele andere – sind sicher genauso ein Erbe des Sowjetalpinismus wie die vielfältige russische Alpinkultur, die es bis in die heutigen Tage gibt. Alpinismus ist eben, so ein geflügeltes Wort, das Valera gern gebraucht, nicht nur ein Sport, sondern eine Lebenseinstellung.

Literatur und Dank:

Die gründlichste Synopse zum Alpinismus der frühen Sowjetunion hat Eva Maurer verfasst. Viele Informationen dieses Textes sind ihrem Werk entlehnt: Eva Maurer, „Wege zum Pik Stalin. Sowjetische Alpinisten, 1928–1953“, Chronos Verlag 2010.

Dank gebührt auch dem Moskauer Bergsteiger und Alpinhistoriker Pawel Pawlowitsch Sacharow sowie Michail Terjochin, Walera Balesin, Nikolai Sacharow und vielen anderen.

Die sowjetische Alpinkultur lebt im russischen Bergsteigen fort: Mischa Michailow auf 7100 Metern während der Erstbegehung der Nordwand des Jannu (7711 Meter) im Jahr 2004



Sowjet-Alpinismus – Wichtige Daten im Überblick

- 1931: Nach mehrmaligen Versuchen erreicht der Ukrainer Michail Pogrebezki als Erster den Gipfel des 7010 Meter hohen Khan Tengri. Mit ihm dabei: Boris Tjurin und der Südtiroler Sowjetimmigrant Franz Sauberer.
- 1933: Der junge Ausnahmebergsteiger Ewgeni Abalakow erreicht allein den Gipfel des 7495 Meter hohen Pik Stalin (nach Stalins Tod wurde der Berg in „Pik Kommunismus“ umbenannt). Ein Teilnehmer stirbt, andere werden verletzt. Um den wissenschaftlichen Anspruch zu wahren, wird eine 20 Kilogramm schwere automatische Wetterstation auf 7000 Meter hinaufgeschleppt.
- 1934: Erste sowjetische Besteigung des Pik Lenin unter Witali Abalakow.
- 1935: Der Leningrader Bergsteiger Delone führt ein bis heute gebrauchtes Klassifikationsschema für alpine Routen ein. Es geht von 1A bis 5B und versteht sich als Gesamturteil über die Anforderungen einer Route. Später wird es bis 6B erweitert.
- Seit 1935: Regelmäßige Alpiniaden (Alpinwettkämpfe).
- 1938: Eine Expedition unter Leonid Gutman soll den Pik Pobeda (7439 m) bestiegen haben. Die Besteigung wird bis heute angezweifelt, vermutlich erreichte die Expedition nur den deutlich niedrigeren Ostgipfel. Sie nennt den Gipfel „Pik 20 Jahre Komsomolzen“.
- 1952: Durch die englischen Medien geistert der Bericht über eine erfolglose Everestexpedition. Das Gipfelteam mit sechs Männern soll spurlos auf über 8200 Metern verschollen sein. Die Meldung hält sich Jahrzehnte, obwohl es keinerlei Zeugen oder Archivberichte gibt und die Namen der Verschollenen niemandem bekannt sind. Vermutlich handelt es sich um eine mit Absicht platzierte Zeitungsentee.
- 1955: Erster Felskletterwettkampf auf der Krim. Im gleichen Jahr kommt es am Pik Pobeda zu einer Katastrophe. Von einer elfköpfigen kasachischen Mannschaft sterben zehn. Ein Einziger überlebt.
- 1956: Die Spartaker unter Witali Abalakow erreichen als Erste den Gipfel des Pik Pobeda (7439 m).

Nordwand des Khan Tengri, Route des Krasnojarsker Teams 1988

Beide Fotos: © Archiv Nikolai Sacharow



Südwand des Pik Kommunismus, Sacharow-Route, 1990





Links: 3000 Meter Séracs und Marmor: Die Nordwand des Pik Pobeda (7439 Meter) im heutigen Kirgisistan, vom Basislager aus gesehen. Im linken Drittel leitet die berühmte Smirnow-Route direkt zum Gipfel, der Normalweg verläuft über den Grat von ganz links nach rechts. Rechts: Bigwall im Karavshingebiet im heutigen Kirgisistan: Krizuk-Route am 4810 *Beide Fotos: © Robert Steiner*

Ab 1960: Einsatz von Hubschraubern zur Errichtung von Basislagern. 1970 wirft ein Pilot am Pik Pobeda Material für eine Expedition auf über 7000 Meter ab.

1962: Gemeinsame sowjetisch-britische Expedition auf den Pik Kommunismus unter Hunt und Owtschinkow.

1967: Die Alpenfederation der UdSSR wird Teil der UIAA. Der Titel „Schneeopard“ wird für diejenigen eingeführt, die alle fünf Siebentausender der Sowjetunion bestiegen haben.

1974: Eröffnung des internationalen Bergsteigerlagers am Pik Lenin. Im gleichen Jahr verunglückt ein Frauenteam unter der Leitung der bekannten Bergsteigerin Elvira Schataewa im Höhensturm. Acht Bergsteigerinnen sterben.

1974–1988: Erschließung etlicher äußerst schwieriger Routen in der Khan-Tengri-Nordwand (Studenin, Myslovsky, Sacharow). Auch die Südwand des Khan Tengri (7010 Meter) wird erschlossen. Die Erstbegehungen dauern fast eine Woche, die Wandhöhe beträgt 3000 Meter, die Kletterschwierigkeiten sind ähnlich wie an der Eiger-Nordwand.

1982: Erste sowjetische Everestexpedition. Elf Bergsteiger erreichen den Gipfel über eine neue Route in der Südwestwand. Sie gehört zu den schwierigsten am Berg.

1982: Smirnow, der am Auswahlverfahren zur Everestexpedition scheitert, erschließt aus Frustration mit seiner Mannschaft die nie wiederholte, sehr gefährliche und anspruchsvolle „Dollarroute“ auf den Pik Pobeda (7439 m).

Erste sowjetische Everestexpedition. Elf Bergsteiger erreichen am 4. und 5. Mai den Gipfel über eine neue Route in der Südwestwand.

1986–1988: Im Rahmen der Alpinmeisterschaften werden, meist zeitgleich, viele schwierige Bigwalls im Karavshingebiet und Ak-Su-Gebiet (Kirgisische SSSR) erschlossen, vor allem am Asan und am Pik Odessa (4810). Das technische Klettern mit Skyhooks und Portaledges erreicht seinen Höhepunkt.

1989: Sowjetische Expedition auf den Kandschendzönga mit einem der stärksten Höhenbergsteigerteams, die es je gab. Der Berg wird überschritten, 51 Gipfelbesteigungen ausgeführt.

1990: Der in der Kasachischen SSSR lebende Bergsteiger Waleri Chrischtschati führt mit seiner Mannschaft eine Grattraverse vom Pik Pobeda (7439 m) zum Khan Tengri (7010 m) aus. Die Route dürfte die bis dato anspruchsvollste Traverse im Höhenbergsteigen sein: 73,6 km auf durchschnittlich 6400 Metern Höhe in 15 Tagen.

A high-angle photograph of two rock climbers on a dark, layered rock cliff. The climber at the top is wearing a red jacket and a red helmet, leaning forward. The climber at the bottom is wearing an orange jacket and an orange helmet, looking up. A blue rope runs vertically between them. The ocean below is turbulent with white foam and blue-green water. The sky is overcast and grey.

Auf die Spitze getrieben

Seastack-Klettern in Schottland

>> **Christoph Willumeit**

Die bis zu 150 Meter hohen Gesteinssäulen, die aus der brandungsumtosten See vor der schottischen Küste aufragen, sind die klarste und reinste Abstraktion von bekletterbarer Natur.

Einfach nur vertikal und sonst nichts.

Gottes erkaltete Zigarren. Geologische Resterampen.

Ausgesetzte Waisenkinder mit nassen Füßen.



Der höchste Seastack Europas und eine britische Kletterlegende: Old Man of Hoy

Um den Seastacks (engl. *to stack* = übereinanderstapeln) einmal einen Besuch abzustatten, stellen wir eine Reisegruppe schon etwas älterer Herren zusammen, die zeigen sollte, dass der Unterschied zwischen Gicht und Gischt nur ein einziger Buchstabe ist. Alles lief wunderbar nach Plan und kaum in Edinburgh angekommen, erwies sich sogar das übliche Gewese um das schlechte schottische Wetter als vollkommen überflüssig, da es stabil wie aus Kübeln goss. Wir beschlossen also, gleich hoch nach dem äußersten Nordwesten zu fahren, weil sich das Wetter dort erfahrungsgemäß schneller änderte als weiter südlich, wo die Regenwolken sich gern mal wochenlang am Nevis festklammerten. Oben im Nordwesten gibt es einige schöne Küstenklettergebiete wie *Reiff* und *Sheigra*. Und mit dem *Old Man of Stoer* sowie dem *Am Buachaille* an der Sandwood Bay hat es auch zwei rund 60 Meter hohe Seastacks – zum Eingewöhnen und als Vorspiel für den *Old Man of Hoy* gewissermaßen.

Noch am selben Tag erreichten wir das Küstenstädtchen Lochinver, das relativ zentral zwischen den verschiedenen Klettergebieten liegt, und mieteten uns auf dem Zeltplatz von Clachtoll ein. Am Abend riss es dann auf und die kurze, aber intensive Lichtstimmung ließ jede Postkarte alt aussehen.

Klettern, Salzgeschmack inklusive: Ralf Gantzhorn und Jo Stark in „Diagonal“ (E 1, 5b), Yesnaby/Orkney Islands

Alle Fotos © Ralf Gantzhorn



Trotz seines Alters von rund 2,5 Milliarden Jahren stellt das Lewissium einen traumhaft soliden Kletterbelag dar: Jo Stark und Ralf Lendt in der Route „Exorcist“ (E2, 5b) in Sheigra/Northwest Highlands

Am nächsten Morgen war das Wetter großartig: Regen, aber kein Dauerregen. Wir fuhren hinauf nach Sheigra in der Nähe der Sandwood Bay. Dort gibt es einige schöne Klippen aus Lewissium Gneis, dem ältesten Kletterbelag Europas (ca. 2,5 Mrd. Jahre). In Sheigra angekommen, suchten wir zunächst einmal die richtigen Klippen. Ein wunderbares Bild: Ein Trüppchen von auswärtigen Spinnern beugt sich stirnrunzelnd über den Klippenrand und versucht herauszubekommen, welches nun Sektor Geo 1 und welches Sektor Geo 2 sein könnte. Keine ganz unwichtige Frage, denn schließlich seilt man sich hier von oben auf einen Felssims ab, der sich nur ein paar Fuß breit über der donnernden Brandung befindet. Dort hat man dann einen Stand zu bauen und auf seinen Seilpartner zu warten. Im Folgenden zieht man das Seil ab und klettert dann, nur an Keilen und Friends gesichert, wieder die Klippe hoch. Freiwillig, versteht sich. Wenn man an der falschen Stelle

abseilt und dann vielleicht nicht mehr hochkommt, kann man ganz schön blöd aussehen. Damit endlich irgendetwas passierte, täuschte ich Entschlossenheit vor und seilte mich ab. Etwas mulmig war mir schon, denn der Fels war feucht und die Wellen krachten ohrenbetäubend gegen die Klippen unter mir. Glücklicherweise fand ich einen Felsabsatz, auf dem ich den Stand einrichten konnte; der Riss über mir sah zwar steil, aber kletterbar aus. Wir wollten Abenteuer? Bitte sehr, da hatten wir's.

Nach den ersten mühsamen und etwas unsicheren Metern kam langsam wieder das Vertrauen in die eigene Kraft und Erfahrung durch. Der Fels war zwar leicht schmierig durch das viele Salz in der Luft, ließ sich aber großartig klettern. Laut Kletterführer hieß die Route „Shark Crack“ und war mit VS bewertet, was im britischen Bewertungssystem für *very severe* (deutsch etwa „echt ernst, ey“) steht und in der UIAA-Skala wohl ungefähr



bei V anzusiedeln ist. Wir fanden, wir hatten einen guten Start hingelegt, aber nun fing es wieder an, so zu regnen, dass wir uns an gewisse Stellen in der Heiligen Schrift erinnert fühlten.

Am nächsten Tag gab's dann statt Dauerregen nur Sturm und Schauer. Wir fuhren trotzig nach Reiff, einem kleinen Ort gegenüber den Summer Isles, wo es ein schönes Klettergebiet geben sollte. Neben einigen leichteren Touren fanden wir mit dem „Crack of Desire“ eine beeindruckende Risslinie (E 3, 6a, UIAA ca. 7+/8-). Jo stieg vor und fand sich bald ausgepumpt an einem Keilchen hängend wieder, der überhängende Riss hatte ihm alles abverlangt. Selbst der nun auch mit schottischen Wassern gewaschene Veteran Rainer fand keine Lösung für eine Rotpunktbegehung. Dafür aber wurde das Wetter besser. Ab und zu gab es kleine blaue „Störungen“ am Himmel, durch die vereinzelte Sonnenstrahlen fielen und den roten Sandstein der Klippen zum Leuchten

brachten. Unsere Desensibilisierungsübungen zur Vorbereitung der Seastack-Klettereien trugen erste Früchte.

Dann war endlich der Tag gekommen: kaum Wind und kein Regen. Tatendurstig fuhren wir zum Lighthouse of Stoer, Ausgangspunkt der Wanderung zum Old Man. Eine halbe Stunde später waren wir an den Klippen oberhalb des Old Man angekommen, nach weiteren 10 Minuten unten am Kanal, der das Festland von der frei im Wasser stehenden Felsnadel trennt. Dadurch, dass gerade Ebbe war, waren die Wellen innerhalb des Kanals sehr niedrig. Also Klamotten runter und rein ins kalte Vergnügen. Auf der anderen Seite kämpfte ich mich durch einen Teppich aus Seetang hindurch, mich an dem Gedanken aufrichtend, dass Tang zwar eklig glibbschig, aber eben nicht bissig ist. Ich fixierte das Ende unseres Statikseils an den Standhaken am Einstieg. Auf der anderen Seite baute Rainer fachmännisch den klei-

So nah und doch unerreichtbar: Yesnaby Castle vor der Westküste von Mainland/Orkney Islands

nen Seilzug, der den Rest der Expedition dann trockenen Fußes zu mir brachte. Die Erstbesteiger dieser Felsnadel – die schottische Kletterlegende Tom Patey und Konsorten – hatten im Sommer 1967 den Übergang noch mit Leitern bewerkstelligt, die sie sich vorher bei einem befreundeten Wirt geliehen hatten. Wir fanden unsere Methode aber irgendwie stilsicherer.

Die erste Seillänge gehörte mir und ich stieg in die „Diamond Face“ (E 1, 5b) ein. Schon nach wenigen Metern war ich überrascht, wie klein und rund die Griffe waren – und wie schlecht sich das Ganze absichern ließ. Mein Nachsteiger würde seinen Spaß haben, dachte ich noch, aber dann ließ mich das Klettern im unteren siebten Grad ohne Absicherung alles andere vergessen. Mit schlotternden Knien erreichte ich den Stand. Was für ein grandioses Plätzchen: Die Sonne schien befremdlich ungehindert, unter mir hörte ich die Brecher des Atlantiks, während ich bequem und geschützt unter einem gigantischen Überhang saß. Beim Nachsichern hörte ich dann plötzlich wüste Flüche und Geschrei – Ralf hatte anscheinend wirklich seinen Spaß und war im ersten Quergang rausgeflogen. Nun schaffte er es nicht, sich wieder an den Fels heranzupendeln. Ich musste ihn ablassen und dabei aufpassen, ihn nicht in die kühlen Fluten des Atlantiks zu verfrachten.

Herausforderungen der anderen Art

Nach einer halben Stunde kam dann ein Helm in Sicht: Es war Jo, der nun statt Ralf in die Route eingestiegen war. Ralf und Rainer wollten über den Normalweg zum Gipfel. Am Stand angekommen, bereitete Jo sich gleich für die nächste Seillänge vor und startete. Zunächst schien alles glatt zu gehen, bis plötzlich wieder wildes Geschrei durch das Rauschen der Wellen zu mir drang. „Mistviecher!“, brüllte Jo. Ich konnte ihn nicht sehen, vermutete aber, dass er auf die ortsansässige Kolonie von Eissturmvögeln gestoßen war, die auf Störungen in ihrem Revier recht aggressiv reagieren. Außerdem scheiden sie bei dieser Gelegenheit ein stinkendes Sekret aus ihren Nasenhöhlen, was die räumliche Nähe zu den Viechern dann noch weniger erträglich macht. Vielleicht sollte man beim Beklettern von Seastacks immer einen Flacon Chanel No. 5 mit sich führen. Ich schreckte aus

meinem kleinen olfaktorischen Gedankenspiel auf, weil ich weit über mir den „Stand!!!“ brüllenden Jo zu hören glaubte. Er schien also seinen Weg durch die besetzten Gebiete gefunden zu haben. Beim Nachklettern ahnte ich zum Glück schon, wo die gefiederten Stinker sich eingenistet hatten, und beschloss, lieber gleich in das schwierigere Gelände auszuweichen, statt mich auf einen Konflikt mit dem Federvieh einzulassen.

Der Gipfel war dann eines Seastacks wahrhaftig würdig: Eine winzig schmale Felsnase ragte keck über die tobenden Wasser des Nordatlantiks. Wir setzten uns schweigend nebeneinander und ließen grinsend die Beine baumeln, durchdrungen von den Hochgefühlen, die nun in uns fröhlich Urständ feierten. Ringsherum das mächtige, gleichzeitig abweisende und anziehende Spektakel der See; gegenüber auf den Klippen winkten einige Spaziergänger, die uns wohl schon eine ganze Weile zugeschaut hatten. Hier schien jede Seilschaft am Stand einen Karabiner zu hinterlassen – eine bizarre Skulptur aus rostigen Schrauben, eine Art Ersatz-Gipfelbuch des Old Man, ließ jedenfalls auf diese Sitte schließen. Wir schlossen uns diesen Gepflogenheiten an und seilten in einem Stück die 60 Meter vom Gipfel bis zum Fuße ab – die meisten davon freihängend wie die sprichwörtlichen Fähnchen im Wind. Unten standen wir dann noch einmal da – den Kopf in den Nacken gelegt und schauten andächtig an diesem absurden Bauwerk der Natur empor. Unser erster Seastack.

Nach dem Old Man of Stoer sollte es dann auf die Orkney-Inseln gehen, die vor der Ostküste Schottlands liegen und wo es eine ganze Reihe von Seastacks gibt. Die Fähre vom Festland nach der Hauptinsel – Mainland genannt – fuhr aufgrund des ungewöhnlich starken Seegangs nicht den üblichen Weg parallel zur Westküste, sondern durch die geschützte Bucht von Scapa Flow. Geschichtsbeflissene werden sich bei diesem Namen sicherlich an die kaiserlich-deutsche Hochseeflotte erinnern, die in dem riesigen Naturhafen im Jahre 1918 interniert worden war und sich in einem Augenblick unglaublicher Hellsichtigkeit selbst versenkte. Wir tranken auf diese eindrucksvoll selbstkritische Performance der deutschen Flotte. Auf der Insel angekommen, parkten wir unseren Campingbus an der Bay of Scailill mit ihrem

Spritzig erfrischend bis
berauschend: eine
Seilschaft an den Klippen
von Sheigra/Northwest
Highlands





Links: Jo Stark hangelt sich zum Einstieg des Old Man of Stoer/Northwest Highlands.

Rechts: Bouldern im Sandstein an den Klippen von Reiff/Northwest Highlands



Sandstrand von fast tropischer Schönheit. Leider war es derartig windig und kalt, dass das echte Südsee feeling nicht aufkommen mochte. Wir verzichteten auf ein Bad im Atlantik und das Sonnenöl ging uns auch nicht aus.

Am nächsten Tag fuhren wir durch den heulenden Sturm nach Yesnaby, von wo aus man die beiden „Castles“, seltsam künstlich anmutende, fast festungsartig geformte Seastacks, zu Fuß erreichen kann. Nach nur 15 Minuten strammen Fußmarches standen wir dann vor dem Fels im Meer, den man hier *Yesnaby Castle* nennt: ein nach unten immer schmaler werdender und an seiner Basis durchbrochener Felsturm mitten in der tosenden See. Von dort, wo wir standen – hoch oben auf den gegenüberliegenden Klippen – war der Yesnaby zum Greifen nah, aber gleichzeitig im Augenblick völlig unerreichbar für uns: Bei diesen Brechern war an ein Heranschwimmen nicht mal zu denken. Wenig später dann der gleiche Anblick am *North Gaulton Castle*, dem vielleicht eindrucksvollsten schottischen Seastack: ein Solitär im Meer, so surreal, als hätte ihn sich ein Salvador Dalí im schönsten Absinth-Rausch ausgedacht. Aber leider müsste man auch hier gut 60 Meter zum Einstieg schwimmen. An einem stürmischen Tag wie diesem würde man vermutlich zwischen den Klippen lediglich zu Krebsfutter verarbeitet werden. North Gaulton Castle – der Inbegriff völlig bekloppten Kletterns: Wenn man oben war, wo war man dann? – Mitten im Meer.

Am Nachmittag fuhren wir mit der Fähre hinüber nach Hoy und dann in die Bucht von Racknick. Diese Bucht gehört zu den schönsten Schottlands, eingerahmt von bis 200 Meter hohen, knallroten Sandsteinklippen. Nur eine Stunde zu Fuß entfernt befindet sich der höchste Seastack Europas, der 137 Meter hohe Old Man of Hoy.

Fünf Seillängen für ein Halleluja

Am nächsten Morgen dann kein Wind, keine Wolke! Während des Zustiegs passieren wir ein Schild mit der etwas absurden Warnung: „Dangerous Cliffs“. In dieser Umgebung ist das etwa so sinnvoll wie eine Warnung vor „fahrenden Autos“ auf einer Ruhrgebietsautobahn. Am Aussichtspunkt angekommen, erblicken wir erstmals den Old Man of Hoy: eine riesige und erstaunlich symmetrische Sandsteinsäule, die auf einem Granitsockel steht. Aus dem Schutt einer kollabierten Nebensäule war irgendwann eine kommode kleine Landbrücke entstanden, auf der man den Old Man vergleichsweise bequem erreichen konnte. „Es macht mich starr vor Furcht und Staunen“, murmelte ich shakespearehaft vor mich hin: Knapp 140 senkrechte bis überhängende Meter, ausgesetzt als der wildeste Alpengrat. Der einfachste Weg ist mit E1, 5b bewertet (UIAA 6+/7–). Ein überhängender Fastriss stellt die Schlüsselstelle dar. Bei der Erstbegehung 1967 durch Patey, Bonnington und den Aid-Climbing-Spezialisten Rusty Bailie hatte man für diesen Riss zwei Tage gebraucht.



Unten am Einstieg angekommen, sah der Old Man naturgemäß noch eindrücklicher aus. Vernehmliches Schlucken allenthalben. Ich schaltete mein Mantra an, das immer dann zum Einsatz kommt, wenn das vor mir Liegende zu gewaltig scheint: „Das löst sich alles auf.“ Und siehe da, zumindest in der ersten Seillänge, erfüllt sich diese Prophezeiung: nirgendwo war es wirklich schwer. Die zweite Seillänge ist die Schlüsselseillänge, in der die Erstbegeher damals, vor 45 Jahren, eine Kleinlastwagenfuhrer an Equipment versenkt hatten. Fairerweise muss man dazu sagen, dass die Jungs – will man ihren Schilderungen glauben – auch als Schutträumkommando agieren mussten und wohl die meiste Zeit damit beschäftigt waren, übles und lebensgefährliches Gebrösel aus der Route zu räumen. Durch ein Dach ging es in einen Riss hinein, in dem ich zum ersten Mal den neu erworbenen Camelot 4 einsetzen konnte. Im Anschluss musste ich zum Glück nicht im Riss bleiben, sondern konnte seitlich in eine steile Wand ausweichen, wo ich an runden Reibungsgriffen schnell Strecke machte. Die Kletterei war keineswegs beängstigend, sondern machte einfach Spaß – wäre die Vendetta der brütenden Eissturmvögel nicht zu befürchten gewesen. Die letzte Seillänge: eine Jubelverschneidung, obwohl es doch recht feucht und kalt war, denn wir waren fast die ganze Zeit im Schatten geklettert. Dann aber, auf dem Gipfel, kamen wir in die helle wärmende Sonne. Jo hatte eine Dose Bier mitge-

bracht und wir prosteten uns zu auf diesem ebenso lächerlichen wie erhabenen Fleckchen Erde. Unter uns der blaue Spiegel des Atlantik, gegenüber die höchsten Kletterklippen Großbritanniens: der 400 Meter hohe *St. John's Head*. Die Abseilerei, die wir nach kurzem Gipfelglück in Angriff zu nehmen hatten, wird mir ewig im Gedächtnis bleiben. Wegen des Überhanges baumelt man ungefähr 10 Meter vom Fels in der Atlantikbrise, mit dem Leben nur noch verbunden durch zwei 8 Millimeter dicke Nylonschnüre, welche bei solchen Gelegenheiten besonders dünn auszusehen pflegen. Ganz weit unter einem die See; im Hintergrund schippert ungerührt und mit aufreizender Normalität die Fähre durchs Bild.

Nominell wurden am Old Man nur fünf Seillängen geklettert, aber es waren fünf Seillängen, die Tritt für Tritt, Griff für Griff in Erinnerung bleiben würden. Wen es nach solchen Erlebnissen gelüstet – ich hätte da einen Vorschlag: Go climb a seastack.

Literatur:

Latter, Gary: Scottish Rock Volume 1 (South) und Volume 2 (North); Pesda Press LTD 2009

Gantzhorn, Ralf: Rother Wanderführer Schottland, 3. Auflage 2010

Bertram, Jan, und Gantzhorn, Ralf: Schottland: Outdoor-Erlebnis am Rande Europas, Bergverlag Rother 2011

Links: Belebte Geschichte: die Standing Stones of Stenness (Mainland/ Orkneys)

Rechts: Zehn Quadratmeter inmitten blauer Unendlichkeit: Jo Stark auf dem Gipfel des Old Man of Hoy

Great Divide Ski Traverse

Die große Skidurchquerung der kanadischen Rocky Mountains

>> **Carsten Moldenhauer**

„Great Divide Ski Traverse“, so nennt sich die rund 350 Kilometer lange Durchquerung der kanadischen Rockies von Jasper nach Lake Louise. Sie folgt der logischen Linie der kontinentalen Wasserscheide und durchquert dabei im Jasper und Banff Nationalpark eine der schönsten und einsamsten Bergregionen der Erde. 1967 erstmals begangen, wurde sie bis heute erst acht Mal vollständig durchgeführt. „Great Divide Ski Traverse“ – das sind drei Wochen Bergerlebnis, einsam, abgeschlossen, Abenteuer pur.



Ich stehe vor Dans Haus, das uns schon unzählige Male als Basecamp gedient hat. Braungebrannt, Vollbart und mit leichter Kugel am Bauch kommt mir Dan entgegen und begrüßt mich mit den Worten: „Carsten, bist du dünn!“ Das Jahr zuvor hatte ich in Berlin verbracht und mich weit weg von den Bergen auf das Hallenklettern beschränken müssen. Dabei war überflüssiges Gewicht unerwünscht. Im Gegensatz dazu hatte Dan über den Winter auf einer Skihütte im kanadischen Hinterland gearbeitet und mit gutem Essen für die kommenden Strapazen ein kleines Polster geschaffen. Kurz darauf trafen auch Gerry und Ed ein und damit war das Team vollständig. Wir wollten die „Great Divide Ski Traverse“ machen. Das ist die

350 Kilometer lange Skiüberschreitung der kanadischen Rockies, von Jasper bis kurz vor Lake Louise, entlang der geografischen Wasserscheide, die die zum Pazifik und Atlantik hin abfließenden Flüsse trennt. Die Erstbegehung dieser großen Durchquerung durch ein vierköpfiges Team, angeführt von Chic Scott, im Jahr 1967 war mit den damaligen Mitteln eine herausragende Leistung gewesen. Die Great Divide Traverse verläuft in völliger Abgeschiedenheit über acht große Eisfelder des vergletscherten Hinterlandes und ist auch heute noch eine außergewöhnliche Herausforderung. Auf Grund ihrer Länge und den damit verbundenen Anforderungen an Planung und Logistik, Problemen wie z. B. der Wetterinstabilität, und den großen physischen wie psychischen Belastungen hat die Tour bis heute nichts von ihrer Wildheit und Schwierigkeit verloren. Trotz vieler Versuche wurde sie seit 1967 nur sechs Mal erfolgreich am Stück wiederholt.

Das Abenteuer beginnt schon mit den Vorbereitungen

Wir planten für 22 Tage und hatten in der vergangenen Woche drei Essen- und Materialdepots eingerichtet. Eines per Helikopter an der Mistaya Lodge, zwei weitere hatte ich mit Skiern ins Hinterland gebracht. Da die anderen noch arbeiten mussten, war ich alleine unterwegs gewesen. Gleich am Anfang meiner Kanadareise hatte ich in einem 15-Stunden-Rundtrip einen Cache zum Alexandra River geschleppt. Unser drittes Depot wollte ich am Fortress Lake einrichten, was eine Dreitagestour erforderte. Dieser Cache war für mindestens sechs Tage ausgerichtet und schwerer, als ich tragen konnte. Um ihn vollständig transportieren zu können, hatte ich mir, so glaubte ich zumindest, eine clevere Lösung einfallen lassen: ich wollte ihn auf einem Schlitten ziehen. Am Anfang funktionierte das ganz gut, bis ich auf halber Strecke im Tiefschnee steckenblieb. Trotz aller Anstrengung war der Schlitten nun nicht mehr weiterzubewegen, und so blieb mir nur, die verbleibende Strecke zum zugefrorenen See zwei Mal zurückzulegen.

Nach langem Packen bis in die Nacht, bei dem wir das Motto „alles Optionale bleibt daheim“ neu erfanden, ging es am nächsten Tag mit dem Auto zum Tonquin Valley in der Nähe von Jasper. Von

Die Weite und Einsamkeit scheint grenzenlos zu sein: Gerry und Carsten warten auf dem Freshfield Icefield unterhalb der Südwand des Mount Lambe.

© Daniel Robb





Links: Kaltes Gletscher-
camp auf dem Freshfield
Icefield

© Gerry Heacock

Rechts: Carsten beim
Aufstieg zum Serenity
Mountain mit Mount
Hooker im Hintergrund

© Edward McCarthy

dort starteten wir gegen Mittag in Richtung Wates Gibson Hut – der ersten von insgesamt drei Hütten auf der gesamten Tour. Angesichts der prall gefüllten, kaum zu ertragenden Rucksäcke und einer Distanz von 26 Kilometern waren wir mental schon darauf eingestellt, erst bei Nacht an der Hütte anzukommen. Bedrückt wurde unsere Stimmung aber erst, als wir anfangen zu begreifen, was wir uns vorgenommen hatten: Wir hatten noch drei Wochen mit sehr vielen ähnlich langen Tagen und ebenso schweren Rucksäcken vor uns.

Die ersten Probleme ließen nicht lange auf sich warten. Bei einer Flussüberquerung am zweiten Tag kollabierte unter Ed eine Schneebrücke, und er wäre fast in den reißenden Strom gefallen. Auf wunderbare Weise hatte er es aber geschafft, sich – wie bei einer Gletscherspalte – ein paar Zentimeter über dem Fluss zu verkeilen. Nur sein Rucksack wäre bei der Rettung fast noch ertrunken. Im Camp angekommen, gab Ed aber Entwarnung: Der Inhalt des Rucksacks war trocken geblieben, nur sein Schlafsack hatte ein bisschen Wasser bekommen.

Dafür hatten Dan und ich Probleme mit unserem Zelt. Irgendwie ließ sich das Gestänge nicht richtig zusammenbauen, da ein Gewinde gebrochen war. „Dan! Ich dachte, du hast das Zelt vorher überprüft!?“ Mit Hilfe von zwei Stöcken konnten wir das Gewinde schienen und mit Tape zusammenkleben. Von nun an würden wir das nun nicht mehr faltbare Gestänge außen am Rucksack be-

festigen müssen, denn wir hatten zu wenig Tape, um die Konstruktion jeden Tag zu erneuern.

No pain, no gain – ohne Fleiß kein Preis

„Carsten, deine Nase ist ganz weiß!“ Sofort rannte ich ins Zelt, um meinen Schal zu suchen und das Gesicht vor der eisigen Kälte zu schützen. Kurz darauf fühlte ich das Stechen der wiederbelebten Haut. An unserem vierten Tag war es noch so warm gewesen, dass wir uns im T-Shirt über das schöne Wetter gefreut hatten. Der Aufstieg zum Hooker Icefield – dem ersten Eisfeld der Tour – war ein einzigartiges Erlebnis gewesen. Vor uns eine weite, unberührte weiße Landschaft aus Bergen und Gletschern. Hinter uns nur unsere einsame Aufstiegsspur. Nachdem wir unser Lager aufgeschlagen hatten, ging die Sonne unter und damit auch die Temperaturen in den Keller. Obwohl wir absichtlich unsere Tour im April geplant hatten, um lange Tage und warme Temperaturen zu haben, wurde es bei Gletschercamps regelmäßig kälter als -20°C . Die einmaligen Eindrücke waren aber alle Strapazen wert.

Nachts blinkten unzählige Sterne am Himmel und beleuchteten das Hooker Icefield fast taghell. Unsere beiden kleinen Zelte saßen verloren mitten in dieser menschenleeren Weite, nur durch eine Windmauer aus Schnee geschützt. Man hatte hier das Gefühl, der einzige Mensch auf Erden zu sein. Und dieses Gefühl war gar nicht so falsch.



Viele Gebiete der Great Divide Ski Traverse werden nur in wenigen Jahren überhaupt von Menschen besucht.

Nach sieben Tagen ununterbrochenem Skifahren war ich am Limit. Bei unserer Ankunft auf dem Chaba Icefield war es neblig gewesen, und über Nacht fing es an zu schneien. Nach morgendlicher Begutachtung des Wetters, noch aus dem Schlafsack heraus, wurde endlich ein Ruhetag ausgerufen. Trotz Gerrys Geburtstag ging es am nächsten Tag weiter. Der Wettergott peitschte uns mit Nebel und Schneesturm und so lernten wir unser GPS immer mehr zu schätzen. Wie von Geisterhand tauchten urplötzlich immer wieder riesige Gletscherspalten zwei Meter vor uns auf und ließen unsere Spur einem Spießbrutenlauf gleichen. Am Abend waren uns die Spalten so ans Herz gewachsen, dass wir unterhalb des Mount King Edward unser Camp in den Rand einer Spalte schaukelten. Vor uns lag nun eine Schlüsselstelle der Traverse: Der Zugang zum oberen Columbia Icefield wird durch einen mehrere Kilometer langen, vom Mount Columbia her nach Süden ziehenden Felsabbruch versperrt. Der Weg durch diese komplexe Barriere ist nur bei guter Sicht machbar. Die Alternative wäre eine lange Umgehung.

Die abendliche Szene war fast komisch. Völlig ruhig saßen wir im Schneesturm in unserem Gletscherspaltencamp und feierten Gerrys Geburtstag mit Edelschokolade und Scotch. Gerry hatte nicht die geringste Chance, unsere kleine Ge-

burtstagskerze auszupusten, der Wind kam ihm ständig zuvor. Dieses Spielchen schien offenbar auch den Wettergott aufzumuntern, der uns als nachträgliches Geburtstagsgeschenk am folgenden Tag mit herrlichem Wetter beglückte. Und so konnten wir die Barriere ohne größere Schwierigkeiten überwinden.

Die zweite Hälfte ist die schwierigere

Zu unserer eigenen Sicherheit führten wir einen SPOT GPS Sender mit uns, um täglich unseren aktuellen Standpunkt per Satellit an unsere Familien zu übermitteln. Außerdem hatten wir uns mit unserem Freund Kellen an unserem Depot am Alexandra River für das Wochenende verabredet. Doch wir waren schneller vorangekommen als geplant, sodass wir zwei Tage zu früh dort eintreffen würden und wenig Hoffnung hatten, ihn anzutreffen. Bei der Abfahrt vom Columbia Icefield trafen wir plötzlich auf Skispuren im Schnee und den Schriftzug „Kellen und Edward waren hier. 15:30, viel Erfolg.“ Ein kurzer Blick auf die Uhr: 15:39 Uhr. Sofort nahmen wir die Verfolgung auf. Wenig später hatten wir unsere Freunde tatsächlich eingeholt. Kellen und Gerrys Vater Edward hatten unsere Position verfolgt und, unser früheres Ankommen vorausahnend, sich ebenfalls früher auf den eintägigen Anmarsch zum Depot gemacht. Das Treffen war einer der Höhepunkte unserer Tour. Nach elf Tagen war es das erste Mal, dass wir wieder anderen Menschen begegneten. Auf der gesamten Tour

Links: Gerry in unserer eigens hergerichteten „Küche“ – man beachte den improvisierten Quirl. Unser Koch hatte vor der Traverse wochenlang leckeres Essen dehydriert, das wir uns nun schmecken ließen.

Rechts: Das gesamte Team, glücklich am Ende der Traverse angekommen (von links nach rechts): Gerry Heacock, Daniel Robb, Carsten Moldenhauer und Edward McCarthy

Beide Fotos © Carsten Moldenhauer

waren wir, wenn auch nur unterschwellig, immer unter Anspannung gewesen. Nun konnten wir für einen Abend die Seele baumeln und uns von den beiden umsorgen lassen. Edward hatte frische Früchte mitgebracht, über die wir wie wilde Tiere herfielen. Außerdem konnten wir das kaputte Zeltgestänge austauschen sowie eine verlorene Trinkflasche und eine kaputte Kamera ersetzen. Damit waren wir wieder gut für den Weiterweg gerüstet.

Am nächsten Tag blieben wir beim Zustieg zum Alexandra Glacier im Nebel an einer Fels- und Eisbarriere stecken. Mit einsetzendem Schneefall entschieden wir uns, die Etappe abubrechen und den restlichen Tag als unseren zweiten Ruhetag zu nutzen. Auf der Suche nach einem geeigneten Camp wurden wir unter einem großen Felsüberhang fündig, der uns vor den einsetzenden Lockerschneelawinen schützte. Ich hatte Mühe mich auszuruhen. Ständig schweiften meine Gedanken ab. Ein Burger und ein Bett, das war alles, was ich wollte. Irgendwie hatte sich bei der Planung in meinem Kopf die Illusion aufgebaut, dass es nach dem Alexandra River einfacher werden würde. Unsere Fluchtwege waren nun zwar kürzer, aber die technischen Schlüsselstellen lagen eigentlich noch vor uns. Das wurde mir jetzt schmerzhaft bewusst. Noch dazu waren wir unsicher, ob unsere Vorräte reichen würden. Immer wieder spielte ich mit dem Gedanken, zum Highway zu fahren, um von dort neuen Proviant zu besorgen. Meine Motivation war am Boden. Glücklicherweise waren die anderen besserer Laune. Sie bauten mich wieder auf und ihre Gesellschaft an diesem bizarren Ort beruhigte mich.

Am Morgen war ich wieder voll dabei, und so ging es nach erfolgreicher Querung auf den Gletscher – wieder im Nebel – nach oben. Stündlich abwechselnd, spurten wir unseren Weg durch den tiefen Schnee in Richtung des 1900 Meter höher gelegenen Lyell Cols. Ab und zu brach der Nebel auf und gab die nächsten 100 Meter frei, und so arbeiteten wir uns Stück für Stück nach oben. Die Karte und das GPS waren in diesem komplexen Gelände aus steilen Flanken und Séracs nicht zu gebrauchen. Wir folgten unserem Instinkt. Laut Chic Scotts Beschreibung waren die letzten Meter zum Col nicht mit Skiern machbar. Daher schnallte Gerry in der Mitte des letzten steilen Hanges ab und ging zu Fuß nach oben. Dan wollte aber noch nicht aufgeben und spurte erfolgreich bis oben weiter. Auch Ed und ich kamen mit den Skiern durch. Gerrys Augen waren anzusehen, dass er am liebsten wieder hinuntergelaufen und nochmals mit Skiern hochgekommen wäre. Aber dafür war nun keine Zeit. Wir mussten weiter zum Lyell Biouvouac, der zweiten Hütte unserer Tour.

Spaghetti zum Frühstück

Alle unsere Mahlzeiten waren selbst gekocht und dehydriert. Gerry hatte als gelernter Koch Köstlichkeiten wie Chili, Gulasch, Schweineragout und sogar Lachs-Eintopf für uns gezaubert. Dabei hatten wir aber unterschätzt, welche Menge an Kohlenhydraten wir brauchten, und so waren unsere Körper nach zwei Wochen kontinuierlicher Traversse immer dünner geworden. Dans anfängliches Bäuchlein war schon nach drei Tagen nicht mehr zu sehen gewesen. An der Biwakschachtel angekommen, entdeckten wir im Restefach eine 4-Kilogramm-Packung Spaghetti. Ein Anlass zum Feiern! Unser normales Abendbrot wurde um drei Portionen Nudeln ergänzt, und am Morgen wurde unser alltäglicher Schoko-Nuss-Haferflocken-Mix ebenfalls mit Spaghetti verfeinert.

Als Folge des schlechten Wetters kamen wir in den nächsten Tagen nur langsam voran. Als das Wetter drei Tage später wieder aufbriss, standen wir erst gegen Mittag vor der Südwand des Mount Lambe. Über diese wollten wir zum Lambe Col aufsteigen und von dort weiter zur Mistaya Lodge. Beim Anblick des sonnegebadeten Hangs war uns allen mulmig zumute. Aber die schwindenden Essensvorräte drängten zur Eile. Ed spurte den ers-

Kartenskizze nach Angaben des Autors
© GeoGraphic Production/
Thomas Gall



ten kleinen Anstieg vorweg, während der Rest der Mannschaft in sicherer Entfernung wartete. Dann folgte Dan. Schon fast oben angekommen, riss plötzlich der Hang. „Brett, Lawine, Brett!“ Dan glitt mitsamt einem gut 20 Meter langen Schneebrett nach unten. Ich sah, wie er rotierend versuchte, seine Skier loszubekommen. Sein Ritt war glücklicherweise kurz, und er blieb unverletzt. Wäre er 10 Meter weiter oben gewesen, als das Schneebrett abging, hätte es ihn mit ziemlicher Sicherheit über eine nahe gelegene Felsklippe gespült.

Angesichts des noch viel größeren zweiten Anstiegs über uns entschieden wir, den restlichen Tag in sicherer Entfernung unterhalb des Hangs als Ruhetag zu nutzen. Nachdem wir den Schrecken verarbeitet hatten, konnten wir das wunderschöne Panorama des Freshfield Icefields genießen. Unberührte Gletscher so weit das Auge reicht, und ein Berg nach dem anderen. Immer wieder wendete sich unser Blick einer der Flanken der umliegenden Berge zu und plante die Linie einer möglichen Abfahrtstour. Hier müsste man länger bleiben können! Trotzdem, unsere Situation war ernst. Wir hatten fast kein Essen mehr. Die Mistaya Lodge war noch 24 Kilometer weit weg. Morgen mussten wir es bis dahin schaffen, sonst würde es sehr bitter werden.

Vier ausgelutschte Kaugummis

Die Nacht war wolkenlos und erbärmlich kalt. Vor allem Dan machte das diesmal zu schaffen. Ihn plagten Alpträume von Lawinen und seine Matratze musste zweimal pro Nacht neu aufgepumpt werden. Dementsprechend zermürbt war er am nächsten Morgen. Wir beeilten uns aufzubrechen, noch bevor die Sonne die Südflanke des Mount Lambe erreichte. Diesmal war der Hang gefroren, was den Aufstieg gefahrlos machte. Schnell waren wir oben, umrundeten den Gipfel und fuhren ins nächste Tal ab. Dort vertilgten wir unsere letzten Müsliriegel. Zwar hatten wir nun das alpine Gelände verlassen, doch nach einer Flussüberquerung auf einer – diesmal tragenden – Schneebrücke lagen immerhin noch 1000 Höhenmeter zur Hütte vor uns. Schon jetzt waren wir am Limit unserer Kräfte angelangt, und nun wurde auch noch der Wald dichter und das Gelände undurchsichtig. Plötzlich trafen wir auf eine alte Skispur im Schnee. Dave Birni, der Besitzer der Hütte, hatte die Spur



Dan und Ed brechen von der Mistaya Lodge zum Baker Col auf und damit in Richtung Wapta Icefield, auf dem wir nach langer Zeit erstmals wieder Menschen begegnen sollten.

© Carsten Moldenhauer

eine Woche zuvor bei seiner Abreise für uns hinterlassen. Damit war der Weg durch den komplexen Anstieg klar. Wir hätten ihn umarmen können! Bei einer unserer nun immer häufiger werdenden Pausen fand Dan vier Kaugummis in seinem Rucksack, die wir sofort vertilgten. Wenngleich das auch nur vier zusätzliche Kalorien bedeutete, es waren wenigstens überhaupt Kalorien! Kurz vor Einbruch der Dunkelheit hatten wir es dann geschafft. Mit völlig zerkautem Pfefferminz-Kaugummi im Mund und weit jenseits dessen, was wir bisher an Erschöpfung kannten, kamen wir an der Hütte an. Als Zufluchtsraum war das Saunagebäude geöffnet, das man auch beheizen konnte. Wir genossen die wohltuende Wärme, bis wir in einen tiefen Schlaf fielen.

Am folgenden Ruhetag konnten wir vor Muschelkater kaum gehen. Die Schwierigkeiten der Traverse lagen nun hinter uns. Eine Dusche war das beste Anzeichen dafür, dass es nun langsam wieder in Richtung Zivilisation ging. Vor uns lag noch das Wapta und das Waputik Icefield, deren Traverse eine sehr beliebte klassische Skitour ist. Obwohl wir drei bis vier Tage dafür eingeplant hatten, machten wir nun – wieder gut erholt – kurzen Prozess: Nur eineinhalb Tage später kamen wir an der Lake Louise Lodge an, wo wir nach unserem zwanzigtägigen Abenteuer von Verwandten mit Sekt empfangen wurden. Wir waren seit 1967 erst das achte Team, dem die vollständige Great Divide Traverse gelang.



Klettersteige – was sonst?

Eine Bestandsaufnahme. Und ein
Plädoyer wider das Naserümpfen

>> **Andi Dick**

*Klettersteige spalten die Alpingemeinde: Konsum-
Kommerz-Teufelszeug für die einen, herrlich
sportliches Vergnügen für die anderen. Die
traditionsreiche Bergsport-Disziplin hat positives
Potenzial – aber auch für alternative
Zukunftsvisionen ist in den Alpen noch viel Platz.*

„Super, dass dieser Klettersteig endlich abgebaut ist“, war sinngemäß in vielen Internet-Kommentaren zu lesen, als zwei junge Amerikaner im Januar 2012 gut hundert Bohrhaken aus der Kompressorroute am Cerro Torre entfernten. Der „Normalweg“ auf einen der schwersten und schönsten Berge der Welt wurde damit für die meisten Aspiranten unbegehbar gemacht. Eine epochale Provokation, die heftigste Diskussionen auslöste.

Moment mal: Cerro Torre? Klettersteig? Es gab Jahre, wo diese Route keine einzige Begehung erhielt – und selbst für gestandene Extrembergsteiger war sie ein großes Ziel, für das alles passen musste. Als Klettersteig durfte man sie gewiss nicht bezeichnen. Eher zeigt die Verwendung dieses Wortes einen tiefer liegenden Konflikt in der Alpinszene, die Bruchlinie zwischen der hehren Gilde der „echten“ Bergsteiger und der verachtenswerten Zunft des Konsum- und Massen-Bergpublikums. Oder, andersrum gesehen, zwischen alpinen Normalbürgern und abgehobenen Moralaposteln. Das Hilfsmittel Drahtseil ist das Mene-tel der Vertreter der reinen Lehre, das dem Pöbel die Berge gewogen und zu leicht mache. Ein abgeduldetes (Vor-)Urteil, das nach Revision schreit.

Ich gehe gern mal einen Klettersteig. Mir doch wurst, wenn die Kumpels die Nase rümpfen. Heute ist mir nicht nach einem Solo im leichten Fels, ich will Landschaft, Tiefblick, Fels genießen. Unten leuchtet der blaue Seebensee, darüber die Pyramide der Sonnen-spitze, die Hand packt den rauen Karstkalk des Tajakopf-Klettersteigs – so lässt sich's leben! Ein relativ junger Steig, und doch klassisch: meistens kraxelt man mit Händen und Füßen im Fels, die Sicherungskarabiner gleiten nebenher, nur an kurzen Steilstufen hilft der Zug am Drahtseil. Erlebnis Bergsteigen: Das gibt's auch – und gerade – am Klettersteig.

Angefangen hat alles ganz unschuldig ...

zu einer Zeit, als noch niemand an Alpinismus dachte, geschweige denn an seine Ethik, als die Berge einfach nur da waren – bedrohlich und unbequem. Auf 1506 datiert Paul Werner, wohl der erste „Klettersteigpapst“ im deutschsprachigen Raum, die frühesten Spuren von Klettersteigen. Diese Jahreszahl steht auf einer Inschrift am Sagarecksteig, der zwischen Funtensee- und

Saletalm am Königssee eine felsige Steilwand leichter begehbar macht. Die „O'trogsteige“ zum Abtragen von Milch und Käse von höher zu niedriger gelegenen Almstufen kürzten die langen Viehtrieb-Serpentinen ab. Hanfseile, Haltestangen, aus dem Fels gehauene Tritte erleichtern seit Jahrhunderten das Leben und Arbeiten in den Alpen – für Senner, Jäger (und Wilderer), Wildheuer, fahrende Händler ... Klettersteige entstanden also ursprünglich aus wirtschaftlichen Interessen. Daran hat sich bis heute nicht viel geändert.

Die Bezwingung der Berge prägte den frühen Alpinismus

Zur Eroberung der Gipfel wurden Leitern, Meißel und allerlei künstliche Hilfsmittel mitgeschleppt und hemmungslos eingesetzt. Doch während die Söldner des französischen Königs, die 1492 den Mont Aiguille in der Provence mit Sturmlitern erstbestiegen, ihr Material wieder mitnahmen, ließ Friedrich Simony 1843 mit Sponsorenhilfe den Randkluftsteig zum Hohen Dachstein mit bleibenden Installationen ausrüsten. Ob aus Altruismus, um mehr Menschen das Gipfelerlebnis zugänglich zu machen, oder zum höheren Ruhme des Erbauers? Die Motivationen dürften wohl immer vielfältig sein. Jedenfalls wurden viele markante Berge damals wie später mit Eisen oder Draht- und Hanfseilen gezähmt: Großglockner-Stüdlgrat, Ortler-Hintergrat, Dent du Géant, Matterhorn, Eiger-Mittelleggrat. Und als der Alpinismus gesellschaftlich etabliert und gereift war, wurde darüber auch schon diskutiert. „Durch Versicherungen wird den Bergen gerade das genommen, was zu ihrer Besteigung anreizt, die Schwierigkeit“ – „... der Grat wird mit dem Zugspitzpublikum überflutet.“ – „Das ist der Geist der Intoleranz allen denjenigen gegenüber, die weniger können“ ... „mit dem touristischen Massenbetrieb sind die alten idyllischen Zustände für immer dahin ... Die Entwicklung schreitet unaufhaltsam darüber hinweg.“ So stritt man sich schon vor über 100 Jahren über die geplante Drahtseil-Anlage am Jubiläumsglat. Die dann natürlich gebaut wurde; bis auf einen Zubringer-Teil bei Ehrwald, wo sich der Jagdherr Ludwig Ganghofer gegen die Bergsportler behauptete – auch an solchen Machtkonstellationen hat sich bis heute nicht viel verändert.

Der Randkluftsteig zum Dachstein gilt als erster Klettersteig der Alpen. 1843 wurde er auf Veranlassung von Friedrich Simony gebaut. Die logische Linie zum berühmten Gipfel ist heute mit Steighilfen angenehm hergerichtet.

*Soweit nicht anders angegeben alle Fotos
© Andi Dick*



Links: Tassilo-Klettersteig, Schermberg, Totes Gebirge: ein relativ junger Steig, aber auf klassischer Linie, der die Schwierigkeit sucht, aber nicht künstlich erzeugt

Rechts: Am Südwand-Steig des Selbhorns (Steinernes Meer) hilft ein Drahtseil über die ausgesetzte „Keilpromenade“ und danach führen Klammern durch einen kurzen senkrechten Kamin; der Rest ist freies Klettern im Schrofengelände des II. Grades.

Die Steige und Relikte aus der Frühzeit des Alpinismus sind heute Denkmäler zum Anfassen, wie der Klettersteig- und Denkmal-Fachmann Paul Werner einmal geschrieben hat. Da gibt es in den Wiener Bergen uralte Eisen-Steigbäume nach dem Vorbild von Olivenbaumleitern; es gibt in den italienischen Alpen die alten Militärsteige der Alpenfront; und immer wieder trifft man auf klassischen Bergen und Steigen auf uralte Eisenstifte oder Halteringe. Werners Fazit: „Historische Klettersteige können über viele Bereiche der Geschichte Zeugnis ablegen: Transport- und Verbindungsprobleme bergbäuerlicher Wirtschaft, Jagd und Wilderer, Strategie, Hybris und Zynismus der Kriegsgeschichte und natürlich die verschiedenen Facetten des Alpinismus und seiner Mentalitätsgeschichte und Technikgeschichte.“

Wenn wir heute diese Denkmäler anfassen und begehen, können wir auch den Geist jener Epoche nachempfinden, in der es um den „natürlichen“ Weg zum Gipfel ging: auf der logischen Linie des geringsten Widerstands, mit künstlichen Hilfen da, wo die Schwierigkeiten sonst zu hoch wären. Daraus ergibt sich ein harmonisches Steigen, etwas schwieriger als im reinen Wandergelände, aber in der Intention verwandt. Es geht nicht um die Schwierigkeit als Selbstzweck, sondern um das Erlebnis Berg, wenn man beispielsweise an den Normalwegen auf Antelao, Triglav, Watzmann-Hocheck oder Hochvogel für ein paar Meter ins Drahtseil greift.

Haltlos fällt der Montasch nach Süden ab. Eine Hunderte Meter hohe Flanke aus plattigem Kalk und Steilgras, Watzmann-Ostwand light, Revier der zutraulichen Steinböcke. Und doch auch für Wanderer zugänglich: Teils schuhbreit, teils radwegschmal ziehen sich Schichtbänder durch die Flanke, erlauben mal frohes Schlendern, mal konzentriertes Gehen; mit entspanntem Adrenalin-Niveau dank der Hand am Drahtseil. Kurze Steilrinnen mit Eisenhilfe rechtfertigen den Begriff Klettersteig – der Haupt-Eindruck heißt: alpiner Genuss.

Auch einige gezielt als Route eingerichtete Steige – Heilbronner Weg, Watzmann-Überschreitung, Jubiläumsglat – sind deswegen Klassiker, weil sie ein organisches Konzept bieten: eine klare Linie, viel natürliche Bewegung in un bearbeitetem Gelände und ein paar aufregende Meter am Drahtseil oder auf Leitern. Und doch markieren sie schon ein anderes Denken, dessen Wurzeln 150 Jahre zurückreichen. Als die wichtigsten Gipfel bestiegen waren, wurde der Weg zum Ziel. Die Brenvaflanke am Mont Blanc (1865), der Biancogrät zum Piz Bernina (1878), die Watzmann-Ostwand (1881) waren frühe Marksteine; mit der Entwicklung des Kletterns mussten alle Wände und Grate eines Berges komplettiert werden. Und je weiter sich die vertikale Kunst vervollkommnete, desto wichtiger wurde der sportliche Aspekt am Berg: Nun suchte man den Weg der größten Schwierigkeiten, die turnerische Aufgabe als Selbstzweck.



Was Wunder, dass auch bei Klettersteigen eine ähnliche Dynamik entstand? Vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg sprossen die Leitersprossen aus dem alpinen Fels wie Lattenzäune um Neubauesiedlungen. Meist waren es Alpenvereinssektionen, die sich anlässlich eines Jubiläums mit einer Drahtseilroute verewigen wollten, gelegentlich Spender, vereinzelt aber wohl auch schon Tourismusbetreiber. Jedenfalls stets größere Gruppen, denn Hunderte Drahtseilmeter und Verankerungen zu montieren, kostet Geld und Manpower – während eine neue Kletterroute vor allem Schneid und ein paar Haken verlangt.

Soll man die 1970er-Jahre als erstes goldenes Zeitalter der Klettersteige bezeichnen? Vor allem in Italien etablierten sich ganze Regionen als Ziele für Ferratisten, wie man die Liebhaber der Eisenwege (Via Ferrata) zu nennen begann: die Brenta mit ihren großzügigen Durchquerungen auf dem Bocchetteweg, die Dolomiten mit langen Routen auf hohe Gipfel, die Sonnenziele Arco am Gardasee und Lecco am Comersee. Sepp Schnürer, Paul Werner, Eugen E. Hüsler schrieben Führer extra für die wachsende Gemeinde der Drahtseilfreunde. Kritik am neuen Boom blieb nicht aus, mit dem Tenor: Was hat das noch mit Bergsteigen zu tun? Doch Reinhold Messner, Chefethiker des Alpinismus, schrieb in seinem Buch „Zurück in die Berge“ den berühmten Satz: „Ich bin so vielen begeisterten Menschen auf ihnen begegnet, dass ich dafür sein muß.“

Wie kann so etwas so beliebt sein? Okay: der Fels ist toll, kompakt, löchrig, der Blick ins Alpenvorland weit. Aber es gibt nur das Drahtseil, die Füße stehen an der Wand, in Gegendrucktechnik rampfe ich hinauf am „Pidinger“ zum Hochstaufen. Hässlich, unelegant, anstrengend. Es bleiben Muskelkater und Enttäuschung. Wie anders dagegen der „Johann“ am Dachstein: eine senkrechte Linie durch fantastischen Dachsteinkalk; nur am Fels geklettert wäre das richtig schwer. Aber neben dem Drahtseil gibt es alle 30 Zentimeter bananengroße Eisenstifte, die man greifen und auf denen man stehen kann. So ergibt sich eine harmonische Bewegung, dem Felsklettern vergleichbar – und neben den Touren-Eindrücken bleibt die Freude am Steigen.

Das Glück der großen Zahl machte aus Klettersteigen seither eine Erfolgsgeschichte mit ungebrochener Aufwärtstendenz. Spätestens in den 1990er-Jahren begann ein wahrer Klettersteig-Boom. Viele neue Wege entstanden in den klassischen Ferrata-Ländern Italien und Österreich, aber auch in der bisher sparsam versorgten Schweiz und vor allem in Frankreich. Dort wurden teilweise von den Tourismusorganisationen gezielt die überreich vorhandenen Felsen verdrahtet, um ein neues Angebot zu etablieren. Oft wird sogar eine Benutzungsgebühr erhoben für die Installationen, die einen neuen Stil prägten: Spektakuläre Linien durch steilste Felszonen, senkrechte Passagen und Überhänge werden mit Griffbügeln

Links: „Jubiläumsgrat“ Zugspitze–Alpsspitze, Wetterstein: der große klassische Alpengrat mit viel ungesicherter Kletterei; nach einem Felsausbruch enthält er nun mit neuer Weganlage auch eine ernsthafte Klettersteigstelle (D).

Rechts: Der logische Abschluss der Runde Großer Daumen – Hindelanger Klettersteig ist der Abstieg über den Nordwestausläufer des Nebelhorns (II) zum Entsenkopf – nur für echte Bergsteiger, aber für die ein Genuss.



kletterbar gemacht. Das Drahtseil hängt dabei zwischen den Verankerungen locker, damit bei einem Sturz das Sicherungsset nicht durch Knickbelastung brechen kann. Im deutschen Sprachraum sind dagegen die Seile meist straff gespannt, man zieht sich in kraftraubender Gegendrucktechnik nach oben, die Füße an die Wand gestemmt. Die neuen Bergziele – passend Sportklettersteige genannt – wurden in Büchern und Zeitschriften stark propagiert, die Ausrüstungsindustrie verbesserte die Sicherungstechnik, und plötzlich wollte jede Region ihr eigenes Klettersteigangebot.

Wie hält es der Alpenverein mit dem Neubau von Steigen?

Auch in Österreich und Deutschland sahen Tourismusmanager ihre Chance, Alpenvereinssektionen witterten höhere Auslastung für ihre Hütten, wenn ein attraktiver Klettersteig in der Nähe wäre. Der Pidinger Klettersteig am Hochstaufen über Bad Reichenhall war so eine Erfolgsgeschichte: Im ersten Jahr gleich über tausendmal begangen, gab er den lokalen Bergführern Arbeit und trug zu höheren Übernachtungszahlen bei. Die benachbarte Sektion Berchtesgaden, die über einen eigenen Klettersteig am Untersberg nachdachte, wandte sich an den DAV-Hauptverein. Denn dessen Grundsatzprogramm betrachtete die Erschließung der Alpen mit Hütten und Wegen als abgeschlossen und verbot die Neuanlage von Wegen. Aber ist ein Klettersteig überhaupt eine Art Weg? Die frühen, gesicherten Steige, bei denen Draht-



seile nur gelegentlich weiterhelfen, sicher. Doch die modernen Exemplare sind eher dem Klettern zuzurechnen – vielleicht eine Vorstufe der Plaisir-routen, bei denen besonders gute Absicherung entspanntes Klettern am Fels erlaubt. Zu dieser Einschätzung gelangte eine gemeinsame Projektgruppe von DAV und OeAV und erklärte das Neubau-Tabu des Grundsatzprogramms als nicht relevant für Klettersteige.

Alpiner Sündenfall? Kuschen vor dem Zeitgeist? Oder pragmatische Akzeptanz einer sportlichen Entwicklung? Um sich in Planungen regulierend einmischen zu können? Die Diskussionen jedenfalls hielten sich im Rahmen. Denn ein umfassender Kriterienkatalog, verabschiedet von der DAV-Hauptversammlung 2007, definierte Bedingungen, die Sektionen erfüllen mussten, wenn sie einen eigenen Klettersteig anlegen wollten. Dazu gehört eine gründliche Absprache mit allen beteiligten Interessengruppen: Vor allem dürfen keine empfindlichen Naturräume tangiert werden, aber auch keine bestehenden Kletterrouten oder Gipfel, die nur durch Klettern erreichbar sind. Zeitgemäßer technischer Standard und langfristige Pflege müssen gewährleistet sein. Und eigentlich sollten auch finanzielle Rücklagen angelegt werden, um bei Verebben des Booms das Eisen wieder vom Berg entfernen zu können ...

„Viel Spaß!“ wünscht ein Schild am Flying Fox: Ein Drahtseil spannt sich über einen zehn Meter breiten Felsspalt, per Reepschnur kann ich mir die Seilrolle

herziehen. Im Gurt einhängen, reinsitzen, rüberfahren wie am Abenteuerspielplatz? Ein witziges Element am „Königsjodler“, dem großartigen Klettersteig zum Hochkönig. Aber die Neigung des Seils erscheint mir ganz schön steil. Also vorsichtig abklettern, und nicht reinspringen, sondern Hand über Hand bremsend rübergleiten. Erst auf den letzten Metern lasse ich los – und lande trotzdem reichlich flott auf der Platte. Später treffe ich einen Bergretter, der berichtet, dass sie hier schon öfters Verletzte geborgen haben. Mittlerweile ist die Seilrolle angeblich entfernt ...

Der Kriterienkatalog gilt nur für DAV-Sektionen. Wenn sie sich in Planungen einschalten können, können sie darauf hinweisen, dass für die technische Ausrüstung der Grundsatz „so wenig wie möglich und so viel wie nötig“ gelten möge und keine Seilrutschen und Ähnliches als Selbstzweck installiert werden sollen. Das gelingt nicht immer – die Eigendynamik der Ingenieurskunst treibt die wildesten Eisenblüten. Vor allem tal- oder seilbahnnahe, konsequent ins touristische Angebot integrierte Neuanlagen enthalten häufig Fun-Elemente, wie man sie aus den ebenfalls zunehmenden Hochseilgärten kennt, etwa Drahtseil-Hängebrücken (Grünstein, Koppenkarstein) oder Seilrutschen („Flying Foxes“: Hochkönig, oft in Frankreich). Am Crazy-Eddy-Steig im Inntal lockt gar ein Drahtseil-Spinnennetz zum Herumturnen wie am Kinderspielplatz. Solche Installationen richten sich an neue Zielgruppen: Familien, Urlauber, Leute, die

Rechts: Der Irg-Klettersteig am Koppenkarstein (Dachstein; links die Hängebrücke beim Abstieg) folgt der Linie der schönsten Schwierigkeiten an einem klassischen Kletterberg. Spektakuläre Steilstellen sind durch Griff- und Trittschiffe harmonisch kletterbar.

Mitte: Der „Johann“ am Dachstein gilt mit der Bewertung „E“ als besonders schwierig, aber Griff- und Trittschiffe erlauben ein harmonisches Steigen – rundum gelungener alpiner Genuss.

Via Ferrata des Gorges de la Durance, Durancetal, Frankreich: Mehrere Hängebrücken überqueren spektakulär und luftig die Durance, dazwischen kraxelt man an Klammern und Stufen durch senkrechten Fels.



wenig mit klassischem Bergsteigen am Hut haben und Unterhaltung bis Nervenkitzel suchen. Die Grenzen zwischen Klettersteig und Hochseilgarten dürften in Zukunft noch weiter verschwimmen.

Das Wettrüsten beginnt

An die eingefleischten Ferratisten richtet sich der zweite Trend: das Wettrüsten um den „schwersten“ Klettersteig. Was ähnlich schräg ist wie ein Wettbewerb, welche Kletterhalle die schwerste Route hat, denn Klettersteige sind ja reine Kunstprodukte, die die Vorgaben der Natur maximal als Rohbau nutzen, auf den mehr oder weniger Haltepunkte montiert werden. Zwei Anlagen in Österreich machten in den letzten Jahren Schlagzeilen mit der neuen Schwierigkeits-Dimension „F“, die über die bisher fünfteilige Schwierigkeitsskala hinausging. Ihre Schlüsselpassagen sind stark überhängende Wände, durch die man sich rein am lockeren Drahtseil hangeln muss, ohne weitere Tritt- und Greifhilfen als die Verankerungen. Extrem kraftraubend – und sturzträchtig. Sodass eine zusätzliche Seilsicherung von oben empfohlen wird, weil ein Sturz ins Klettersteigset ja ein verletzungsträchtiger Unfall ist, kein Teil des Spiels wie beim Sportklettern. Die Berechtigung solcher Gebilde sehen vor allem Bergretter kritisch, die regelmäßig überforderte Aspiranten aus Extremsteigen herausholen müssen. Der Klettersteigpapst Eugen E. Hüsler hat sich 2009 aufs Altenteil zurückgezogen – auch deshalb, weil er diese Entwicklungen nicht mehr guthieß: „Es geht bergab mit den Klettersteigen.“

Auch mit der Rücksicht auf bestehende Kletterrouten ist es eine schwammige Sache. Projekte der 1990er-Jahre an Kopftörlgrat und Schüsselkarspitze konnten verhindert werden. Aber um den Intersport-Klettersteig am Donnerkogel im Gosaukamm entbrannte eine heiße Diskussion, weil auf dieser Linie einmal Paul Preuss aufgestiegen war. Und der beliebte Pidinger Klettersteig am Hochstaufen tangiert eine Route des legendären Eisgehers Willo Welzenbach. Nun, beide Routen sind nicht gerade Marksteine ihrer Epoche und Prunkstücke im Portfolio ihrer Erstbegeher; von maximal sekundärer Bedeutung, kein echter Verlust im Sinne alpinen Denkmalschutzes. Aber die Beispiele zeigen, dass man bei der Planung genau hinschauen sollte. Und trotzdem kann es noch passie-

ren, dass neue Steige wie der „Mauerläufer“ an der Bernadeinwand unter der Alpspitze die Linien moderner Sportkletterrouten berühren. Auch das muss keine Katastrophe sein, wenn die Routen nicht allzu häufig begangen werden – der Höhenglücksteig im Frankenjura verläuft mitten durch die Sportkletterwand des Norisbrettl, ohne dass es Probleme gibt. Aber Fingerspitzengefühl braucht es, sonst sind die Vorwürfe der klassischen Bergsteiger gegen den Konsumsport berechtigt.

Irmgard klettert normalerweise den achten Grad on-sight. Aber vom Tegelbergsteig kommt sie beeindruckt nach Hause, obwohl der letzte Regen schon einige Tage zurückliegt: „Durch die vielen Erdstücke sind die Schuhsohlen immer schmierig, auf dem glatten Fels habe ich ganz schön Kraft gebraucht, um nicht wegzurutschen.“ Ein erfahrener Klettersteiggeher, den sie trifft, erzählt, er sei ein Stück weiter unten tatsächlich in sein Klettersteigset gestürzt ... Als ich zwei Wochen später den Steig gehe, ist alles trocken und spaßig. Aber ist es wirklich sinnvoll, schattseitige Felsen zu erschließen, die lange feucht bleiben – und dann auch noch die lehmigen Grasbänder zu berühren?

Ein weiteres Problem ergibt sich aus dem Drang nach dem eigenen Klettersteig, der vor allem viele Touristiker zu treiben scheint. Denn nicht jedes Stück alpiner Fels ist wirklich geeignet für einen neuen Klettersteig. Die lohnenden, festen Zonen sind meistens von Kletterrouten belegt oder zu steil und kompakt für Drahtseilrouten. Im gestuften, grasdurchsetzten Gelände dagegen droht Steinschlag, vor allem bei viel Betrieb, oder erhöhte Rutschgefahr durch erdige Zonen.

So häuften sich in den letzten Jahren in Interneforen kritische Kommentare zu manchen Steigen. Zum Sieben-Gipfel-Steig im Rofan etwa wurde von viel Bruch und Steinschlaggefahr berichtet. Der Zweiländer-Klettersteig im Kleinwalsertal sei kaum lohnend, weil direkt über der Almwiese in einer schattigen Nordwand. Und der Salewa-Klettersteig am Iseler über Bad Hindelang vereine Krümel, Rutschigkeit und brüchigen Fels, in dem sich die Verankerungen lockern könnten. Lose Verankerungen gibt es durchaus, aber oft auch in vielgerühmten Klassikern wie dem „Königsjodler“ oder dem Arlberger Klettersteig. Der Iseler dage-

„Königsjodler“: Mit viel Initiative, wenn auch nicht ganz offiziell erbaut, zählt dieser abwechslungsreiche Steig zum Hochkönig heute zu den beliebtesten Klettersteigen in Österreich.

© Herbert Raffalt



Breithorn-Südwandsteig,
Steinernes Meer – ein
markierter Weg durch
weglos anmutendes
Schrofelgelände mit
leichten Kletterstellen –
alpiner Genuss abseits
des Mainstreams

gen ist ein Musterbeispiel für lehrbuchmäßige Installation – und mit Alpinisten-Augen gesehen ein netter moderner Steig mit klassischem Charakter: eine logische, weitgehend naturgegebene Linie mit sparsamen Steighilfen, ein Vergnügen für trittsichere Bergsteiger. Vielleicht liegt gerade darin das Problem: dass man mit dem Drahtseilversprechen eine Klientel in ein Gelände lockt, in das sie eigentlich nicht gehört. Was Klettersteige für Wanderer reizvoll macht, ist ihr Pferdefuß: Wessen Bewegungsrepertoire nur für gebahnte Wege ausreicht, der wird im Steilfels schnell überfordert sein, mit losen Steinen sorgsam umzugehen oder die Schuhe präzise zu platzieren.

Eines ist sicher: Ein Klettersteigsturz ist immer ein GAU

Sind also die Kunden, die Konsumbergsportler, an allem schuld? Eher wohl die Initiatoren, wenn sie in der Kommunikation unsauber arbeiten. Und wenn sie missachten, dass nicht jeder angelockte Klettersteig-Interessent bereit ist, für den Bergführer zu zahlen, den er vielleicht brauchen würde. Immerhin investieren die Ferrata-Novizen meist brav in modernes Sicherheitsequipment – madige Reepschnürl sieht man vor allem bei angejahrten Berglern oder bei Besuchern aus den osteuropäischen EU-Nachbarstaaten. Die Technologien der „Falldämpfer“ sind weit entwickelt; sogar für das jüngst aufgetauchte Problem, leichte Kinder bei Stürzen ausreichend sanft zu bremsen,

entstehen brauchbare Lösungen. Zweifel hegen darf man allerdings, wie weit verbreitet das Bewusstsein ist, dass ein Sturz am Klettersteig immer ein GAU ist: dass selbst die modernen Sicherungssets einen gewaltigen Bremsruck erzeugen und dass Verletzungsgefahr ohnehin durch Aufprall im gestuften Gelände oder an den harten Eisen-Installationen besteht. Sonst wären nicht immer wieder heroische Kämpfe gegen den Abflug weit über der Verankerung zu beobachten.

Der Colodri-Klettersteig bei Arco ist eine schöne Einsteigertour. Mit zwei siebenjährigen Mädchen machen wir einen spontanen Trip mit zwei Familien, Sicherungssets haben wir halbwegs improvisiert. Unterwegs erkennt meine Tochter: „Wenn ich im gleichen Drahtseilstück bin wie die über mir und die fällt, dann stürzt sie auf mich, oder?“ An den gestuften Einstiegsfelsen hatten wir eine bis zu den Zähnen ausgerüstete Familie gesehen; einer der etwa zwölfjährigen Jungs hatte gefragt: „Soll ich mal in das Sicherungssset reinspringen?“ Der Kopf ist halt doch das wichtigste Ausrüstungsteil.

Zwei Hersteller bieten Lösungen an gegen das Hauptproblem bei Klettersteigstürzen, das Hinunterfallen bis zur nächsten Verankerung: Ihre Sicherungssets blockieren am Drahtseil, sodass man nur einen Meter ins Gerät stürzen kann statt mehrere. Falls diese Technologie noch verbessert wird und mehr Verbreitung findet, könnte man sich eine neue Form von Klettersteigen denken: echte „Kletter“-Steige. Zum Beispiel auf steilen Karstplatten oder Graten gespannte Drahtseile von 40 oder mehr Metern Länge, an denen gesichert man wirklich im Fels klettern könnte. Der Spaß an animalisch-geschmeidigen Dahinkraxeln im zweiten oder dritten Schwierigkeitsgrad, ohne das mühselig zu lernende Know-how der Seilsicherung und auch wenn sich mal kein Seilpartner findet. Aber darauf wird man wohl ebenso vergeblich warten wie darauf, dass an Steilstellen statt des straffen Rampf-Drahtseils oder hautreizender Stahlsprossen echte Kunstgriffe installiert werden, wie man sie aus der Kletterhalle kennt. Mit ihnen ließen sich auf Klettersteigen wirklich schöne Bewegungen ermöglichen. Aber wahrscheinlich bleibt das ein Wunschtraum, dem am nächsten man nur an den Staumauern des Luzzonesees



im Tessin und des Lac de Mauvoisin im Wallis kommt: Dort gibt es Kletterrouten mit Kunstgriffen. Vielleicht reichen diese beiden aber auch für die Alpen.

Ich geh gern mal einen Klettersteig – aber auch mal anderes. Zum Glück gab es ein Bild im alten AV-Führer. Denn die Südwand des Selbhorns sieht nicht gerade einfach aus. Doch da ist die Rampe: Fester, griffiger Kalk führt nach oben. Und an der wilden Schlucht hängen tatsächlich fünf Meter Drahtseil, die die ausgesetzte Querung entschärfen. Danach einige Klammern im Kamin, der Rest ist Steigen in leichten Schrofen. Das mag als Klettersteig im Führer stehen, es ist Bergsteigen. Einsam, romantisch, verantwortet – bitte mehr davon!

Klettern kann man ja auch anders. „Sentiero alpinistico“ nennt sich etwa die „Via del 92. Congresso“ am Monte Baone über Arco, ein markierter Weg mit (umgeharen) Kletterstellen bis zum dritten Grad in herrlich griffigem Karstkalk. Am Mont St. Victoire über Aix-en-Provence gibt es ein ganzes Netz von markierten Alpinwegen, die teilweise mittelschwere Kletterstellen bieten und wenige Meter mit Drahtseilen. Leichte Felsrouten im zweiten Grad, bei denen wie am Selbhorn kurze Drahtseilstücke Schlüsselstellen entschärfen, kann noch viele finden, wer den Alpenvereinsführer genau studiert. Oder man lässt die Fantasie spielen und kombiniert Drahtseil- und Naturfels-

stücke: In Zweier-Kletterei den hübschen Nordgrat auf den Hohen Daumen, den Hindelanger Klettersteig hinüber zum Nebelhorn, dann dessen Nordwestecke abklettern zum Entschenkopf ... Das geht weit über das bloße Klettersteigen hinaus. Ist weniger kraftaufwändig, dafür eleganter und abenteuerlicher. Und bietet den Stolz, sich den Kitzel nicht durch Technologie zu erschwindeln, sondern aus eigenem Können.

Allerdings muss für das seilfreie Klettern im Absturzgelände das Nervenkostüm gut gebügelt sein. Wenn man es einmal entspannter mag, aber nicht ganz so entspannt wie beim Wandern, warum dann nicht doch zum Drahtseil greifen? Das Spektrum ist weit gespannt: vom gesicherten Steig klassischer Prägung auf der leichtesten Linie, also dem verschärften Wanderweg, über die klassischen Klettersteige, bei denen das Drahtseil als Selbstzweck steilen Fels erschließt, bis zu den modernen Sportklettersteigen, die oft keinen Gipfel mehr brauchen, sondern nur schwierige Stellen suchen oder mit turnerischen Installationen locken. Klar gibt es manchmal Gedrängel, und wer keine Handschuhe trägt, kann vom Drahtseil Blasen bekommen. Aber solange eine Ferrata mit Rücksicht auf Gelände und Geschichte angelegt ist, ist nichts Verwerfliches daran. Und niemand muss sich dafür schämen, dass sein persönliches Können „nur“ für das Ettaler Manndl mit Eisenhilfe reicht statt für den Cerro Torre. Es ist die Freude, die zählt im Gebirge.

Links: Der „Sentiero alpinistico“ zum Monte Baone ist eine Besonderheit im Kletter-, Klettersteig- und Wanderdorado Arco: markiert, aber nicht gesichert, im III. Grad.

Rechts: Am Mont St. Victoire bei Aix-en-Provence führen gleich mehrere markierte Routen durch die felsige Südflanke, alle mit mehr oder weniger langen und schweren Kletterstellen, die nur stellenweise gesichert sind.

Durch die Lechtaler Alpen

100 Wanderkilometer, 13 Hütten, ein Dutzend Gipfeloptionen und unzählige Varianten des Glücks

>> **Gaby Funk**

Eine Durchquerung der Lechtaler Alpen folgt dem zerklüfteten Hauptkamm von Lech am Arlberg im Westen bis nach Namlos im Osten. Oder umgekehrt. Die Route ist lang, anspruchsvoll und führt durch eine spektakuläre Gebirgslandschaft, die intensive Natur- und Bergerlebnisse ermöglicht.



Jeder Bergwanderer fühlt sich hier bestimmt nicht wohl. Dazu ist diese Durchquerung technisch zu anspruchsvoll, zu anstrengend, zu lang und zu unberechenbar bei schlechten Verhältnissen. Einkehrmöglichkeiten gibt es nur auf den Hütten, die – außer im Westen – meist vier bis acht Stunden Gehzeit voneinander entfernt liegen. Auch muss man selbst alles mitschleppen, was man braucht unterwegs. Manchmal sogar Pickel und Steigeisen – mitten im Sommer. Bei den Hütten handelt es sich fast nur um alpine Schutzunterkünfte der einfachen Kategorie I, die oft nur zu Saisonbeginn mittels teurer Helikopterflüge versorgt werden, was die Auswahl auf der Speisekarte etwas ein-

schränkt. Auch eine warme Dusche am Abend ist aus Gründen der Energie- und Wasserversorgung nicht immer möglich. Bezahlen kann man überall nur mit Bargeld, Bankautomaten sind selbst unten im Lechtal eine Rarität. Handyempfang gibt es auch nicht an allen Hütten. Unterwegs bieten sich weder Bänke zum Rasten an den unzähligen Aussichtspunkten an und keine Tafeln informieren über den Panoramablick oder die lokale Pflanzen- und Tierwelt. Die Natur spricht hier noch für sich selbst und offenbart ihre speziellen, oft verborgenen Reize nur dem, der sich dafür interessiert und genau hinschaut. Was sich für viele anhören mag wie eine Mängelliste, ist ein Teil von all dem, was diese lange Durchquerung in den Nördlichen Kalkalpen zu etwas ganz Besonderem macht.

Das Wüstenhafte, Karge, Schrofne ist es, was hier fasziniert

Wer diese anstrengende und durchgehend als schwierig bezeichnete Durchquerung machen will, der weiß ganz genau, was er hier sucht und finden wird. Lieblich-idyllische Stellen gibt es hier zwischendurch zwar auch immer wieder, vor allem auf den beiden ersten und letzten Etappen, aber das Wüstenhafte, Öde, Karge, Schrofne und Steile mitten im Herzen dieses stark zerklüfteten Gebirgskammes ist es, das hier vorherrscht und zutiefst fasziniert. Selbst die grünen Matten und Buckel rund um die meisten der Hütten mit ihrer teils seltenen und sehr vielfältigen Alpenflora wirken nur wie grüne Inseln im aufgebäumten, zerborstenen, halb verwitterten steinernen Grau, das – durch verschiedene Gesteinsarten und -schichten – dennoch Schattierungen von Rot, Weiß, Grün, Schwarz und Braun aufweist, wenn man genau hinschaut.

Die Nordostflanke der Feuerspitze (2852 m) mit ihren deutlich erkennbaren Faltungen und Brüchen aus rotem und schwarz-grünem Hornstein und den bunten Liaskalken oberhalb der Frederic-Simms-Hütte, aber auch die Rotspitze und Rote Platte direkt neben der breiten, kantigen Freispitze (2884 m), einem einzigartigen Kletterberg mit herrlich rauem, hellgrauen Oberrät- und Aptychenkalk, sind auffällige Beispiele dafür. Die Vielfalt der „grauen“ Gesteinsarten, wie Fleckenmergel, Oberrätalk, Aptychenkalk oder Hauptdolomit, die Fels-, Schutt- und Steilgrasberge, die

Die Memminger Hütte ist ein Knotenpunkt der Via Alpina, der hochalpinen Variante des Adlerwegs sowie der Lechtaler-Alpen-Durchquerung und schon wegen ihrer großartigen Kulisse mit den beeindruckendsten Lechtaler Gipfeln, wie Saxerspitze, Freispitze und Rotspitze, auch als Tagestour ein wunderbares Ziel.

© Gaby Funk





Links: Vor allem oberhalb der Simms-Hütte stößt man auf große Herden prächtiger Steinböcke.

© Bernd Ritschel

Rechts: Dicke Blütenpolster in kräftigen Farbtönen, wie hier dieser Fetthennen-Steinbrech (*Saxifraga aizoides*), stehen im starken Kontrast zum alles beherrschenden Grau der Felsen.

© Gaby Funk



steilen Rinnen und breiten, öden Kare sorgen schon durch die Vielfalt der Böden und Expositionen für botanische Vielfalt. Selbst in den Karen entdeckt man farbige Pflänzchen mitten im Grau. Je zarter und kleiner, desto farbintensiver. Aber auch wer Steinböcke sehen will, kommt hier auf seine Kosten, vor allem rund um die Simms-Hütte und die Feuerspitze. An einem düsteren Regentag kann es vorkommen, dass man bereits in den Grasflanken schräg oberhalb der Hütte auf weit über zwanzig grasende oder dösende Tiere stößt. Viele davon mit wuchtig-muskulösem Körper und langen, ausladenden Hörnern. Sie lassen sich durch einzelne Wanderer überhaupt nicht stören. Neugierige Gämsen stehen dagegen am Augsburger Höhenweg im steilen Felsgelände manchmal so provozierend frech direkt über einem, dass man sich fragt, ob es nicht eine Gams war, die zur Verteidigung ihres Reviers den einen oder anderen abgestürzten Bergwanderer mit einem kräftigen Stoß über die Kante ins Jenseits beförderte. Hin und wieder gelangt man während der Durchquerung auch zu einem der – je nach Tageszeit und Sonnenstand – aquamarin- oder fast schwarz schillernden Bergseen, die oft in unmittelbarer Umgebung der Hütten sind.

Ungewohnte Stille

In diesem, also nur auf den ersten Blick nüchtern und abweisend wirkenden Ambiente der bleichen Berge herrscht auch eine spezielle Atmosphäre. Das liegt an der Stille. Nur hin und wieder

löst sich ein Steinchen aus einer Flanke und klimpert hinab. Manchmal hört man den Wind oder es knirscht unter der Sohle. Sonst ist es still. Oft sogar windstill, vor allem beim Abstieg von einem der vielen steilen Passübergänge hinab in die Steinwüsten der öden Schutt- und Felskare zwischen den grauen Wänden und Zinnen, die gegen Abend „lebendig“ werden und rötlich oder silbern aufflammen. Mittags flirrt dort oft die Luft von der Hitze, die die Steine abstrahlen. Es ist eine trockene, staubige Hitze, die den Gaumen beim Einatmen ausdörft, zum Husten reizt und auf der Zunge nach Kreidestaub schmeckt. Frühmorgens steigt einem beim Abstieg von den Scharten dagegen noch ein feuchtkalter Hauch entgegen, da die nächtliche Kühle in den engen Klüften und schattigen Karen länger hockt als oben am Kamm, wo sie durch die frühe Sonneneinstrahlung rasch vertrieben wird.

Öfter wähnt man sich hier fast in den gewaltigen Steinwüsten des Karakorum, nur eben in einer Miniatur-Ausgabe davon. An wilde, exotische Steinwüsten der Erde erinnert auch, dass in den teils riesigen, fast geräuschlosen Karen die eigenen Atemzüge schon unangenehm laut wirken. Momente der schier absoluten Stille sind für uns so ungewohnt, dass offenbar die Instinkte Alarm schlagen und man unwillkürlich stehen bleibt und angestrengt lauscht wie ein Reh beim Äsen auf einer Lichtung, das Gefahr wittert. Es klingt völlig absurd, aber so geht es einem öfter auf dieser über 100 Kilometer langen Gebirgsdurchquerung



rung. Vor allem dann, wenn man allein unterwegs ist und womöglich noch antizyklisch geht. Das bedeutet, dass man seine Etappen aus purer Lust und Neugier durch kurze Ausflüge auf die Gipfel und Jöcher rechts und links des Weges erweitern kann, bei entsprechenden Verhältnissen und Voraussetzungen die längeren, schwierigen Varianten wählt oder früher aufbricht als die anderen Hüttengäste. All das muss man lieben, denn nur dann kann man alle Sinne auf Empfang schalten für intensives Erleben und die Tour in vollen Zügen genießen.

Der Klassiker

Wer die Durchquerung im Westen beginnt, wählt einen sanften Start mit kurzen, leichten Etappen in einem noch sehr beliebten Wanderrevier mit entsprechender Infrastruktur. Gerademaß zwei Stunden dauert der gemütliche Aufstieg ab Zürs auf dem E4 alpin über die Trittalpe zur Stuttgarter Hütte (2310 m). Wer noch genügend Zeit hat, der kann noch einen der hüttennahen Gipfel besteigen, wie die leichte Erlispitze (2634 m) vor der Roggspitze, oder gleich vier Stunden unter der breiten Nordflanke der Valluga weiterwandern zur Leutkircher Hütte unter dem 2757 Meter hohen Stanskogel (I), um zu sehen, ob hier tatsächlich die blaue Mont-Cenis-Glockenblume wächst, die sonst fast nur in den Westalpen auf bis zu 3600 Metern Höhe vorkommt. Nur zweieinhalb Stunden von der Leutkircher Hütte entfernt, mit Stanskogel-Besteigung sind es viereinhalb, befindet

sich bereits das Kaiserjochhaus, das ebenfalls der DAV-Sektion Leutkirch gehört. Die hoch über der kleinen Gemeinde Kaisers zwischen dem Grießkopf und dem Bergleskopf stehende Hütte wird seit vielen Jahren von der Familie Wolf bewirtschaftet. Weithin bekannt sind unter alpinen Schleckermäulchen die dort aufgetischten regionalen Spezialitäten – die Hütte macht mit bei der Alpenvereins-Aktion „So schmecken die Berge“ und verwendet zum Großteil einheimische Tiroler Produkte, darunter Fleisch, Speck und Wurst vom Biobauern. Kurzweilig ist der botanisch interessante Hütten-Verbindungsweg bei gutem Wetter auch wegen der vielen Murmeltiere. Ab der Hütte kann man noch die beiden einfachen Gipfel, den 2388 Meter hohen Malatschkopf und den 2581 Meter hohen Grießkopf, besteigen. Botanikfans mäandern aber lieber noch ein wenig über die bunten Bergwiesen rund um die Hütte, da hier unter anderem mehrere Orchideenarten und das Gefleckte Knabenkraut vorkommen. Und wer hätte schon gedacht, dass es dort oben sogar eine Insekten fressende Pflanze gibt: das Alpenfettkraut.

Varianten des Glücks

Vom Kaiserjochhaus geht's zunächst zur Gridlonscharte, steil bergauf und bergab mit einigen abgesicherten Passagen und mit Blick auf die mächtige Vorderseespitze und den Hintersee. Kurz darauf verzweigt sich die Route: Ein Weg führt hinab zur Simms-Hütte unter der Holzgauer Wetterspitze

Links: Inmitten einer botanisch sehr vielfältigen Region steht die Leutkircher Hütte direkt am Hauptkamm der Lechtaler Alpen. Im September 2012 feierte die Hütte ihr hundertjähriges Jubiläum.

© Bernd Ritschel

Rechts: Beim Abstieg vom Dawinkopf, den man bei der Begehung des Augsburger Höhenweges von West nach Ost besteigt, blickt man auf die Reste des kleinen Ferners direkt unterhalb der Ostflanke des Schwarzen Kopfes und nahe der Bocksgartenspitze.

© Gaby Funk



ze (2895 m), einem Wahrzeichen der Lechtaler Alpen. Der andere folgt der beschilderten 601-Route ins Vorderseekar und über den schön felsigen, teils seilversicherten Thomas-Haas-Weg zum Alperschon-Joch, von wo man auf zwei möglichen Routen zur Ansbacher Hütte gelangt.

Wer von weit her ins Lechtal kommt, um diese Durchquerung zu machen, und danach womöglich nicht so schnell wieder zurückkommen kann, der sollte hier einen „Schlenker“ einplanen zur Frederic-Simms-Hütte und dort übernachten. Seit Ende Juni 2012 wird sie vom bekannten früheren Hüttenwirt der Reintalangerhütte im Zugspitzrevier, Charly Wehrle, und dessen Wirtspartner Andy Kiechle bewirtschaftet. Die Simms-Hütte, benannt nach dem britischen Autopionier Frederic Simms, einem reichen Wohltäter der Gemeinde Stockach, ist immer einen „Umweg“ wert. Der Hüttenbesuch wird durch Charlys Stubenmusik und den traditionellen Weckruf zum Erlebnis, und die Besteigung der stattlich-steilen Holzgauer Wetterspitze (2895 m) mit ihrem großartigen Rundblick sollte man sich keinesfalls entgehen lassen, falls man schwindelfrei ist und sich am teils abgesicherten Gipfelaufbau nicht scheut, oben am Grat auch eine kurze, luftige Stelle per Kette zu überwinden. Nach der Besteigung steigt man im steilen Felsgelände über teils seilversi-

cherte Scharten namens Stierlahnzug- und Kälberlahnzugjoch zum Alperschon-Joch auf und gelangt so zur gemütlichen Ansbacher Hütte mit ihrer guten Küche und auffallend vielfältigen Speisekarte – dank Materialeilbahn aus dem Stanzer Tal.

Augsburger Höhenweg, Parseierspitze und Anton-Spiehler-Weg

Auf der Ansbacher Hütte muss man spätestens am Morgen entscheiden, ob man auf der schönen Normalroute E4 alpin mit beeindruckendem Blick in die steilen Kletterwände der Freispitz-Südflanke an der urigen Schäfergufelhütte vorbei hinabwandert ins Parseiertal und von dort zur Memminger Hütte aufsteigt. Oder ob man den anspruchsvollen, wesentlich längeren, anstrengenderen, aber großartigen rund achtstündigen Augsburger Höhenweg mitten durchs Herz der hohen Lechtaler Alpen wählt. Bei Übernachtung auf der Augsburger Hütte bedeutet das einen Tag mehr. Mehr noch als der danach folgende Anton-Spiehler-Weg zählt der Augsburger Höhenweg zu den beeindruckendsten und – abgesehen von Parseierspitze und Dremelspitze – auch anspruchsvollsten Tourenabschnitten der gesamten Durchquerung. Bei schlechten Verhältnissen ist die Begehung teils sehr heikel. So kann es durch-



aus vorkommen, dass man dort nach einem Wettersturz mitten im Sommer über vereisten, schneebedeckten Fels krabbelt oder gleich am Anfang ein schattiges, vom Schmelzwasser unterpültes, gefährliches Altschneefeld in einer steilen Rinne queren muss. Oder wegen ausgerissener Drahtseile oder einem nach starkem Regen fortgespülten Pfad schauen muss, ob und wie man am besten einen steilen, haltlosen feinsplitterigen Schiefer- und Mergelhang quert, wie jenen nach dem gut gewarteten Ritter-Biwak der Sektion Augsburg unter der Eisenspitze.

Nach Gelber Scharte, Dawinscharte und der langen Querung auf einem brüchigen Band samt Anstieg über den Nordwestgrat (I) zum Gipfel des Dawinkopfs (2968 m), des zweithöchsten Lechtaler Gipfels, hat man die genussreichen Kraxelstellen weitgehend hinter sich und wird den Blick zurück über all die Zacken, Bänder und Zinnen bei einer längeren Rast genießen. Danach wandert man weiter zur gemütlichen Augsburger Hütte, wobei man am besten den steinschlaggeschützten Abstieg über den Gatschkopf (2945 m) wählt. Am nächsten Morgen bleibt bei schönem Wetter genügend Zeit für die Besteigung des höchsten Berges der Lechtaler Alpen, der Parseierspitze (3036 m, II meist leichter, Steinschlaggefahr!), die meist im Auf- und Abstieg vom Grinner Ferner

durch die Südostflanke bestiegen wird. Danach folgt ab dem Parseierjoch im steilen, felsigen Auf- und Abstieg der ebenfalls über längere Strecken abgesicherte Anton-Spiehler-Weg, benannt nach dem rührigen Lechtaler-Alpen-Erschließer und ehemaligen Vorsitzenden der DAV-Sektion Memmingen, Anton Spiehler. Spiehler war auch der Hauptinitiator für den Bau der im August 1886 eingeweihten Memminger Hütte. Die bergbegeisterte Königin Marie von Bayern, Mutter Ludwigs II., spendierte damals ein Fass Augustiner-Bräu und einen riesigen Schinken, da sie Spiehler von ihren häufigen Sommeraufenthalten in ihrem Haus in Elbigenalp kannte und schätzte.

Die Memminger Hütte ist größer und komfortabler als die meisten anderen Lechtaler Hütten am Weg, schließlich ist sie auch Etappenziel der Lechtaler-Alpen-Durchquerung, der alpinen Variante des Adlerwegs, der Fernwanderwege E4 und E5 sowie der Via Alpina. In der kurzen Bergwandersaison kann's hier deshalb schon mal richtig rund gehen. Mit ihren braun geschindelten Wänden und den hübschen, durch die farbliche Reihenfolge symbolisch unbedenklichen schwarzrot-weiß gestreiften Fensterläden vor der steil aufragenden Freispitze im Hintergrund ist sie zweifellos eine der fotogensten Hütten der ganzen Route, zumal etwas oberhalb der Hütte noch

Panorama zwischen Vorderseespitze und Parseierspitze: Der Stand der Sonne belebt das vorherrschende Grau der Lechtaler Gipfelspitzen und Zacken am Hauptkamm.

© Bernd Ritschel



Vom Dawinkopf kommend, quert eine kleine Gruppe auf dem Augsburgener Höhenweg nach Westen hinüber zur Dawinscharte: einer der schönsten und anspruchsvollsten Abschnitte des Augsburgener Höhenwegs.

Sehr abwechslungsreich ist der Übergang vom Württemberger Haus zur Steinseehütte auf der E4-Route alpin. Die steile Roskarscharte und das Gufelgras-Joch sind vor allem bei Nässe heikle Schlüsselstellen.

Beide Fotos © Gaby Funk

die drei malerischen Seewi-Seen liegen. Das nächste Etappenziel in rund vierstündiger Entfernung ist das kleine, feine Württemberger Haus (2220 m) unter der Lacke, einem kleinen See, dem Wasser- und Energielieferanten der Hütte. Sie steht inmitten des steilen Obermedriol-Kessels mit seinen hohen, zerklüfteten Felswänden. Besonders beeindruckend und anspruchsvoll ist der steile, felsige, aber sehr attraktive Weiterweg. Eine Schlüsselstelle ist dabei der steile Aufstieg durch die bei Nässe heikle, rutschige Erd- und Schuttrinne zur Roskarscharte, an der, vor allem beim Abstieg von der Steinseehütte kommend, schon viele Bergwanderer umkehren mussten.

Das Gufelgras-Joch ist leichter. Die Steinseehütte unter dem gleichnamigen See liegt mitten in einem alpinen Kletterrevier, neben den zahlreichen Klassikern und eingebohrten Routen bis zum achten Grad in überraschend festem Fels gibt es in Hüttennähe auch einen Klettergarten mit eingebohrten Sportkletter-Routen sowie neuerdings auch einen Klettersteig.

Steigt man tags darauf von der Steinseehütte durch die steile Rinne hinauf zur Westlichen Dremelscharte, ist der Blick hinab auf den dunkel schillernden Steinsee inmitten frischen Grüns unter den bleichen Kalkwänden ein ästhetischer Genuss. Noch schöner ist allerdings der 360-Grad-Rundblick vom Gipfel der Dremelspitze (2733 m), deren seilfreie Besteigung (II, meist leichter) aber nur Kletterfans empfohlen werden kann, die gern im brüchigen, teils ausgesetzten Fels herumturnen. Nach der Rückkehr zur Scharte geht's durch

ein steiles Schuttkar hinab zur Hanauer Hütte mit ihrer interessanten Geschichte.

Sehr empfehlenswert ist ab dieser Hütte die rund zweieinhalbstündige, sehr kurzweilige Besteigung der Kogelseespitze (2647 m) über Parzinnsee und Gufelseejöchl. Faszinierend ist von dort der Blick auf die Nordostwand des Gufelkopfes, deren symmetrisch angeordnete Dolomitschichten aussehen wie ein aufgeklapptes Buch.

Ob man entlang der Kübelwände mit oder ohne Abstecher zum Muttekopf (2774 m) den Hüttenübergang zur schön renovierten, hellen, aber auch stets gut besuchten Muttekopfhütte (1934 m) geht, die nur eine halbe Stunde Gehzeit von der Bergstation der Imster Seilbahn entfernt ist, oder in sechs Stunden direkt von der Hanauer Hütte durch das Fundaistal zum Hahntennjoch und zur Anhalter Hütte wandert, ist eine Frage von Zeit, Wetter und Lust. Lohnend wäre die abwechslungsreiche Route zur Muttekopfhütte und tags darauf zur Anhalter Hütte über den seilversicherten Scharnitzsattel allemal.

Ein Abend in der eher stillen, aber von Hüttenwirtin Carmen Kathrein gut geführten Anhalter Hütte ist ein perfekter Ausklang für diese lange, erlebnisintensive Durchquerung, die beim Abstieg nach Namlos über die im Sommer bewirtschaftete Fallerschein-Alpe mit ihren rund 40 Alpgebäuden noch einen beschaulich-schönen Abschluss findet. Wer mag, der besteigt während des Abstiegs noch kurz die Namloser Wetterspitze (2553 m), um den Blick noch einmal über die nahen und fernen Lechtaler Zacken schweifen zu



lassen. Längst ist klar, dass man fortan öfter ins Lechtal kommen will, um hoch oben die inzwischen so selten gewordene, herrlich „wild“ gebliebene Bergwelt auf einsamen Gipfeln zu erkunden und zu genießen.

Vielleicht wandert man irgendwann auch einmal den neuen, leichten Lechwanderweg auf halber Höhe über dem Flussbett des Lechs, jeweils mit Übernachtung im Tal. Dabei könnte man sich dann mit der sehr interessanten Geschichte der Lechtaler Gemeinden und ihrer Bewohner be-

schäftigen: erfolgreichen Künstlern und Handwerkern, Mäzenen und Wohltätern, eigen-sinnigen Frauen, bedeutenden Forschern, international erfolgreichen Sportlern und einem Lithographen, den Goethe einst sehr schätzte. Sie alle haben in der Geschichte dieses Tales ihre Spuren hinterlassen – so wie der Lech und die Berge rechts und links des Tales. Der Charakter der Durchquerung hoch oben in den Bergen und des Lechwegs an den Flanken des Tals könnte jedoch unterschiedlicher kaum sein.

Am Drahtseil steil hinunter, dann am Drahtseil wieder steil hinauf – das ständige Auf und Ab in steilem Fels ist kennzeichnend für den Anton-Spiehler-Weg zwischen der Augsburgur und der Memminger Hütte.

Drei kleine idyllische Seen liegen bei der Memminger Hütte in drei Höhenstufen – der Obere, der Mittlere und der Untere Seewi-See. Den Oberen Seewi-See erreicht man als ersten nach dem Anton-Spiehler-Weg.

Beide Fotos © Gaby Funk

Die Hanauer Hütte: ein kleiner Ausflug in die Geschichte

1899, zwei Jahre nach ihrer Einweihung, kamen Ludwig Purtscheller und Edward Theodore Compton (E. T. Compton) samt Comptons Sohn Edward Harrison hierher. Purtscheller, der zu den bedeutendsten führerlosen Alpinisten und Erschließern des 19. Jahrhunderts zählt, war auch ein Autor, der für die „Mitteilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins“ schrieb und zusammen mit dem österreichischen Alpinisten Heinrich Heß das mehrbändige Werk „Der Hochtourist in den Ostalpen“ herausgab. Während des Aufenthalts zur Beschreibung des Gebietes und seiner Tourenmöglichkeiten entstanden viele Zeichnungen und Aquarelle der beiden Comptons.

Purtscheller starb 1900 an den Folgen eines Sturzes an der Aiguille du Dru im Mont-Blanc-Massiv, noch bevor er den Bericht verfasst hatte. An seiner Stelle veröffentlichte der Kunsthistoriker und spätere Literatur-Professor Hermann Uhde-Bernays (1873–1965) 1901 einen Artikel über die großartigen Tourenmöglichkeiten rund um die Hütte. Aus Dankbarkeit für

den Artikel benannten die Hanauer 1909 den wunderschönen Hüttenzustieg von Gramais über die Kogelseescharte ganz offiziell nach ihm. Wie man in der Hanauer Festschrift von 1997 zum hundertjährigen Hüttenjubiläum nachlesen kann, fiel der Name jedoch der Nazizeit zum Opfer: 1941 wurde die Sektion vom Hauptverein schriftlich aufgefordert, den Uhde-Bernays-Weg umzubenennen, da dies vom „Institut zur Erforschung der Judenfrage“ verlangt werde. Uhde-Bernays war nicht einmal Jude, sondern nur der Stiefsohn des Rabbinersohns und Literaturprofessors Michael Bernays, der 1856 zum Protestantismus konvertiert und 1897 verstorben war. Der Name des Wegs verschwand aus Karten und Führern und wäre wohl längst vergessen, wenn die Hanauer dies in ihrer Jubiläumsschrift nicht aufgegriffen hätte. Der Uhde-Bernays-Weg ist anstrengender und viel länger, aber auch wesentlich schöner als der Hüttenzustieg von Boden und hat zudem den Vorteil, dass zwischen Gramais und dem Lechtal mehrmals täglich ein Bus verkehrt.

Zum Mittelpunkt der Welt

Das Projekt „Alpinist 2010–2013“ des Alpenvereins Südtirol ermöglicht jungen BergsteigerInnen einmalige Erfahrungen

>> **Andreas Gschleier**



Das Projekt „Alpinist 2010–2013“ unterstützt junge motivierte BergsteigerInnen. Zentrales Anliegen ist die Förderung der Eigenverantwortung, das selbstständige Durchführen von Expeditionen und das gemeinsam erlebte Abenteuer. 2011 reisten die TeilnehmerInnen zum Klettern auf die Lofoten/ Norwegen, im Jahr darauf nach Venezuela. Dass es dabei um viel mehr geht als um das Abhaken von Schwierigkeitsgraden, erzählt Andreas Gschleier, einer der Teilnehmer.

Prolog

Aufbrechen bedeutet immer auch loslassen, denn sich aus der eigenen geschützten Umgebung in die Ferne zu begeben, ist ein Abenteuer. Die neuen Erfahrungen können lehrreich sein, sie sind aber immer auch anstrengend und zum Teil gefährlich. Helmuth Gargitter hat uns auf diesen Reisen begleitet. Helli, der erfahrene Bergführer und Weltenbummler, eine Art Indiana Jones des Freikletterns, war uns ein treuer Gefährte und Freund. Er hat uns begleitet, ohne uns zu führen, er hat uns die Angst genommen, Neues zu entdecken. Die Reisen wurden vom Alpenverein Südtirol organisiert und von den Bergsportausrüstern Vaude, Edelrid und Meindl unterstützt, getragen von den Menschen und orchestriert von einer unbeschreiblichen Bergwelt. Im vorliegenden Aufsatz nehme ich mir die Freiheit, die Chronologie der Zeitabläufe zu missachten, denn die Reise findet immer auch im Kopf statt und die Erinnerung hält sich an kein genaues Schema.

24. Februar 2012, Puerto La Cruz, Venezuela

Es ist unser letzter Tag in Venezuela und die Gischt der Wellen schlägt uns ins Gesicht. Luis, der Kapitän unserer kleinen hölzernen Schaluppe, lacht, wenn sich die Wellen meterhoch neben uns aufbäumen und unsere ehrfürchtigen Blicke einen Funken Angst verraten. Seine einzige Sorge scheint der Zigarette zu gelten, die er mit der hohlen Hand vor dem Meer schützt. Die zwei großen Motoren jaulen wie Hunde, und ich bin mir nicht sicher, jemals wieder das Festland zu erreichen.

Wir befinden uns inmitten der rauen Karibik, fahren zum Klettern auf die Islas Las Borachas, genau genommen zum „Deep Water Soloing“. Ein sperriger Begriff für eine zutiefst erfüllende Tätigkeit. Es bedarf einige Überwindung, den ersten Schritt zu wagen, vom schlingernenden Boot aus an den Fels zu springen. Bei den ersten Zügen zittere ich unter der vollen Ladung Adrenalin, die mich überfällt. Ich klettere höher und immer näher an die Sonne. Die Route wird zunehmend schwieriger und ich schnappe nun von Griff zu Griff, im Augenwinkel immer das Wasser unter mir.

Und dann falle ich.

Die Zeit bleibt stehen.

Ich habe Angst, bis zu dem Augenblick, wo mich die See fest umschließt.

1. Juli 2011, Kålle, Norwegen

Vor dem Aufstehen drehe ich mich immer zweimal. Einmal nach links und dann nach rechts. Mit meiner Mütze versuche ich die Augen zu bedecken. Die niemals untergehende Sonne auf den Lofoten ist in Verbindung mit einer dünnen Zeltwand alles andere als Schlaf fördernd. Neben mir liegt Thomas, ihm scheint das grelle Licht wenig anhaben zu können, er schnarcht in beruhigendem Rhythmus. Ich stehe auf und verlasse langsam das Zelt. Nicht weit entfernt von mir rauscht der Ozean. In wenigen Minuten wird die Sonne ihr Versteck hinter der eindrucksvollen Nordwand des Vågakallen verlassen und den Rest der Gruppe mit ihrer Wärme aus den Zelten treiben.

4. Februar 2012, Gran Sabana, Venezuela

Wir sitzen im Buschflieger. Luftlöcher machen der kleinen Maschine zu schaffen. Wir fliegen auf Sicht und das mitten in den Wolken. Über den Schultern des Piloten betrachte ich den Höhenmesser: 1450 Meter. Mein Kopf rechnet. Der Auyantepui erhebt sich 2400 Meter über die Gran Sabana, von den eineinhalb Flugstunden sind über eine Stunde vergangen, die Sicht reicht für höchstens 20 Meter. Der Pilot kaut Erdnüsse, Jou, der neben ihm sitzt, schläft. Dann reißen die Wolken auf, links von uns, keine 100 Meter entfernt, ragen die rötlichen Felswände des Tepuis in die Höhe. Wenige Meter unter uns wiegen sich die Baumwipfel. Der Flieger tanzt im immer stärker werdenden Wind. Der Pilot kaut noch immer Erdnüsse, Jou schläft allerdings nicht mehr und schaut nun etwas misstrauisch auf die nahen Felsen. Bernd, der neben mir sitzt, packt zur Sicherheit den Fotoapparat weg. Vor uns taucht das Rollfeld auf, nicht mehr als eine etwas flachere Wiese. Kein Mensch kann hier landen, denke ich. Der Pilot lächelt verschmitzt, die Landung ist sanft.

7. Februar 2012, Auyantepui, Venezuela

Es regnet nicht. Doch die Wolken überziehen unseren ganzen Körper mit nassen Perlen. Es gibt nichts Trockenes an uns. Wo die Luftfeuchtigkeit nicht hinkommt, schwitzen wir. Der Urwald liegt unter uns, wir steigen zwischen den roten Felsen des Auyantepui zum Gipfelplateau. Durch das Dämmerlicht der Wolken leuchtet unsere Umgebung in schillernden Farben. Die wild verstreuten

Der Sprung zwischen den zwei Türmen des Svolvaergaita (Lofoten) fordert auch bei „hartgesottene“ Kletterern eine gute Portion Nervenstärke.

© Helli Gargitter



Links: Helli Gargitter im rauen Sandstein der Route „Mangiatripas“ (7c), Camp el Oso, Venezuela

Rechts: Stilleben mit Klemmkeil: Sofern möglich wurden alle Routen *clean* geklettert.

Beide Fotos © Andreas Gschleier

Felsblöcke auf unserem Weg bilden hohe Stufen. Kurze Beine zu haben, ist jetzt von Nachteil. Iris schnauft und flucht. Sie scheint nahe dran zu sein, ihren schweren Rucksack von den Schultern zu nehmen und ihn ins Tal zu werfen. Die matschige Erde rinnt mir bei jedem Schritt in die Schuhe. Zwei Schritte nach vorne, einer zurück. Ich fühle mich wie Sisyphus, nur mit Meniskusproblemen, Irgendwann muss dieser verdammte Gipfel doch auftauchen! Plötzlich sind wir ganz oben und in einer neuen Welt angelangt. Keine Schmerzen mehr, nur noch Gänsehaut am ganzen Körper.

3. Juli 2011, Henningsvær, Norwegen

„Wer hier auf den Lofoten Bohrhaken setzt, dem hacken sie höchstwahrscheinlich die Hände ab“, sagt Helli und lacht dabei herzhaft. Ein beachtliches Sortiment Friends baumelt an seinem Gurt. Sein Gang gleicht dem eines Cowboys, mit schweren Colts und Patronengürtel. Das Klimpern der Ausrüstung wird fast zu einem Rauschen, sobald sich die ganze Gruppe in voller Kampfmontur zum Einstieg aufmacht.

Ich klettere das erste Mal „*clean*“, also ausschließlich an mobilen Sicherungspunkten. Anfangs macht es mich ein bisschen nervös, wenn die Friends in den Rissen unter mir durch den Seilzug zu baumeln beginnen, doch irgendwann beginne ich, ihnen immer mehr zu vertrauen. Je mehr ich sie verwende, desto mehr reift in mir die Überzeugung, dass ich jahrelang bevormundet worden war. Selbst abzusichern bedeutet vor allem eines: mitzudenken. Ein nicht ganz unwesent-

liches Detail, das ich im modernen Bohrhakenalpinismus fast aus den Augen verloren hätte.

9. Februar 2012, Campo del Oso, Venezuela

Auf dem Auyantepui schlafen wir unter einem großen Felsen, der an seiner Südseite eine beachtliche Höhe erreicht. Sobald die Sonne am Horizont verschwunden ist, wird es schnell kühl und wir verkriechen uns gern in den warmen Daunenschlafsäcken. Die Nacht ist ebenso lang wie der Tag – wir schlafen also an die zehn Stunden, bevor uns das erste Licht am Morgen und der Gesang der Vögel wieder aus den Träumen holen. Eulalia ist immer schon vor uns auf den Beinen und kocht Wasser auf den alten Benzinkochern. Sie ist die einzige Frau unter den Indianern, die uns begleiten. Die Indianer verbringen den ganzen Tag mit uns. Auch wenn wir klettern, sitzen sie nicht weit vom Wandfuß entfernt und betrachten unser Tun mit einer Mischung aus Anerkennung und Verwunderung. Ihrem Glauben nach sollte man auf dem Auyantepui nicht klettern. Böse Geister bewohnen diesen Berg, und es ist für Menschen nicht von Vorteil, diese Geister zu stören, denn sie können zu sehr ungemütlichen Gesellen werden.

6. Juli 2011, Presten, Norwegen

Das norwegische Wetter hat es mit uns gut gemeint. Für gewöhnlich regnet es, aber heuer ist bereits seit einer Woche ununterbrochen Schönwetter. An den Ständen ertappe ich mich, wie ich immer wieder den Horizont mit den Augen abtaste, um vielleicht eine Gewitterfront zu entdecken.



Wenn alles besser eintritt als erwartet, traut man seinem Glück oft nicht ganz. Klettern könnte man auf diesem Granit freilich auch bei Regen, man muss nur Acht geben, das dunkle Moos zu meiden, dann hält der Stein wie ein Reibeisen, dem auch Nässe wenig anhaben kann.

Ich klettere mit Tom in der Tour „Vestpillaren“ (VI+, 500 m), fast senkrecht unter uns tost die Brandung an die Küste. Das Klettern ist ein Genuss, und ich muss innerlich lachen, wenn ich jetzt an manche unserer armen Alpenbesucher denke, die Genusssklettern automatisch mit Bohrhaken in Verbindung bringen. Am dritten Stand sehe ich aus dem Augenwinkel neben mir einen überdimensionalen Vogel in die Tiefe stürzen. Erst als ich den Vogel laut fluchen höre, wird mir klar, dass es Daniel, genannt „Gänse“, war, der in einer Seillänge der benachbarten Tour den Halt verloren hat. „Der Nullkommafünfer-Camalot hat gehalten! ...“, schreit er noch mit leicht zittriger Stimme hinunter zum Stand. Nicht ohne Grund trägt er seit kurzem den Zusatz „flying“ zu seinem Namen. Denn „flying Gänse“ testet unermüdlich unser Material.

12. Februar 2012, Campo del Oso, Venezuela

Immer wenn ich das Brummen und Schlagen der Akkubohrmaschinen höre, überkommt mich ein kurzes und kaum spürbares Frösteln. Habe ich etwa Angst vor dem Zorn der Geister?

Es ist wohl die monumentale Stille, die plötzlich von diesem unnatürlichen Geräusch zerfetzt wird, und es ist wohl mein Angst, diesem noch unberührten Teil der Natur seine Unschuld zu neh-

men. Mir wäre lieber, wir könnten auf die Bohrhaken verzichten, doch es würde wohl auch bedeuten, hier auf das Klettern verzichten zu müssen. Stellenweise ist der Fels derart kompakt, dass er sich jedem mobilen Sicherungsmittel verschließt, so dass man sich nicht auf einen Bohrhaken verlassen kann. Thomas klettert 10 Meter über dem Stand. Eine Kevlarschnur baumelt an seinem Gurt in die Tiefe. Aus meiner Position scheint sie leicht nach außen in die weite Landschaft zu ragen, derart hat sich mein Blickwinkel an den überhängenden Fels gewöhnt.

Thomas klettert im oberen achten Schwierigkeitsgrad einen kleinen Riss entlang, der Fels ist rau und griffig, der letzte Friend jedoch schon äußerst weit unter ihm. „Halt mich!“, schreit Thomas in meine Richtung und setzt sich in einen kleinen Cliff. Vorsichtig, um sein labiles Gleichgewicht nicht herauszufordern, zieht er an der Kevlarschnur die rote Bohrmaschine zu sich hoch. Ich freu mich, sobald der Haken sitzt.

Epilog

Wir waren mehrere Wochen gemeinsam unterwegs, haben gelacht, geschwitzt und geflucht. Die wunderbaren Eindrücke haben uns verändert, sie haben uns eine neue Welt gezeigt, die wir in unseren geschützten urbanen Räumen nie erleben könnten. In der Ausgesetztheit der Wildnis haben wir verstanden, welchen Stellenwert die Natur für uns hat: Wir können die Natur nicht beherrschen, denn wir sind Teil von ihr. Klettern ist unser Weg, um die Welt besser zu verstehen.

Links: Beim Aufstieg zum Auyantepui umschließt der Urwald die Gruppe in seinem leuchtenden Grün.

© Helli Gargitter

Rechts: Thomas klettert „Cara del Indio“ (7b) rotpunkt.

© Luca de Giorgi

„Um Verantwortung zu lehren, muss man bereit sein, Freiheit zu geben“

Das Projekt „Alpinist 2010–2013“ des AVS im Gespräch zwischen Teilnehmern und Projektverantwortlichen

Andreas Gschleier » Gleich am Anfang fielen mir die Anforderungen an die Teilnehmer auf. Als Aufnahmebedingung wurde ein VI+ oder ein VII im alpinen Vorstieg gefordert. Da habe ich mir gleich gedacht: Hoppla, da wird nicht nur auf Topleistung in Form von Zahlen gesetzt. Ich habe das auf Antrieb positiv aufgefasst ...

Peter Braito » Genau das war unsere Absicht. Bereits in den ersten Projektgesprächen wurde uns klar, dass wir keinen Leistungskader ähnlich dem DAV haben wollen. Es ging uns nicht darum, die Besten zu stärken, sondern wir wollten junge motivierte Kletterer fördern; Bergsteiger, die bereits Erfahrung haben, aber aus finanziellen und organisatorischen Gründen oder vom Wissen her noch nicht die Möglichkeit hatten, größere Vorhaben zu realisieren. Gewisse Grundkenntnisse waren also Voraussetzung, aber zu hohe Ansprüche wollten wir nicht stellen, sonst würden viele junge motivierte Menschen nicht zum Zug kommen.

Leo Werth » Genau. Spitzensportler werden ja sowieso gefördert. Für uns zählt vor allem die Motivation und es geht schlussendlich um die gesamte Planung einer Expedition.

Helli Gargitter » Wichtig ist es, die Ziele so zu wählen, dass jeder etwas davon hat. Es geht darum, dass man gemeinsam etwas schafft, denn das Gruppenerlebnis ist etwas sehr Besonderes. Es hat keinen Sinn, wenn die schwächeren Kletterer den stärkeren das Wasser hinterhertragen. Das Leistungsniveau ist zwar mit VII gewählt worden, jedoch was sagt diese Nummer aus? Gar nichts. In der Halle klettert jeder bald einen Siebener, aber sobald er in einer alpinen Wand hängt, geht es meist über einen Fünfer nicht hinaus. Diese Zahlen sind also relativ. Das leistungsorientierte, auf Zahlen zentrierte Klettern ist im urbanen Bereich von den Alpenvereinen schon viel gefördert worden, wir haben aber diesmal an Menschen gedacht, die auch einem Abenteuer gewachsen sind.

AG » Es geht also von dieser messbaren Schwierigkeit weg hin zum Abenteuer?

HG » Ja. Es ist aber sicher kein neuer Trend, diese Art des Kletterns hat es immer schon gegeben. Wenn man die Freude der jungen Kletterer sieht, wenn sie zum Beispiel in Venzuela auf einem Gipfel stehen und bewusst und mit Respekt

als Erste diesen Teil unserer Erde betreten, da versteht man, dass dieses Erlebnis ganz etwas Besonderes ist.

PB » Es besteht bei uns mehr der Wunsch, zurück zum alpinen Klettern zu kommen.

LW » ... und es gemeinsam zu schaffen. Am Berg geht es darum, keine Individualisten zu erschaffen, sondern es geht auch um das Gruppengefühl.

PB » Wichtig war uns ja auch, dass ein erfahrener Bergsteiger wie Helli die Gruppe begleitet und dass somit junge Kletterer Erfahrungen sammeln können. Deshalb, denke ich, haben wir auch ein relativ niederes Niveau gewählt.

HG » Ich glaube nicht, dass dieses Niveau nieder ist. Auf gar keinen Fall. Eine VI oder VII wird heute oft abschätzig betrachtet. Einmal durch die Inflation der Grade im Sportklettern und dadurch, dass diese Schwierigkeiten im geschützten Bereich der Halle geklettert werden. Aber wenn du das draußen irgendwo klettern musst, wo vor dir noch keiner war, wo du fern von jeder Hilfe bist, dann ist das ein anderes Paar Schuhe.

PB » Wichtig schien uns auch, die Eigenverantwortung zu fördern, um respektvoll in den Bergen unterwegs zu sein.

LW » In diesem Projekt ist es vor allem wichtig zu lernen, dass ich für mich selbst die Verantwortung tragen muss.

PB » Es ist ja auch der maßgebliche Unterschied zu vielen anderen Bergaktivitäten, dass man in der Seilschaft ausschließlich für die Seilschaft verantwortlich ist. Man muss auch lernen, selbst für sich zu entscheiden, wie weit man gehen will. Was geht für mich noch in Ordnung?

HG » Als Bergführer betrifft mich der Punkt besonders. Ich bin jedoch bei den Reisen nicht als Bergführer dabei, sondern als begeisterter „Helli“. Als Bergführer kann man eine derartige Arbeit eigentlich nicht annehmen, die Verantwortung nicht übernehmen. Dabei ist es in erster Linie wichtig, dass man die Ideen und Motivationen nicht einschränkt. Als ich jung war, wurde man oft von den damals Älteren eingeschränkt. Und das möchte ich nicht mehr wiederholen. Wenn du dauernd sagst, spinnst du oder das ist zu gefährlich, kann ein Junger nicht an sein Limit kommen und Erfahrungen machen. Um Verantwortung zu lehren, muss man auch bereit sein, Freiheit zu geben.



Gruppenbild mit Damen – die ganze „Mannschaft“ des Projektes: Helli Gargitter, Peter Stuefer, Andreas Kopfsgruter, Andreas Gschleier, Iris Oberkalmsteiner, Luca de Giorgi, Thomas Hochkofler, Andreas Bauer und Maria Graber

© Bernd Arnold

AG » Ich finde es sehr mutig vom AVS, dass er gegen die aktuelle Entwicklung der Gesellschaft geht, überall die absolute Sicherheit zu fordern. Das ist ein starkes Statement.

LW » Die Eigenverantwortung am Berg war doch immer ein Muss! Und wird es auch immer bleiben.

PB » Es ist eine Notwendigkeit, denn die Gesellschaft wird immer mehr in Richtlinien und Grenzen gezwängt. Es wird auch immer mehr zur Diskussion kommen und der Alpenverein hat ein Zeichen gesetzt, indem er über die Grenzen hinwegschaut. Er schaut, wie wird auf der Welt mit dem Begriff Sicherheit und Eigenverantwortung umgegangen.

HG » Eine Reise ist immer auch eine Möglichkeit zu sehen, wie es anders geht. Vielleicht, um zu verstehen, dass es nicht alle 2 Meter einen perfekten Bohrhaken geben muss: ein Verzicht auf extreme Schwierigkeit und ein Plus an Abenteuer.

Die Gesprächsteilnehmer

Leo Werth, Projektmitarbeiter, Zimmerer und Jugendarbeiter sowie leidenschaftlicher Bergsteiger, der mindestens einmal jährlich dem Arbeitsalltag entfliehen muss, um die Berge der Welt zu sehen.

Helli Gargitter, Projektbegleiter, Bergführer mit Hang zu internationalen Zielen. Gehört zu den besten Dolomitenkletterern. Laut Peter Braito „Ein erfahrener, ruhiger Alpinist, aber immer noch jung motiviert“.

Peter Braito, Projektmitarbeiter, Elektrotechniker und ein hervorragender Kletterer, der seine Ziele mit Bedacht wählt. Leo: „Vor allem ist er ein sehr zuverlässiger Seilschaftspartner.“

Andreas Gschleier, Teilnehmer, Biolandwirt, freier Journalist und „ein junger, motivierter Kletterer und Abenteurer, der dem Haken auf den Grund geht“ (Helli).



BergMenschen

Ohne die Berge wäre ihr Leben ganz anders verlaufen. Egal ob es sich um frühe Frauenseilschaften, ambitionierte Mädels von heute oder um mehr oder weniger alte Hasen und Profis wie Kurt Diemberger, Simone Moro, Denis Urubko oder Albert Leichtfried handelt. So unterschiedlich diese Lebensentwürfe sind, so inspirierend ist ihr ganz persönlicher Weg, das Thema „Berg“ zu leben.



Starke Frauen, große Ziele

Das Frauenteam des DAV-Expeditionskaders

>> **Andi Dick**

Seit 2011 gibt es beim DAV-Expeditionskader ein Frauenteam. Nun mag mancher fragen: „Braucht's das?“, manch anderer: „Warum gibt's das nicht schon immer?“ Berg 2013 diskutierte mit dem Team darüber, ob und wie sich „weiblicher“ und „männlicher“ Bergsport unterscheiden.

Ein sonniger Frühlingstag in München. Doch statt im Freien den Fels zu genießen, sitzt man im DAV-Haus und theoretisiert: die sechs jungen Frauen des DAV-Expedkaders, ihre Trainerin Dörte Pietron und drei Interviewer (s. Factbox S. 165). Die Frauen, die sich selbst „Mädels“ (und natürlich ihre männlichen Pendanten „Jungs“) nennen, sollen Einblicke geben: in den Sinn des DAV-Expedkaders überhaupt, seine „Damenversion“ – und in das, was moderne Frauen vom leistungsorientierten Bergsteigen erwarten.

Die Antworten auf die Einstiegsfrage „Was motiviert dich?“ hätten ganz ähnlich aus dem Männerteam kommen können: „Sport, dich auspowern – aber auch Lebensform, mit Leuten draußen sein“ (Caro); „das Gesamterlebnis: Zustieg, Wand, gemeinsam am Gipfel“ (Chrissi); „gespeicherte intensive Gefühle“ (Yvonne); „sportliche Herausforderung, sich selbst zu besiegen“ (Mia); „die Ambivalenz: als Gemeinschaft unterwegs, an der schweren Stelle allein“ (Ursi). Doch als das Schlagwort „Leistungsbergsteigen“ fällt, wird die andere, weibliche Sicht greifbar.

Mia » Mir ist immer wichtig zu betonen, dass ich Nachwuchs bin, keine Ines Papert oder Gerlinde Kaltenbrunner.

Ursi » Ich sehe mich als ganz normale Studentin, die gern ambitioniert klettert und jetzt eine Möglichkeit hat, gefördert zu werden. Ich sehe mich weder im Spitzen- noch im Leistungssport.

Caro » Man hat vielleicht ein bisschen den Wunsch oder den Traum, da irgendwann mal reinzurutschen.

Alex » Die Jungs sagen alle, sie sind Leistungsbergsteiger. Da ist es interessant, dass ihr euch gar nicht damit identifiziert.

Mia » Wir identifizieren uns schon damit, aber wir würden uns nicht anmaßen zu sagen, he, wir sind schon so weit, wir sind die Profis.

Alex » Vielleicht ist das so was „typisch Weibliches“ – die falsche Bescheidenheit.

Yvonne » Was heißt da falsch? Schau dir mal an, wer in Deutschland die international bekannten Spitzenbergsteiger sind. Da sind Millionen von Welten dazwischen.

Mia » Wir sind vielleicht in einem gewissen Grad Leistungsbergsteiger, weil wir eine relativ hohe Leistung bringen im Vergleich zur Grundgesamtheit, also den Frauen in unserem Alter, die irgendwie klettern oder bergsteigen. Aber wir sind weit weg vom Niveau des Profi-Bergsports.

Unangebrachte Bescheidenheit? Understatement? Frauen als Opfer ihres mangelnden Selbstbewusstseins? Oder im Gegenteil souveräne, realistische Selbsteinschätzung? Immerhin weist Mia darauf hin: „Meine eingefleischten Bergkollegen haben immer Touren vorgeschlagen, die eigentlich zu schwer waren. Und ich musste dann den Gegenpol spielen, damit ein Mittelweg gefunden wurde.“

Dass der DAV-Expedkader nicht als „Nationalmannschaft Alpinismus“ missverstanden werden darf, ist allen klar. Die Trainerin Dörte Pietron erklärt es: „Wenn der Expedkader eine Nationalmannschaft sein sollte, müsste die Altersbegrenzung aufgehoben werden, denn die Spitzenleistungen am Berg werden einfach nicht mit achtzehn erbracht.“ Das zeigt sich auch an den bisherigen Kadermitgliedern, die bei ihren Abschlussexpeditionen anspruchsvolle Touren erstbegehen konnten, aber sich anschließend noch markant steigerten.

Dörte war 2005 die bisher einzige Frau in den Männerteams – „Vom Kletterniveau her war es bei uns recht homogen.“ Die Idee, ein reines Frauenteam zu bilden, geisterte schon lange in den Köpfen der Funktionäre, nun gab es gleich mehrere Auslöser, sie zu realisieren.



Cool unterwegs: Yvonne und Caro trainieren fürs Biwak. © Heinz Zak



Rosa Pantherinnen: Geschlechtssymbole sind eben nur – Symbole. © Dörte Pietron

Dörte » „In der Kommission Leistungsbergsteigen hatten wir einen Antrag auf Expeditionsförderung von einem Frauenteam für den Alpmayo. Ich habe gesagt, das ist nichts Interessantes; wir sollten lieber ein Frauenteam beim Expedkader machen, um später richtig anspruchsvolle Anträge zu bekommen.“

Damit wurde nun eine Ungerechtigkeit beseitigt, die einige der Frauen im Team zu merken bekamen, als sie in Sichtungscamps gemeinsam mit den Männern antreten mussten.

Yvonne » Die Trainer haben zu uns gesagt: Wir würden euch gerne fördern, aber vom absoluten Niveau her geht das nicht, weil die Jungs 8a, 8b (UIAA X) klettern und wir einen kompletten Grad drunter.

Caro » Das heißt, dass du für die Abschlussexpedition zwei Expeditionsziele haben müsstest – eines, das ein bisschen leichter ist, und eines, das für die Jungs am Limit ist.

Yvonne » Und das lässt sich einfach schlecht in einer Expedition vereinbaren.

Caro » Auch konditionell bist du als Frau immer ein Stück hintendran. Und dann macht's keinen Spaß.

Chrissi » Sie sind im Fels besser, haben mehr Erfahrung – wenn sie zurückstecken müssten, weil wir nicht fit genug sind, gäbe es eine unguete Stimmung.

Mia » Es gibt in fast jedem Sport eine geschlechtsspezifische Förderung und getrennte Kader und Wettkämpfe. Warum nicht im Bergsport?

Und damit bringt die Sportwissenschaftlerin eine Erkenntnis auf den Punkt, die seit jeher das Bild vom „Frauenbergsteigen“ verzerrt und die Anerkennung weiblicher Leistungen am Berg beeinträchtigt hat: Beim Hundertmeterlauf und Kugelstoßen, selbst beim Wettkampfklettern ist es selbstverständlich, dass Männer und Frauen getrennt ge-

Der DAV-Expeditionskader: stark im Kommen

Der DAV fördert ambitionierten Alpinismus zweigleisig: Anspruchsvolle Expeditionen können auf Antrag finanziell unterstützt werden. Parallel dazu dienen die Expeditionskader dem Nachwuchsaufbau. Das Konzept ist eine Weiterentwicklung der „Trainingsexpeditionen“, die zwischen 1982 und 2000 sechsmal ausgerichtet wurden. Viele der Teilnehmer sind heute Spitzenbergsteiger, Bergführer in den DAV-Lehrteams oder ehrenamtlich im DAV und seinen Sektionen engagiert.

Als sich abzeichnete, dass es unter den Nachwuchsbergsteigern zwar immer mehr starke Kletterer, aber weniger erfahrene Alpinisten gab, entwickelte Jan Mersch 2000 für den DAV das Kon-

zept des Expeditionskaders und führte die ersten beiden Durchläufe. Die Idee ist, junge, starke Bergsteiger in drei Jahren in allen Disziplinen intensiv zu schulen, sodass sie eine anspruchsvolle Abschlussexpedition durchführen können. 2012 ging der fünfte Durchgang mit einer Expedition nach Sichuan zu Ende. Als immer wieder junge Frauen zu den Sichtungscamps antraten, es aber wegen der körperlichen Überlegenheit der Männer nicht in die Teams schafften, zog der DAV 2011 die Konsequenz. Mit dem Frauenteam des DAV-Expedkaders gibt es nun eine geschlechtsspezifische Förderung – wie sie in den Wettkampfdisziplinen Klettern und Skitourenrennen schon immer üblich ist.



Hoch hinaus: Chamonix-Granit (Aiguille-du-Midi-Südwand) ist der neue Catwalk. © Dörte Pietron



Chicks with Picks: Wenn's ums große Eis geht, lässt Yvonne die Sau raus. © Heinz Zak

wertet werden – warum bekommen Alpinistinnen nur dann große Aufmerksamkeit, wenn sie das Gleiche leisten wie die stärksten Männer? Mary Varale, Paula Wiesinger, Lynn Hill, Josune Bereziartu, Gerlinde Kaltenbrunner ließen und lassen die meisten Männer hinter sich – aber mit den allerstärksten Männern – Comici, Solleder, Caldwell, Sharma, Urubko – konnten und können sie nicht mithalten.

Wer die Leistungen von Frauen gerecht würdigen will, muss sie mit Frauen vergleichen. Was spitzensportlich zählt, sind die Topleistungen in der jeweiligen Geschlechtskategorie. Und wenn man leistungsorientiertes Bergsteigen fördern will, muss man Männer und Frauen trennen. Mit dem Frauenteam des Expedkaders hat der DAV den Gender-Mainstream-Gedanken umgesetzt: die Menschen da abzuholen, wo sie sind, und ihnen ohne geschlechtsbedingte Benachteiligung die beste Entwicklung zu ermöglichen.

Unterschiede bleiben ja genug: So müssen sich Mütter grundsätzlich mühsamer rechtfertigen als Väter, wenn sie trotz Kindern ihre Leidenschaft Berg leben wollen. Wobei die Kader-Mädels – so weit die Perspektive Familie auch in der Zukunft liegen mag – alle davon ausgehen, dass sie zurückstecken werden, wenn sie Kinder haben werden.

Caro » Ich glaube, dass eine Familie auch für mich irgendwann eine Erfüllung sein kann. Aber das ist halt noch ewig weit weg.

Chrissi » Für mich ist es wichtig, dass man in etwa das durchgezogen hat, was man durchziehen will, bevor man Kinder kriegt. Dass man nicht mehr das Gefühl hat, man verpasst was.

Alex » Männer spüren beim Bergsteigen auch Angst und wollen nicht, dass die Kinder keinen Vater mehr haben.

Caro » Korra Pesce, unser Co-Trainer in Chamonix, hat ganz klar gesagt, er lebt getrennt von seiner Frau und ist weiter Bergführer. Und es sei gut, dass er seine Tochter nicht die ganze Zeit sieht. Weil wenn sie mal ihren Papa verliert, dann ist es nicht so schlimm.

Chrissi » Trotzdem: Wenn ein Vater von drei Kindern auf Expedition fährt, sagen die Leute maximal: Puh, ganz schön krass. Wenn eine Mutter das Gleiche tut, geht die Meute drauf los.

Alex » Da musst du gar nicht Bergsteigen gehen, da reicht eine Dienstreise, dass die Leute sagen: Oje, die armen Kinder. Wobei Bergsteigen natürlich mehr Gefahren bietet als eine Dienstreise. Wie gehen die Kaderfrauen mit dem Risiko um?

Caro » Ich glaube, dass wir Mädels generell nicht so draufgängerisch sind.

Dörte » Ich stelle fest, dass ich das Risiko unterschätzt habe. So viele meiner Freunde sind in den letzten Jahren tödlich verunglückt. Und nicht durch Unfälle, wo man sagen würde, um Gottes willen, der Idiot, das hätte ich ja nie gemacht. Sondern durch Unfälle, die jedem passieren könnten.

Andi » Wenn man ehrlich ist, muss man sich ja schon immer sagen: Es kann sein, dass ich nicht mehr heimkomme.

Ursi » So etwas habe ich bei meinen Touren noch nie gedacht.

Yvonne » Dann würde es auch keinen Spaß mehr machen.

Chrissi » Du hast immer objektive Gefahren, die du vorher kennst, etwa die Séracs am Bumillerpfeiler. Dann ist es wich-



Von wegen Zickenkrieg: Yvonne, Caro und Charly sind (meistens) gut drauf. © Heinz Zak



Zarte Powerfinger: Sportklettern, wie hier in Briançon, macht immer Spaß. © Heinz Zak

tig, dass beide Seilpartner wissen, worauf sie sich einlassen.

Dörte » Ich überlege mir sehr genau, wie viel mir das Erlebnis wert ist, das dahinter auf mich wartet. Aber nicht alle objektiven Gefahren sind erkennbar, und oft wird ein kleiner Fehler unverhältnismäßig hart bestraft.

Chrissi » Menschen machen Fehler ...

Dörte » ... wie oft hat man schon seinen Geldbeutel vergessen, wie oft ist man schon gestolpert ...

Chrissi » ... und wie oft hat man vergessen, den Schrauber zuzuschrauben. Das passiert den Besten.

So sehr unterscheiden sich da die Frauen doch nicht von den Aussagen, die ihre männlichen Kollegen von sich geben. Bescheidene Akzeptanz der menschlichen Fehlbarkeit, Werte-Abwägung der alpinen Träume, sachliche Analyse der Gefahren und modernes Risikomanagement. Ein anderes Thema verspricht mehr Differenzen: Auch heute noch werden Frauen oft unter dem Aspekt „Schönheit“ betrachtet.

Andi » Meine Frau sagt oft, ihre starken Muskeln sind ihr peinlich; ich sag dann immer, Muskeln sind geil. Wie geht's euch damit?

Dörte » Ich hätte gern welche, krieg aber keine.

Charly » Der beste Kommentar von meinem Freund war: Boah, du bist so ein Schrank geworden.

Ursi » Es kommt immer auf die Perspektive an. In einem Klettertop machen sich Muskeln sehr gut. Wenn man allerdings in einem kurzen Schwarzen mit Spaghettiträgern und tiefem Ausschnitt dasteht, schauen Muskeln vielleicht nicht so vorteilhaft aus.

Caro » Also ich finde das cool, wenn ein Mädels Muskeln hat.

Yvonne » Wenn die Muskeln nicht da wären, wäre es auch okay. Und wenn sie da wären ohne Klettern, wär's okay. Wenn man dicke Arme hat, hat man halt dicke Arme. Ist doch völlig egal.

Mia » Man kriegt ja schon manchmal so charmant gesagt: Na ja, du siehst ja trotzdem noch einigermaßen weiblich aus. Aber mein Gott, da muss man sich halt entscheiden: Sport oder extrem filigran.

Anette » Fühlt ihr euch auch mental stärker durch die Erfahrungen im Kader oder am Berg? Selbstbewusster?

Caro » Ganz sicher. Für mich war das Bergsteigen in der Jugendgruppe so richtig Freiheit. Allein weg, ohne Eltern – das hat mir voll Selbstbewusstsein gegeben.

Anette » Und kannst du das in den Alltag übertragen?

Caro » Ich finde schon. Meine Mama hat oft gesagt, wenn ich zu Hause vor etwas Unangenehmem kneifen wollte: Hey, du hast schon ganz andere Dinge gemeistert – und das stimmt auch.

Yvonne » Nicht jeder kann das übertragen. Ich kenne einige super Kletterer und Bergsteiger, wenn du die im Alltag erlebst, fragst du dich: Wie kommt denn der einen Berg hoch?

Andi » Hat der Kader etwas verändert am Selbstbewusstsein und an den Einstellungen, wie ihr bergsteigt?

Caro » Der Kader gibt schon zusätzlich Motivation.

Chrissi » Es pusht einen, ja.

Ursi » Für mich gab es ein besonderes Erlebnis: die letzte Tour in den Dolomiten, die „Moulin Rouge“. Die hatte ich mir



Cool cats on ice: Genussreiches Lernen im Chamonix-Klassiker „Fil à plomb“.
© Dörte Pietron



It's teatime, ladies: Mia und Chrissi beim entspannten Ratsch am Standplatz
© Heinz Zak

schon mal angeschaut, aber gedacht, da habe ich die Hose noch zu weit unten. Dann sind wir eingestiegen und auch bis zum Gipfel gekommen. Das war für mich der Punkt, wo ich mir gedacht habe, he, da geht noch mehr.

Andi » Die Kader-Aktionen haben euch also mehr Selbstvertrauen gegeben?

Chrissi » Auf jeden Fall, ja.

Auch dazugelernt haben sie schon viel im ersten Jahr, vor allem im Eis- und Mixedklettern, trotz des eher mäßigen Winters, und auch im technischen Klettern. Und sie sind gierig darauf, mehr mitzunehmen: „Das ist eine Riesenchance“, schwärmt Caro. Wem das ambitionierte alpine Bergsteigen am Herzen liegt, den muss die Leidenschaft begeistern, mit der diese jungen Frauen dafür brennen. Und der muss sich freuen, dass der Kader ihnen dabei hilft – wobei sie wieder als Rollenmodelle andere Frauen zum Aufstieg in dieser Disziplin motivieren können.

Dörte » Beim Männerkader ist das Niveau von Kader zu Kader gestiegen. Das kann jetzt bei den Frauen genauso passieren.

Chrissi » Viele werden jetzt mit 14, 15 im DAV-Magazin lesen: Boah, da gibts einen Expeditionskader, und sich denken: Da mag ich hin. Was muss ich dafür tun?

Anette » Habt ihr es so empfunden, als ob für die Jungs der Weg ins Alpine offener wäre als für die Mädels?

Chrissi » Mein Papa ist früher selber viel geklettert, aber er wollte nicht, dass ich ins alpine Klettern reingehe. Zu Jungs sagt man eher: Komm mit, Bua, du packst das schon, bei Mädels ist man eher behütend.

Alex » Habt ihr das auch so erfahren? Dass man denkt, ambitioniertes Bergsteigen ist nicht das Richtige für Frauen?

Dörte » Ich glaube, das ist einfach traditionell so. Ich merke das selber auch, dass man sich als Frau erst mal beweisen muss und zeigen, okay, man kann es.

Chrissi » Letztes Jahr war ich mit einer Freundin auf der Haute Route unterwegs. Da hat jeder Hüttenwirt bei der nächsten Hütte angerufen und gesagt, sie sollen Bescheid sagen, wenn die zwei Frauen angekommen sind.

Dörte » Ich merke es ja bei mir selber. Wenn ich an einer schweren Tour stehe und in der Seilschaft vor mir ist eine Frau, dann denke ich: Das kann ja noch ewig dauern.

Yvonne » Gerade jüngere Mädels werden immer erst mal schief angeschaut. Dass man das durchsteht und trotzdem sagt, jetzt gehe ich aber mit: Da braucht es nochmal ein Stück mehr Ausdauer.

Caro » Das war bei mir extrem so. Es war voll unfair, auf die erste Hochtour durften bei uns nur die Jungs mit, wir Mädels nicht.

Yvonne » Bei mir war's krass, weil ich über Jahre das einzige Mädel in der Jugendgruppe war. Da ging es einfach nicht, dass ich gejamert hab oder nach 1000 Höhenmetern nicht mehr konnte.

Ursi » Bei mir hat es gedauert, bis ich das Selbstvertrauen hatte, die Touren anzugehen, von denen ich geträumt habe – und auch zu sagen: das mache ich jetzt und ich gehe mit.

Mia » In meinen Anfängen war ich immer mit Männern unterwegs. Aber die haben eher gesagt, geil, mal ein Mädel, das auch was draufhat.

Wie für viele ihrer Geschlechtsgenossinnen fingen auch für die Kader-Mädels die Mühen der Bergtour schon vor der Abfahrt an. Kein Wunder, dass sie ihre Vorbilder am liebsten unter Frauen suchen – etwa die spanische Solo-Bigwallerin Silvia Vidal oder das belgische Allroundtalent Chloé Graftiaux, die vor zwei Jahren leider tödlich verunglückt ist. Doch gibt es auch einen „weiblichen“ Stil am Berg, der sich vom „männlichen“ unterscheidet?

Ursi » Männer oder Frauen am Berg, das läuft komplett anders ab, allein schon von den Gesprächsthemen her. Aber ich finde beides spitze.

Yvonne » Es kommt immer auf die Persönlichkeit an. Wenn es passt, passt's – egal, ob männlich oder weiblich.

Mia » Kommunikation und Entscheidungsfindung sind in einer Gruppe von sechs Frauen massiv anders, als wenn man mit Männern unterwegs ist.

Chrissi » Männer sagen, was sie wollen. Zum Beispiel wenn es darum geht, wer vorsteigt: Dann heißt es entweder: „Steig du vor“ oder „Ich würde es gern machen.“ Bei Frauen: „Ja, mir ist das wurscht.“

Caro » Also wenn ich die erste Seillänge vorsteigen will, dann sag ich das auch.

Sechs Frauen und die Trainerin

Charlotte Gild (Charly) * 9. 3. 1985 in Würzburg, hat in Innsbruck Geografie studiert, kam zum ambitionierten Bergsteigen vor allem durch Studienkollegen in Innsbruck.

Christina Huber (Chrissi) * 19. 4. 1989 in Garmisch-Partenkirchen, studiert Wirtschaftswissenschaften in Innsbruck, kam zum ambitionierten Bergsteigen, weil sie zur Bergwacht wollte.

Yvonne Koch * 3. 3. 1989 in Germering, studiert Geophysik in München, kam zum ambitionierten Bergsteigen über ihre aktiven Eltern und die Jugendgruppe ihrer DAV-Sektion.

Mirjam Limmer (Mia) * 29. 11. 1985 in Bamberg, studierte Sportwissenschaft in Bochum, kam zum ambitionierten Bergsteigen durch ein halbes Jahr Backpacking in Neuseeland nach dem Abitur.

Caroline North (Caro) * 25. 3. 1991 in Genolier (CH), studiert Geowissenschaften in Lausanne, kam zum ambitionierten Bergsteigen durch eine DAV-Jugendgruppe in Darmstadt, für die ihre Mutter sie anmeldete.

Ursula Wolfgruber (Ursi) * 6. 12. 1985 in Bad Reichenhall, studiert Lehramt (Grundschule: Geografie, Deutsch, Mathe, Sport) in München, kam zum ambitionierten Bergsteigen durch ihre Familie.

Die Trainerin: Dörte Pietron * 27. 4. 1981 in Heidelberg, studierte Physik und ist staatlich geprüfte Berg- und Skiführerin, leitet das Frauenteam des DAV-Expeditionskaders. Mitglied im Expedkader 2005.

Alex » Auf den zwei Trainingscamps der Jungs, wo ich dabei war, musste auch manchmal der Trainer festlegen, wer mit wem geht, sonst hätte die Entscheidungsfindung zu lange gedauert.

Mia » Ich glaube, dass Frauen ein stärkeres Harmoniebedürfnis haben. Dieses: „willst du das denn auch und bist du damit einverstanden?“ haben Männer, glaube ich, weniger. Und ich habe auch das Gefühl, dass Frauen sich eher unterschätzen – und Männer, pauschal gesagt, risikobereiter sind.

Caro » An den Unterschied im Sozialen glaube ich auch. Ich mache mir schon immer Gedanken, dass es den anderen auch Spaß macht und gut geht. Das ist bei Jungs manchmal nicht so stark.

Chrissi » Die Jungs geben auch weniger nach. Frauen versuchen eher zu schauen, dass jeder irgendwie auf seine Kosten kommt.

Konsens mit den Männern jedenfalls verbindet die Expedkader-Frauen beim Thema Leidenschaft.

Andi » Gibt es ein Leben ohne Klettern?

Mia » Na voll!

Yvonne » Raus!

Mia » Nein! Das war natürlich nicht ernst gemeint!

Alex » Gibt's für euch was anderes im Leben außer Klettern und Bergsteigen?

Charly » Ich bin nicht nur Kletterer, ja.

Ursi » Auf jeden Fall: Es gibt das Studium, Freunde, Bücher ...

Chrissi » Das Studium ist ein guter Ausgleich. Oder einfach mal auf ein Eishockey-Spiel gehen oder mit Freunden rumhängen. Oder Party machen.

Caro » Aber Klettern ist schon das, was mir am meisten Erfüllung gibt – was mich einfach so richtig glücklich machen kann.

Yvonne » Mit jedem Meter lernt man was, macht man eine Erfahrung.

Caro » Und wird stärker.

Chrissi » Wenn du dich an die Grenze rausforderst.

Caro » Das ist doch genial, oder? Wirklich am Limit sein.

Chrissi » Und geile Aktionen durchziehen und Spaß haben.

Das Gespräch führten: Alexandra Albert (Sozialpädagogin, begleitete für ein Buchprojekt die letzten beiden Männerteams des Expedkaders), Anette Köhler (Chefredakteurin des Alpenvereinsjahrbuchs), Anette Dick (siehe S. 254).

Das komplette Gespräch können Sie nachlesen unter: alpenverein.de -> bergsport -> expedkader

Frühe Frauenseilschaften

In den Bergen sind reine Frauenteam bis heute eine Ausnahmererscheinung, umso interessanter ist ein Blick in die Geschichte

>> **Ingrid Runggaldier**

Bergsteigerinnen taten sich bereits ziemlich früh in Frauenseilschaften zusammen, um ohne Begleitung eines Vaters, Bruders, Ehemanns oder Freundes in die Berge zu gehen. Sie kletterten gemeinsam, weil ihnen dies völlig neue Erfahrungen ermöglichte und sie in den jeweiligen Gefährtinnen die idealen Kletterpartnerinnen sahen. Besonders Bergsteigerinnen aus dem anglo-amerikanischen Raum, wie Miriam O'Brien Underhill, traten dabei mit einem neu erlangten Selbstbewusstsein auf und sahen diese Form des Bergsteigens auch als emanzipatorischen Akt.



*Wir fühlen uns frei, sorglos und selbstständig.
Es gibt nichts Schöneres, als oben
in den Bergen allein zu sein.*

Helena Dłuska

Miriam O'Brien Underhill

Miriam O'Brien Underhill war eine der herausragenden Persönlichkeiten des Frauenbergsteigens: Bergsteigerin, Umweltaktivistin und Feministin. Sie wurde 1898 in Forest Glen, Maryland, geboren und verstarb 1976 in Lancaster, New Hampshire. Ihre Mutter war Ärztin, ihr Vater Zeitungsverleger und Regierungsfunktionär. Sie selbst absolvierte ein Studium in Mathematik und Physik und ein weiteres in Psychologie. 1914 besuchte sie mit ihrer Familie zum ersten Mal die Alpen. Ihre ersten Bergtouren unternahm sie in der Umgebung von Chamonix. Nach dem Ersten Weltkrieg verbrachte sie viele weitere Sommer in verschiedenen Gebieten der Alpen, wo sie zahlreiche Touren, darunter auch Erstbegehungen, unternahm. Sie war seit 1920 Mitglied des Appalachian Mountain Club. Ernsthaft zu klettern begann O'Brien jedoch erst 1926. Am 7. Juli 1927 gelang ihr mit Margaret Helburn und den Bergführern Angelo und Antonio Dimai sowie Angelo Dibona die Besteigung der „Via Miriam“ am Torre Grande (Cinque Torri) bei Cortina. Angelo Dimai und Arturo Gaspari hatten die Route die Woche zuvor eröffnet und sie nach dem Vornamen der jungen Bergsteigerin benannt. O'Brien unternahm auch mehrere Erstbegehungen, wie etwa die Überschreitung von der Aiguille du Diable zum Mont du Tacul; in ihrem Tourenbuch finden sich auch zahlreiche schwierige Routen, wie etwa die Südostkante an der Punta Fiamas bei Cortina.

Gerade das Klettern in den Dolomiten schien ihr für Frauen besonders geeignet zu sein. Mehr als eine Frage der Ausdauer und körperlichen Kraft empfand sie das Felsklettern wie eine Art Gymnastik, eine Frage körperlicher Geschicklichkeit und Elastizität. Und sie schrieb: „Wie viele andere Frauen fand ich, dass die Dolomiten genau für meinen Geschmack gemacht waren – mit ihren kleinen vorzüglichen Griffen und Stufen für Zehen und Finger, wo ein feines Gefühl für Balance, und nicht brachiale Kraft, ausschlaggebend ist. Und obwohl es natürlich von Vorteil ist, kräftige

Muskeln zu haben, wird der Meisterkämpfer nicht unbedingt einen guten Dolomitenkletterer ergeben, der Balletttänzer womöglich schon.“¹

Bekannt wurde O'Brien Underhill jedoch vor allem wegen ihrer vielen Besteigungen, die sie als Mitglied von Frauenseilschaften unternahm. So bestieg sie 1931 mit Micheline Morin den Mönch und die Jungfrau im Berner Oberland und mit Alice Damesme die Aiguille de Grépon im Mont-Blanc-Gebiet (1929) sowie das Matterhorn (1932); es handelte sich jeweils um die erste Besteigung dieser Berge durch eine reine Frauenseilschaft.

1939 heiratete sie Robert Underhill, einen Bergsteiger und Harvard-Professor. 1956 erschien ihre Autobiografie *Give me the Hills*. Sie veröffentlichte auch verschiedene Beiträge in Zeitschriften und war Herausgeberin der Vereinszeitschrift des Appalachian Mountain Club. Im Gebirgszug Wind River Range in Wyoming ist der Gipfel Miriam Peak nach ihr benannt.

Miriam O'Brien Underhill erkannte bald, dass die Mündigkeit am Berg über die Geschlechterdebatte hinausging. Sie schrieb: „Sehr früh wurde mir bewusst, dass die Person, die einem guten Seilersten, Bergführer oder Amateur immer nur hinterherklettert, das Bergsteigen möglicherweise nie richtig erlernt und nur einen Teil der vielfältigen Kletterfreuden genießen kann. [...] Wer als Seilerster klettert, hat mehr Spaß, weil er die technischen und strategischen Probleme, die sich ihm stellen, lösen muss – und da er gewöhnlich auch die Verantwortung für die Seilschaft trägt, erzielt er für sich auch die größere Befriedigung, denn das Bergsteigen ist eine Sportart, die eine ansehnliche intellektuelle Kraft voraussetzt.“²

Gerade weil ihr die Bedeutung und die Vorzüge des Vorstiegs bewusst waren, hatte sie auch bald die Erfahrung gemacht, dass es für Bergsteigerinnen, so gut sie auch sein mochten, schwierig war, wie ein Mann als Seilerste klettern zu dürfen. „Welcher Mann würde im Notfall die Situation nicht sofort in die Hand nehmen?“, lautete hierzu ihre rhetorische Frage. Deshalb beschloss sie, ihre Klettertouren „nicht nur führerlos, sondern auch männerlos“ zu versuchen. Mit Miriam O'Brien ent-

1 *Miriam O'Brien Underhill, Give me the Hills, London, Methuen & Co, 1956, S. 36*

2 *Ebd., S. 149*

Auch wenn sie keine eingeschworene Frauenseilschaft im eigentlichen Sinn bildeten, setzt diese Aufnahme von Paula Wiesinger Steger (links) und Leni Riefenstahl die Vorzüge dieser unkonventionellen, selbstbestimmten Zweckgemeinschaften bestens ins Bild. Im Hintergrund die Westwand der Pordoi-spitze/Dolomiten

© Archiv Ingrid Runggaldier



Alice Damesme und Miriam O'Brien nach der ersten „männerlosen“ Überschreitung der Aiguille du Grépon im Mont-Blanc-Gebiet im Jahr 1929

Quelle: Miriam O'Brien Underhill: *Give me the Hills*, London 1956

stand die legendäre „cordée féminine“, eine reine Frauenseilschaft. Ihr gehörten neben Miriam O'Brien und Alice Damesme Winifred Marples sowie Nea und Micheline Morin an, die als selbstständige Bergsteigerinnen bekannt wurden.

Natürlich ließen die üblichen Kritiken und despektierlichen Kommentare nicht lange auf sich warten. Als O'Brien und Damesme 1929 den Grépon sozusagen allein erfolgreich bestiegen, kommentierte der Bergsteiger Étienne Bruhl das Ereignis mit Bedauern: „Den Grépon gibt es nicht mehr, freilich sind noch einige Felsen dort, aber als Klettertour existiert er nicht mehr. Nun da er von zwei Frauen allein begangen wurde, kann kein Mann mit Selbstachtung ihn noch besteigen. Schade, denn es war eine schöne Bergtour.“³ Auch in der Presse wurde die Leistung von Frauenseilschaften zuweilen negativ kolportiert. So berichtete die *New York Times* über die erste „rein weibliche“ Besteigung des Matterhorns unter dem Titel „An Easy Day For a Lady“. Dabei spielte sie an Leslie Stephens Aussage an, wonach jede noch so schwierige Bergtour mit der Zeit unweigerlich zu einer anspruchslosen Damentour würde.⁴

³ Ebd., S. 158

⁴ Vgl. Leslie Stephen, *Alpine Dangers*, in: *Alpine Journal* 2 (1865–1866), 1866, S. 274

Frauenseilschaften waren eine eher seltene Form der Klettergemeinschaft, doch zeichneten sich diese durch ihre relative Beständigkeit aus. Zumeist waren es Schwestern, Schwägerinnen, Mütter mit ihren Töchtern oder Freundinnen, die zusammen kletterten. Während Männerseilschaften der Norm entsprachen, wurden reine „Ladies-Only-Seilschaften“⁵ ausdrücklich als solche bezeichnet, weil sie eine Besonderheit darstellten. Tatsächlich war es für Bergsteigerinnen gar nicht so leicht, sich ihrer männlichen Klettergefährten zu „entledigen“ und Gefährtinnen zu finden, die technisch auf etwa demselben Niveau kletterten. So erklärte Paula Wiesinger Steger beispielsweise, dass sie kaum mit anderen Frauen geklettert sei, nicht etwa, weil sie nicht wollte, sondern weil sich keine Gelegenheit dazu fand. Wohl auch aus diesem Grund kletterten Frauen, die einmal in einer Frauenseilschaft zusammengefunden hatten, weiterhin zusammen und bildeten somit bewährte Seilschaften. Dieses gemeinsame Bergsteigen wurde von den Bergsteigerinnen als besonderes Erlebnis und als sehr genussvoll empfunden. In ihrem Aufsatz „Ladies Only“ berichtet Nea Morin über eine Tour, die sie mit Alice Damesme und ihrer Schwägerin Micheline Morin durchgeführt hatte. Die drei Frauen freuten sich wie Kinder, die etwas Unerlaubtes im Schilde führten:

„Als wir vorschlugen, die Blatière zu versuchen, sahen uns die Männer verächtlich an. Warum wollten wir denn eine solche Tour unternehmen, wenn wir doch die Möglichkeit gehabt hätten, etwas viel Besseres zu machen, indem wir ihrer Spur folgten? Doch kein Einwand konnte unsere Entschlossenheit erschüttern. So standen wir nun am Montenvers, ziemlich erschöpft und nicht wenig beschämt, unsere Männer mit solcher Härte fortgeschickt zu haben; doch nachdem wir am Grashang hinter dem Hotel in der Sonne gelegen waren und auf der Terrasse Tee getrunken hatten, wurden wir wieder heiter. Schließlich hätten die anderen auch Spaß bei ihrer Tour gehabt, und sobald wir von unserer kleinen Flucht zurückgekehrt und ihre Sorgen um unser Wohl beruhigt gewe-

⁵ Nea Morin bezeichnete mit dem Ausdruck „Ladies Only“ die Besteigungen, die sie ohne Männer unternahm. Vgl. Nea Morin, *Ladies only*, in: *Ladies' Alpine Club Year Book* (1935), S. 31

sen wären, hätten sie sich bestimmt fast noch mehr gefreut als wir.“⁶

Den Männern und ihren gut gemeinten Ratschlägen konnte sich besagte Frauenseilschaft dennoch nicht ganz entziehen. Als Morin & Co. einer anderen Seilschaft begegneten, fühlten sich die Bergführer für die „allein“ kletternden Frauen verantwortlich. Morin schreibt: „Wir waren gerührt über das väterliche Auge, das die Bergführer auf uns hielten; mehr als einmal boten sie uns Hilfe oder Ratschläge an, aber natürlich immer mit dem Habt-Spaß-so-viel-ihr-wollt-denn-wir-sind-immer-da-um-euch-zu-retten-Lächeln.“⁷

Die Tour selbst richteten sich die drei Frauen genau nach ihren Ansprüchen und ihrem Geschmack ein: „Wir waren glücklich und gut gelaunt, Gefühle, die verständlich waren, weil es für jede von uns der erste angenehme Tag des ganzen Sommers in den Bergen werden sollte. Keine Eile, keine Überanstrengung vor einer lang ersehnten Pause. Zeit zum Fotografieren, auszuruhen, zu essen – kurz, Zeit für alles, was einen Ausflug angenehm macht.“⁸

Der Wert einer Begehung durch eine Frau wurde danach bemessen, ob sie mit oder ohne Mann erfolgte. Kletterten Frauen mit Männern, fiel unweigerlich Letzteren der größte Teil des Verdienstes zu, erstens weil alle davon ausgingen, dass die Männer vorausstiegen, zweitens weil Frauen prinzipiell als der unterlegene Teil der Seilschaft betrachtet wurden. Die Bergsteigerin Palma Baldo aus Trient drückte sich dazu so aus: „Klettert eine Frau mit einem Mann, so zählt ihre Leistung nur ein Viertel, klettert sie jedoch mit einer anderen Frau, vervierfacht sich ihre Leistung in den Augen der Öffentlichkeit.“⁹

In einem Aufsatz im Bulletin des Appalachian Mountain Club warf Miriam O’Brien Underhill einen Blick auf die Geschichte der Frauenseilschaften.¹⁰ Dabei stellte sie fest, dass die Bezeichnung „Frauenseilschaft“ oft allgemein für Seilschaften



Von links nach rechts: Micheline Morin, Nea Morin und Alice Damesme 1933 auf der Aiglehütte, nachdem sie gemeinsam die Meije überschritten hatten

Quelle: Birkett, Bill, and Bill Peascod: *Women climbing, 200 Years of Achievement, The Mountaineers, Seattle, London, 1989*

verwendet wurde, an denen Frauen teilnahmen.¹¹ Richtige Frauenseilschaften waren für O’Brien Underhill aber nur Seilschaften, die ohne Männer und damit auch ohne Bergführer unterwegs waren. Eine erste „Cordée féminine“ machte sie in der Seilschaft der Schwestern Rolanda und Ilona Eötvös aus.

Rolanda und Ilona Eötvös

Die ungarischen Baronessen verbrachten mit ihrer Familie etliche Sommer in Cortina d’Ampezzo. Ihr Vater, Loránd Eötvös, war Physiker und Chemiker, Universitätsdozent und ungarischer Unterrichtsminister. Die beiden Schwestern kletterten vor allem mit den Ampezzaner Bergführern Antonio Dimai, Giovanni Siorpaes und Agostino Verzi, mit denen ihnen auch verschiedene Erstbesteigungen gelangen – darunter etwa die Südwand der Tofana di Rozes im Jahr 1901 und die Süd- und Südkante der Grohmannspitze 1908. Außerdem konnten die Schwestern Eötvös eine beachtliche Liste von anspruchsvollen Wiederho-

6 Ebd. S. 31

7 Ebd., S. 34

8 Ebd.

9 Aus einem Gespräch anlässlich einer Tagung im Grand Hotel Toblach im Sommer 2001

10 O’Brien Underhill, „Without Men“, in: *Bulletin Vol. XXVI, Nr. 4, Appalachia, Vol. XIX, Nr. 2 (1932), S. 187–203*

11 Es ist zu bedenken, dass Bergführer für die ersten Bergsteiger, seien es nun Frauen oder Männer, eher wie Dienstboten denn als vollwertige Mitglieder einer Seilschaft betrachtet wurden, weshalb auch bei der Bezeichnung „Frauenseilschaft“ nicht so genau differenziert wurde.

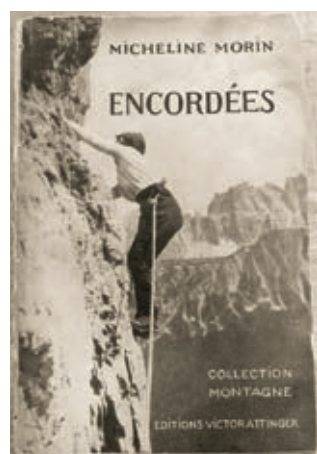


Miriam O'Brien Underhill
auf einem Felszacken in
den Aiguilles de
Chamonix

© London, Alpine Club
Library/Photolibary

Micheline Morin: „Encordées“ – eine der ersten
Publikationen über das
Frauenbergsteigen (1936)

© Archiv Ingrid Runggaldier



lungen durchführen, beispielsweise am Campanile Basso, dessen Gipfel übrigens die Wienerin Vineta Mayer als erste Frau betreten hatte. Dass es die Schwestern mit dem Klettern ernst meinten, zeigt unter anderem die Tatsache, dass ihr Vater ihnen für das Training in der Nähe des Misurina-sees sogar einen eigenen Klettergarten einrichten ließ. Ohne das Wissen ihrer Eltern stiegen Rolanda und Ilona 1907 allein auf die Große Zinne.

In einem Brief an Miriam O'Brien Underhill erinnerte sich Rolanda Eötvös: „Wenn Sie sich für unsere ungezogenen Klettertouren interessieren, mit denen wir unsere armen Eltern täuschten, werde ich Ihnen hier eine kurze Beschreibung davon geben. Die lustigste war auf der Großen Zinne. Meine Schwester Ilona und ich brachen um zwei Uhr morgens von Schluderbach auf, indem wir uns zuerst von unserem Balkon mit einem Seil abseilten. Wir waren schon einmal auf der Großen Zinne gewesen, doch als wir gegen sechs Uhr beim Einstieg waren, zog von überall her Nebel hoch. Wir begannen zu klettern, aber wir kamen bald vom Normalweg ab und stiegen viel zu weit links hinauf. Der Aufstieg schien uns viel schwieriger, als wir ihn vom ersten Mal in Erinnerung hatten, doch mit dem Nebel und ohne Bergführer kam uns das ganz natürlich vor. Nach einer Weile gelangten wir an einen ziemlich langen und schwierigen Kamin, an dem wir uns schrecklich abquälten, doch schließlich brachten wir ihn hinter uns. Als der Nebel sich lichtete, hörten wir von der nahen Westlichen Zinne Rufe. Jemand gab den blöden Idioten, die ohne Führer vom Weg abgekommen waren, Hinweise. Nach zahlreichen Schwierigkeiten erreichten wir voller Stolz den Gipfel, wo sich der Nebel mittlerweile aufgelöst hatte und die Sonne herrlich schien.“

Dann geschah etwas Schreckliches. Giovanni Siorpaes – unser Bergführer, Freund und für uns so etwas wie ein Kindermädchen – stand mit einem deutschen Gast auf dem Gipfel der Westlichen Zinne! Sein Zorn und Entsetzen waren unvorstellbar, als er sah, dass wir die Idioten waren, die auf dem falschen, viel schwierigeren Weg hinaufgeklettert waren. Er schrie und schimpfte so laut, dass man ihn bis Misurina gehört haben muss. Dann ließ er seinen Touristen allein auf dem Gipfel stehen, stieg ab und über die Große Zinne wieder hinauf, wohl in der Absicht uns zu verha-

en. In der Zwischenzeit stiegen wir ihm ganz ruhig und ohne die geringste Schwierigkeit über den Normalweg entgegen. Er machte uns eine fürchterliche Szene, doch schließlich war alles wieder in Ordnung und auch der deutsche Gast regte sich nicht allzu sehr auf, dass er einige Stunden allein auf dem Gipfel der Westlichen Zinne warten musste.¹² Andere führerlose Begehungen, wie z. B. Monte Cristallo oder in den Cadinspitzen, führten die beiden Schwestern zwischen 1907 und 1914 durch. Die 1878 geborene Rolanda und die 1880 geborene Ilona Eötvös – sie heirateten übrigens beide nicht – gehörten den vornehmsten Gesellschaftskreisen des damaligen Europa an und verbrachten viele Sommer in Schluderbach und Cortina, wo sie sich mit viel Personal einquartierten. Der Zweite Weltkrieg hatte für sie katastrophale Folgen: Ilona Eötvös verstarb 1945 während der Belagerung Budapests an Auszehrung, Rolanda überlebte noch einige Jahre dank einer staatlichen Rente und der Einnahmen eines Kinos, das ihr für den Unterhalt überlassen worden war. Ihre prekäre finanzielle Lage versuchte sie mit Übersetzungen aus dem Russischen zu lindern. 1953 verschied auch sie in Budapest.

Anna und Ellen Pigeon

Eine weitere frühe Frauen-Klettergemeinschaft stellten auch die zwei Schwestern Anna und Ellen Pigeon dar. Sie begannen erst mit etwa dreißig Jahren zu klettern, was ihr Leben grundsätzlich verändern sollte. Zehn Jahre lang reisten die Engländerinnen jeden Sommer in die Alpen.

1885 wurde ihr Buch „Peaks and Passes“ publiziert – eine Art Tagebuch mit genauen Berichten über ihre Unternehmungen zwischen 1869 und 1876. Am Anfang ihrer Karriere, 1869, erfolgte ihre heute vermutlich bekannteste und dramatischste Begehung: die Überschreitung des Sesia-Jochs von Zermatt nach Alagna. Der Pass war erst einmal, und zwar im Jahr 1862, überschritten worden und galt als schwieriges und äußerst anstrengendes Unterfangen, von dessen Wiederholung ab-

¹² Der Brief wurde von Miriam O'Brien Underhill in ihrem Aufsatz „Without Men“ im Dezemberheft des Jahres 1932 des Appalachian Mountain Club (Bulletin Vol. XXVI, Nr. 4 Appalachia, Vol. XVX, Nr. 2) publiziert, S. 187–203. Übersetzung der Autorin.

geraten wurde. Zwar wurden die Schwestern Pigeon auf dieser Tour von zwei Trägern begleitet, doch waren diese angeblich so inkompetent und unfähig, dass eine der Schwestern die Führung der Seilschaft übernehmen musste und als Letzte am Seil abstieg. Die Seilschaft war insgesamt mehr als acht Stunden unterwegs und erreichte ihr Ziel nach lang eingetretener Dunkelheit. Sehr typisch im Falle von weiblichen Leistungen war, dass die gelungene Unternehmung später in Frage gestellt wurde. „Mann“ traute den beiden Frauen diese „Tour de force“ nicht zu. Elizabeth Le Blond (Main), Zeitgenossin der Schwestern Pigeon und mit ihnen persönlich bekannt, glaubte ihnen jedoch und zeigte sich mit ihnen solidarisch, indem sie über die von ihnen unternommene Sesia-Joch-Überschreitung berichtete. Der Schwesternseilschaft gelangen in der Folge noch mehrere weitere, für die damalige Zeit schwierige Besteigungen. So etwa die Traversierung des Matterhorns von Breuil nach Zermatt. Schlechtes Wetter und Stürme, Biwaks auf großer Höhe und in der Kälte scheinen sie kaum betrübt zu haben. Dagegen mussten sie sich vielfach über unzuverlässige Bergführer ärgern. Vermutlich war das ein Grund, weshalb sie es, wenn möglich, vorzogen, alleine zu klettern.

Mary Paillon und Katharine Richardson

Eine herausragende Seilschaft bildeten die Französin Mary Paillon und die Engländerin Katharine Richardson¹³: Sie waren nicht nur Kletter-, sondern auch Lebensgefährtinnen. Im Jahr 1891 bestiegen sie die Aiguille Méridionale d'Arves in den französischen Rhone-Alpen. Diese erste weibliche Begehung des Berges drohte tragisch zu enden, da der Rock Mary Paillons sich verfang und einen Stein loslöste, der Katharine am Kopf traf. Der Schlag hätte tödlich sein können, doch glücklicherweise kam Katharine glimpflich davon. Katharine

¹³ Katharine Richardson (1854–1927) hatte die Meije 1888 mit Pierre Gaspard und Jean-Baptiste Bich bestiegen. Sie war eine formidable Bergsteigerin. Sie machte 116 schwierige und etwa 60 zweitrangige Touren, also insgesamt 176 Begehungen, davon sechs neue Routen und 14 „weibliche“ Erstbegehungen. Ihr bevorzugtes Klettergebiet waren die Westalpen, insbesondere die Savoyer Alpen und das Dauphiné.



Stereoskopische Aufnahme der Eötvös-Schwwestern Ilona (1880–1945) und Rolanda (1878–1953) als junge Mädchen auf dem Balkon ihres Hauses in Budapest
© Eötvös Lorand Geophysical Institute, Budapest

Richardson, der im Jahr 1888 die erste Frauenbesteigung der Meije gelungen war, überließ kurz vor dem Gipfel ihrer Freundin Mary den Vortritt: „Geh du voraus, ich hab die Meije bestiegen, nimm du dir die Aiguille d'Arves.“ Obwohl sich die beiden erst 1888 kennenlernten, unternahmen sie viele gemeinsame Besteigungen, fast immer ohne Bergführer. 1893 gelang ihnen gemeinsam die Meije.

Von den zwei Bergsteigerinnen war Mary Paillon vielleicht die kämpferischere der beiden. Sie hatte dezidiert feministische Ansichten und war überzeugt, dass Frauen das Stimmrecht zustehen müsse. Solange sie konnte, publizierte sie Aufsätze über alpine Themen. Da sie jedoch relativ früh fast vollständig erblindete, musste sie das Schreiben aufgeben. Die Namen von Mary Paillon und Katharine Richardson sind untrennbar miteinander verbunden. Beide waren Mitglieder des Ladies' Alpine Club, Mary eine Zeitlang sogar dessen Vizepräsidentin. Als Mary Paillon ihr Augenlicht verlor, zog sich das Paar nach Ouillins bei Lyon zurück, wo Katharine ihrer Freundin bis zu ihrem eigenen Tod im Jahre 1927 zur Seite stand. Mary verschied 1946 im Alter von 98 Jahren. Ihr Lebensmotto, dem sie bis zum Schluss treu blieb, lautete: „Immer bis zum Ende durchhalten!“

Literatur:

Ingrid Runggaldier: Frauen im Aufstieg. Auf Spurensuche in der Alpingeschichte. Edition Rhaetia, Bozen 2011. Alle Bilder dieses Beitrags stammen aus diesem Buch.



Die Linie seines Lebens

Der österreichische Extremkletterer
Albert Leichtfried im Porträt

>> **Stephanie Geiger**

Meteorologe, Berg- und Skiführer, Extremkletterer, in dieser Reihenfolge beschreibt Albert Leichtfried sich selbst.

Wer ihn kennt, weiß noch manche andere Facette zu nennen.

Vielseitig ist er, ein heller, unabhängiger Kopf. Und derzeit einer der besten und kreativsten Eiskletterer der Welt.

Die Aufnahme hängt im Flur. Der Blick fällt sofort darauf. Zu sehen ist ein riesiger Eiszapfen, der sich vom grauen Fels gelöst hat und wie ein Vorhang nach unten gewachsen ist. Im Hintergrund Berge und strahlend blauer Himmel. Die Sonne lugt hinter einer Felskante hervor und erleuchtet mit ihren Strahlen die Szenerie. Verschwindend klein hängt ein Kletterer in der Eisformation. Man muss schon genau hinschauen, um ihn nicht zu übersehen. Mit voller Wucht zieht die Energie dieses Augenblicks den Betrachter in ihren Bann und raubt ihm den Atem. Es ist eine Aufnahme voll landschaftlicher Schönheit und purer menschlicher Willensstärke. Ein ästhetisches Gesamtkunstwerk, das überwältigt.

Der Kletterer, der auf der Aufnahme zu sehen ist, heißt Albert Leichtfried. Er hat sich die Fotografie in seine Wohnung gehängt. Vielleicht, weil er zu Recht ein bisschen stolz ist auf seine Leistung. Doch zugeben würde er das nicht. „Ich finde die Aufnahme einfach schön“, sagt Leichtfried ganz pragmatisch. Punkt. Seine Mundwinkel zieht er kaum merklich nach oben. Er freut sich im Stillen. Denn er weiß: Er hat ein Ausrufezeichen gesetzt in der Welt des Eiskletterns. Mit „Illuminati“, so heißt die Route, ist ihm ein Meilenstein des modernen Eiskletterns gelungen. Damit hat er sich zu einer Legende gemacht und Eingang gefunden in die alpine Geschichte.

Dabei war es der pure Zufall, der Albert Leichtfried im Januar 2006 in ein abgelegenes Tal in Südtirol führte, ein Tal, weitab von seinem Eiskletterfokus, ein Tal, das er sonst wohl niemals betreten hätte. Der Fotograf Erich Gatt wollte Eiskletterer in Szene setzen. Er lud Albert Leichtfried ein, mit ihm zu kommen. Ins Langental unweit von Wolkenstein sollte es gehen, das von den örtlichen Touristern beschrieben wird als „fantastische Kulisse für Schneeschuhwanderer“. Leichtfried war skeptisch.

Als „verstecktes Eiskletterparadies“ machte Kletterpartner Paul Mair ihm das Langental schließlich schmackhaft. Mair weiß, wie man Leichtfried für eine Idee gewinnt. Gebiete, die der noch nicht kennt, reizen ihn. Und obwohl ihm der letzte Wettkampf noch in Knochen und Muskeln steckte, raffte er sich, zwar ein bisschen widerwillig, aber doch gespannt, auf, packte seine Klettersachen und stieg in Innsbruck ins Auto Richtung Süden.

Doch dann die große Enttäuschung. Drei Stunden waren sie unterwegs, die Beine waren schwer vom langen Zustieg, und dann mussten sie feststellen, dass das Eis an dem ausgesuchten Wasserfall nicht bis zum Boden gewachsen war. Von paradiesischer Eiskletterei keine Spur. Keinen Meter sollten Albert Leichtfried und Paul Mair an diesem Tag klettern. Keine spektakulären Fotos sollte Erich Gatt nach Hause bringen. „Dafür sah ich auf der anderen Talseite eine Linie, wie ich sie vorher nur in meinen wildesten Träumen gesehen hatte“, sagt Albert Leichtfried. Er war gefangen, redete nur mehr über dieses gewaltige und perfekt geformte Eisgebilde, das noch dazu am Vormittag von einem zauberhaften direkten Sonnenlicht angestrahlt wird. Wieder einmal hatte er dort, wo unzählige Eiskletterer vor ihm einfach vorbeigelaufen waren, eine Linie gesehen.

Zwei Tage brauchten sie, um die Route einzurichten

Die Eisformation hatte ihn in ihren Bann gezogen. Nur wenige Tage später war Albert Leichtfried wieder im Langental. Diesmal auf der anderen Talseite. Im Gepäck nicht nur Eisgeräte, Expressschlingen und Eisschrauben. Auch eine Bohrmaschine hatte er im Rucksack. Mit Dougal Tavener, der in diesem Winter aus Wales zum Eisklettern nach Innsbruck gekommen war, war er losgezogen. Und dann standen sie nach dem kräftezehrenden Anmarsch – tief beeindruckt ob deren Ausmaßen – gebannt vor der Eisformation. Gut 60 Höhenmeter waren es bis zum Eisvorhang, 20 Meter überhängend. Zwei Tage brauchten sie, um sich Meter für Meter den Fels hinaufzuarbeiten und die Route fertig einzurichten für Freikletterversuche.

Besessen von seiner Idee war Albert Leichtfried schon eine Woche später wieder im Langental. Er war ausgeruht, hatte ein gutes Gefühl. Und doch sollte ihm dieser Tag einiges abverlangen. Körperlich und mental würde er alles geben müssen. Doch das sollte Albert Leichtfried erst merken, als er schon mitten in der Route war. Gut, dass er das vorher nicht wusste, vielleicht wäre er erst gar nicht eingestiegen.

Dabei ließ sich die Route so gut an. Die erste Seillänge – vollständig im Fels – lief gut. Leichtfried setzte sicher Eisgeräte und Steigeisen und

„Eine Linie, wie ich sie vorher nur in meinen wildesten Träumen gesehen hatte“ – die „Illuminati“ im Südtiroler Langental raubt Eiskletterern und Betrachtern gleichermaßen den Atem.

© Hermann Erber



Ein Mann mit vielen Gesichtern: Berg- und Skiführer, Extremkletterer in Fels und Eis, Meteorologe ... Wie er das alles unter einem Helm bekommt? – „Alles zu seiner Zeit“.

© Hermann Erber (links, 3. v. l.), Klaus Kranebitter (2. v. l.), Hannes Mair (rechts)

arbeitete sich souverän den Fels hinauf. Er absolvierte diese erste Seillänge ohne Sturz. Doch schon in der zweiten Seillänge sollte er erfahren, dass die Linie, die ihn so sehr in ihren Bann gezogen hatte, alles andere als ein Honiglecken war. Vier Mal warf ihn die zweite Länge ab. Seine Kräfte waren am Ende. Einen Versuch wollte er noch unternehmen. Sollte es diesmal nicht klappen, würde er abseilen.

Diesmal lief es wie am Schnürchen. Mit wenig Kraftaufwand kletterte er flüssig bis zum Ausstiegszapfen. Doch er hatte zuvor zu viel Kraft gebraucht. Nur mit großer Mühe erreichte er den Stand. Es war ein Kampf mit dem Eis. Und es waren noch immer drei Seillängen, die vor ihm und Dougal Tavener lagen. Eine kurze Rast, noch einmal die letzten Kräfte mobilisieren für die letzte Mixedlänge. Durch sie sollte es über den Vorhang ins kompakte Eis gehen. Albert Leichtfried hatte wieder zu seiner Stärke gefunden. „Ich dachte, jetzt ist's gelaufen. Noch schnell die Säule rauf, und das war's.“

Doch die letzte Seillänge, eine etwa 50 Meter lange Säule mit steilem, meist senkrechtem Eis, erwies sich als wahrer Albtraum. „In der Mitte war ich kurz davor, die Nerven wegzuschmeißen. Ich wollte nicht mehr weiter.“ Das Eis war extrem schlecht. Die Absicherung mehr als zweifelhaft. Albert Leichtfried suchte einen Ausweg und fand ihn in einem Kamin, in dem das Eis viel besser war. Der Weg zum Ausstieg war geöffnet.

Es war der 24. Januar 2006. Die „Illuminati“ war geboren. Schwierigkeitsgrad: M 11+/WI 6+. Verdammt schwer. Die schwerste Mehrseillängen-Mixedroute der Welt. Für einen Bergsteiger, der auf markierten Wegen unterwegs ist, unvorstellbar schwierig. Nur den besten Eiskletterern vorbehalten; jenen, die die komplexen Bewegungsabläufe, die in der Route gefordert sind, ein ums andere Mal eingeübt haben. In sechs Jahren wurde die „Illuminati“ gerade acht Mal wiederholt. Erleuchtet sind die, die diese Schwierigkeiten bewältigen. Doch ihren Namen hat die Route eigentlich bekommen, weil sie so schön von der Sonne angestrahlt wird. „Ein super Gefühl, oben anzukommen und die Route geklettert zu sein“, sagt Albert Leichtfried in der Rückschau. Die Dunkelheit brach herein. Leichtfried und Tavener seilten ab. Sie hatten es geschafft.

Meteorologe, Berg- und Skiführer, Extremkletterer, in dieser Reihenfolge beschreibt Albert Leichtfried sich selbst. Besonders im Winter fällt es ihm manchmal schwer, alles unter einen Hut zu bringen: seinen Beruf, die Mitarbeit bei der Ausbildung der Bergführer, Führungstouren und seine eigenen extremen Abenteuer. Geschafft hat er es aber noch immer.

1976 geboren, aufgewachsen im niederösterreichischen Lunz am See, blonde Haare, blaue Augen, arbeitet er seit 2007 bei der Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik in Innsbruck und macht Wetterberatung für Bergsteiger. Er mag es,



wenn er anderen Bergerlebnisse ermöglichen kann. Da spielt es für ihn keine Rolle, ob er im Büro sitzt, auf Computerbildschirmen startet, die ihm verraten, wie das Wetter in den nächsten Tagen wird, und für Bergsteiger Prognosen erstellt oder ob er als Bergführer Gäste ins Gebirge begleitet. „Ich muss beim Führen keine extremen Sachen machen. Da suche ich keine Selbstbestätigung. Wenn ich mit Leuten unterwegs bin, sie durchs Gelände führe, gibt es immer wieder neue Aufgaben und Herausforderungen. Es ist einfach schön, Menschen dorthin zu bringen, wo sie ohne meine Hilfe niemals hingekommen wären.“

Viel hat er schon gemacht in seinem Leben. Über viele Jahre gehörte er zu den talentiertesten Nachwuchssrennläufern des Österreichischen Skiverbands. 1991 Gold bei der Schülerolympiade, 1993 Österreichischer Jugendmeister, 1995 Bronzemedaille bei der Juniorenweltmeisterschaft. Leichtfried war auf den Slalom spezialisiert. Doch Mitte der 90er-Jahre setzte der Skiverband auf Allrounder. Das war das Ende seiner Karriere als Rennläufer. Er passte nicht ins Konzept und flog aus dem Kader.

Albert Leichtfried stellte die Ski in die Ecke, packte sein Surfbrett und fuhr zu den Hot-Spots des Windsurfens. Südfrankreich, Südtalien, Kanarische Inseln, Hawaii. Er war in der Windsurfing-Szene angekommen. Noch heute trägt er die Haare etwas länger. Seine Frau Vroni kramt einen Schnellhefter mit Fotos vom Hawaii-Urlaub 1997

hervor und legt ihn auf den Tisch. Hohe Wellen, sagenhafte Sprünge. Und auf der letzten Seite eine Aufnahme, die einen Hinweis auf das gibt, was folgen sollte: der Surfer am Strand beim Klettern.

Albert Leichtfried – der Skifahrer, der Surfer, der Kletterer. Seinem Leben gibt er Themen, wie Überschriften für Kapitel in einem Roman. Er ist aber keiner, für den es nur ein Entweder-oder gibt. Meer oder Berge? „Eine gute Kombination aus beidem ist immer etwas sehr Schönes“, sagt er. Klettern oder Skifahren? „Skifahren macht mir wieder sehr viel Spaß. Und Klettern finde ich eh super.“ Fels oder Eis? „Alles zu seiner Zeit. Im Sommer mit Eisgeräten im Fels zu trainieren, das kann ich mir nicht vorstellen.“

Eis, wie er es mag, schmeckt entweder nach Limette oder Kokos oder es ist von ganz besonderer Konsistenz: „Softeis, eine geschmeidige Oberfläche. Du merkst, dass es passt“, sagt Leichtfried. Der Pickel muss leicht Halt finden in dem gefrorenen Wasser. Und wenn er dann noch leicht vibriert, wenn er in das Eis getrieben wird, wie ein Pfeil, der mit dem Bogen auf einen Baum trifft, dann ist das Eis perfekt fürs Klettern.

Zum Eisklettern ist Albert Leichtfried gekommen, weil er, wie er sagt, für den Fels zu viel Masse habe. Die Ärmel seines T-Shirts enden dort, wo sich die Muskeln aufbäumen. Die Arme vor der Brust gekreuzt, umfasst er unbewusst mit seinen Händen seine massigen Oberarme. In diesem Ge-

Eisfall mit Format – viel Struktur und wenig Schrauben: Curtain Call, WI 6, Ice fields Parkway, Alberta, Kanada

© Hermann Erber

sprach wird er das noch mehrmals wiederholen. Mit der rechten Hand den linken, mit der linken Hand den rechten. Pure Kraft. Zwischen 2003 und 2007 ist er im Eiskletter-Weltcup mitgeklettert. 2005 war er immerhin Dritter bei der WM. 2011 hat er die Wettkampfkletterei aber aufgegeben. „Wenn du ganz vorne mit dabei sein willst, musst du das Klettern in der Natur ganz sein lassen.“ Ihm war das zu viel Verzicht, zumal er weiß, dass er seine Limits nicht andauernd nach oben verschieben kann und irgendwann eine Grenze erreicht ist. Die Kletterwand in seiner Wohnung, auf die er neben den knallbunten Polyurethangriffen auch Baumabschnitte, kleine Holzstücke und Steine geschraubt hat für das Training mit den Eisgeräten, bringt er deshalb nur noch am Beginn des Winters ein paar Mal mit dem Flaschenzug in Schräglage, um sich auf seine Projekte vorzubereiten.

Albert Leichtfrieds Projekte sind schwierige und schwierigste Kletterherausforderungen, die in den Alpen, auf Island, in Norwegen, in Japan oder sonst wo auf der Welt darauf warten, gelöst zu werden. Er hat dafür trainiert, die höchsten Schwierigkeiten des Eiskletterns durch optimale Körperbeherrschung und ausgefeilte Technik zu lösen. Ergonomisch geformte Griffe machen die gekrümmten Eisgeräte zu Hightech-Instrumenten, mit denen der Kletterer nicht nur das Eis, sondern auch den Fels nach Haltepunkten sezziert und sogar über atemberaubende Dächer hinaus

Kerze. Es ist ständig in Bewegung, hat eine Art Lebenszyklus. Junges Eis ist nicht gut zu klettern. In der mittleren Phase, bevor es wieder schmilzt, sei es am besten, sagt Albert Leichtfried. Jeden Tag kommen neue Formationen dazu. Ein gutes Stück Zufall und ein bisschen Berechnung gehören dazu, um den perfekten Zeitpunkt zu erwischen. Die Eisformation in der „Illuminati“ ist wenige Tage nach der Erstbegehung durch Albert Leichtfried zerfallen.

Eiskletterer brauchen Geduld. Sie können nichts erzwingen. Die Temperaturen müssen kalt genug sein, damit das Wasser gefriert. Und überhaupt muss es genügend Wasser geben. Der Herbst 2011 war beispielsweise viel zu trocken. Über viele Wochen gab es in den Alpen keine Niederschläge, die Temperaturen waren zu hoch. Der Winter 2011/2012 war deshalb schlecht für Eiskletterer. Erst Mitte Januar begann das Eis langsam zu wachsen. Zu wenig gute Eisformationen haben sich gebildet. Albert Leichtfried versuchte deshalb in Island sein Glück. Seine isländischen Freunde meldeten die besten Verhältnisse seit Eisklettergedenken. Bis Mitte Januar waren dort tatsächlich beste Bedingungen. Doch als Albert Leichtfried Anfang Februar auf der Insel im hohen Norden angekommen war, zogen mehrere Warmfronten durch. Die Insel, die die Kälte im Namen trägt, hatte kein Eis. In den heimischen Tiroler Bergen waren in dieser Zeit die Verhältnisse perfekt.

*Eis, wie er es mag, schmeckt nach Kokos oder ist von ganz besonderer **Konsistenz***

kommt. Mit Pickeln, wie man sie für Hochtouren verwendet, ist heute kein Eiskletterer mehr unterwegs. Und auch Eis brauchen Eiskletterer heute nicht mehr notwendigerweise für ihren Sport. Manche verzichten ganz darauf und nennen das „dry-tooling“. „Je mehr Eis aber eine Mixedroute hat, desto besser“, findet Leichtfried. Er liebt das Eis.

Doch Eis lebt. Die Phase, in der es zu klettern ist, kann viele Wochen lang sein oder nur wenige Tage. Eis wächst wie Sinter oder eine tropfende

Leichtfried zuckt mit den Schultern. „Pech gehabt.“ Mehr Glück hatte er 2008. In dem Winter war er in Japan unterwegs. Er hatte gehört, dass es sich lohnen würde, dort nach Eis zu suchen. In völlig abgelegene Gebiete und Gegenden sind er und sein Kletterpartner Markus Bendler gekommen. So abgelegen, dass sich die Einheimischen wunderten über die Europäer, die mit schweren Rucksäcken bepackt zu den Eisfällen von Hokkaido, der nördlichsten japanischen Insel, marschierten. Eine Frau wollte sie gar davon abhalten, auch





„Ein super Gefühl, oben anzukommen“ – egal ob beim Klettern in den Mallos de Riglos in Spanien (links) oder beim Lastentransport ins letzte Hochlager während der Erstbegehung von Triple Direct, am Cerro Marmolejo (6085 m) in Chile 2006 (rechts)

© Hermann Erber

nur einen Schritt hinauszuwagen aus dem Dorf. „Verstanden haben wir natürlich nichts“, sagt Leichtfried. Und die Frau hat ihn auch nicht verstanden. Sie wollte Albert Leichtfried und Markus Bandler vermutlich vor den lauernden Lawinen warnen. Genau wissen sie das nicht. Was Albert Leichtfried aber weiß: „Wir haben in Japan ein paar lässige Touren gemacht.“ Albert Leichtfried schmunzelt. Er ist zufrieden.

Angst kennt er nicht. „Auf Angst reagiert man mit Flucht. So weit darf es beim Klettern nicht kommen“, ist Albert Leichtfried überzeugt. Gerade beim Eisklettern wird fast jeder Fehler böse bestraft. Über die Jahre sei sie gelassener geworden, sagt seine Frau, eine Sportwissenschaftlerin. „Passieren kann immer etwas. Ich weiß aber, dass Albert keine unüberlegten Sachen macht.“ Nicht nur der Sturz selbst kann schmerzhaft sein. Die spitzen und scharfen Eisgeräte und Steigeisen können zu bösen Verletzungen führen. Man müsse Respekt haben vor den Kräften der Natur. Auch er kenne Situationen, in denen der Respekt sehr groß sei.

Gar nicht so einfach, einen Partner zu finden für die Touren, wie Albert Leichtfried sie im Stande ist zu klettern. Der muss genauso souverän mit den Eisgeräten umgehen wie er selbst. Einiges konnte er nicht in Angriff nehmen, weil der entsprechende Kletterpartner fehlte. Niveau, Vertrauen, Psyche, da muss vieles passen. Die Szene ist übersichtlich. Mit Benedikt Purner aus Innsbruck hat Leichtfried einen ebenbürtigen Eiskletterer



herangezogen. Gemeinsam kletterten sie im Dezember 2009 die mit 900 Metern wohl längste Eisroute Österreichs, die in den Zillertalern zwischen Hoher Warte (2943 m) und Sagwand (3227 m) gefriert. „Moonwalk“ taufte sie die Eisroute, weil sie im Mondlicht zu- und abgestiegen sind.

Benni Purner bringt für diese Abenteuer auch die nötige Portion Leidenschaft mit. Es kann unangenehm sein, wenn zur Kälte auch noch die Nässe kommt. Das ewige Wechselspiel aus schweißtreibender Anstrengung und der Kälte am Stand, wenn man den Partner sichert, zermüht mit der Zeit. „Wenn es eisig kalt ist und man fast wieder in den Wasserfall eingefriert, dann sehnt man sich nach Touren, die man in der Sonne klettern kann“, sagt Leichtfried.

Albert Leichtfried schaut gerne auf die andere Seite. Nicht nur, um dort Sonne und Linien wie die „Illuminati“ zu finden. Wenn er über von ihm erstbegangene neue Routen berichtet, dann wäre es ihm zu wenig, einfach nur die neue Route vorzustellen. Und schon gar nicht will er sich damit profilieren. Das wäre ihm zu billig. Dafür ist er auch zu bescheiden.

Im Ötztal hat er vor wenigen Jahren eine spektakuläre Erstbegehung im Fels gemacht. Doch den Bericht über seinen „Boulevard of broken dreams“ beginnt er nicht mit den Schwierigkeiten – immerhin eine Route im X. Grad. Er schreibt stattdessen auf, wie viel es kostet, so eine Route einzurichten: „Wenn man die 96 Bolts, 8 Standketten,



16 Rapidglieder, 2 gebrochenen Bohrer, 3 verbrauchten Metallbürsten, 10 Arbeitstage, 7 Klettertage sowie 2800 gefahrenen Kilometer von Innsbruck ins Ötztal zusammenzählt, dann komme ich auf rund 2000 Euro, je nachdem, wie viel man sich für einen Arbeits- bzw. Klettertag als ‚Lohn‘ verrechnet.“ Hat sich der Aufwand denn ausgezahlt? „Die gut 200 Meter in durchwegs festem und perfekt griffigem Granit waren es allemal wert“, sagt Leichtfried.

Ein bisschen stört es ihn, dass auch Spitzenleute mehr Wert auf Publicity legen als auf Qualität, um in der Flut der Bergsteigerinformationen nicht unterzugehen. Bei authentischem Bildmaterial und dem sauberen Begehungsstil macht Albert Leichtfried keine Abstriche. Er macht sich mit Aktionen einen Namen, die es wert sind, verbreitet zu werden. Natürlich wird er erkannt, wenn er unterwegs ist. Ab und zu komme es vor, dass junge Kletterer hinter seinem Rücken tuscheln. Der eine oder andere traut sich sogar, ihn um ein Autogramm zu bitten. Albert Leichtfried ist das fast zu viel Trubel, der ihn vom Wesentlichen ablenkt, dem Klettern.

Er legt Wert darauf, dass immer alles genau passt. Dass er ein Pedant ist, das wäre zu viel gesagt. Ein Perfektionist ist er aber in jedem Fall. „Ich bin generell jemand, der seine Sachen so perfekt wie möglich machen möchte. Sachen, die mich stören, will ich mit möglichst wenig Aufwand sofort lösen. Dass ich meine Arbeit exakt machen

möchte, hat nichts mit Ehrgeiz zu tun. So bin ich halt.“ Albert Leichtfried konzentriert sich auf seine Sache. Und so müssen in seinem Vortrag auch Film und Tonspur perfekt aufeinanderliegen. Kann vorkommen, dass die Technik verrückt spielt und Bild und Ton sich verselbständigen, denkt sich der Zuschauer. „Darf nicht passieren“, wird Albert Leichtfried hinterher sagen. Er stoppt die Filmsequenz über seine Abenteuer im norwegischen Lyngenfjord und legt mit ein paar gekonnten Tastenschlägen auf seinem Notebook in Sekundenschnelle Bild und Ton wieder perfekt aufeinander. Der Vortrag beim Alpinfestival im Dezember 2011 in Prag geht weiter, so als wäre nichts geschehen.

Sein Bericht kann zum Höhepunkt kommen: die „Illuminati“. Jedes Mal wieder zieht er mit atemberaubenden Aufnahmen die Zuschauer in den Bann. Im Publikum sitzt diesmal auch Lucie Hrozová. Die Tschechin ist eine der besten Eiskletterinnen der Welt. Sie wird wenige Wochen nach Leichtfrieds Vortrag in Prag als zweite Frau nach Ines Papert die „Illuminati“ klettern.

„Die ‚Illuminati‘ war sehr speziell. Jahrelang habe ich nach dieser Möglichkeit gesucht, extremes Mixedklettern mit einem Eisfall zu verbinden. Und dann habe ich diese Linie gesehen“, sagt Albert Leichtfried. Die Eislinie im Langental sei eine Chance gewesen, wie man sie vielleicht im ganzen Leben nie erhält oder nur mit viel Glück findet. Albert Leichtfried hatte dieses Glück. „Die ‚Illuminati‘ ist die Linie meines Lebens.“

In kleinen und großen Wände zu Hause: Beim Sportklettern in Sizilien gelingen Albert Leichtfried viele schöne Erstbegehungen, wie hier „Horstls Vibes“, 7c+ (links). Rechts: Am Gipfel des Dent du Géant (4013 m) mit dem Mt. Blanc als Gegenüber (rechts).

© Klaus Kranebitter (links), Hermann Erber (rechts)

„Wer langsam geht, geht gut. Und wer gut geht, geht weit“

Kurt Diemberger begleitete dieser Leitspruch ein Leben lang

>> **Peter Meier-Hüsing**

Ein Porträt des legendären Achttausender-Besteigers, Kameramanns und ewigen „Kristallsuchers“, der heuer 80 Jahre alt wurde.



Kurt Diemberger sieht sich als vorsichtigen Menschen. Bemerkenswert für einen Extrembergsteiger. Aber der gebürtige Kärntner ist jetzt immerhin 80 Jahre alt geworden. Vielleicht gerade, weil er vorsichtig ist? „Pass auf die Dachlawinen auf“, sagt er zur Begrüßung und deutet nach oben: Auf dem Schrägdach liegen noch große Haufen Nassschnee und zerfließen nun langsam in der ersten Vorfrühlingssonne. Ungewöhnlich viel und spät hat es noch mal geschneit, hier an den Hügelausläufern des Apennin westlich von Bologna. Kurt Diembergers Haus steht oben, auf dem Kamm. Klar, wo sonst. Auf der einen Seite Blick ins Tal, auf der anderen Seite Richtung Berge. Im geräumigen Wohnzimmer hebt er die Arme und dreht sich fast hilfeschend im Kreis: Alles voll, auf Tisch, Sofa und Stühlen – überall stapeln sich Bücher, Fotos, alte Zeitungsartikel. Groß ist sein Archiv und lebendig sind noch die Erinnerungen an unzählige Expeditionen und Klettertouren.

In die Wiege gelegt war ihm sicher die Naturverbundenheit, aber nicht unbedingt die Bergsteigerei, seine Mutter starb früh, da war er gerade fünfzehn, der Vater war Biologe und Theologe. Ein Bruder starb schon vor Kurts Geburt, Schwester Alfrun wurde 1934 geboren.

Zuerst zog Kurt Diemberger von Salzburg los mit Hammer und Meißel, um Kristalle und Versteinerungen zu finden, die er als Junge auf den Schotterinseln der Salzach nach einem Hochwasser entdeckt hatte. Ammoniten, Muscheln, Schnecken, die sich bald in der heimischen Wohnung stapelten. Da war er dreizehn. Die Kristalle und die Versteinerungen faszinierten ihn. Immer höher hinauf trieb ihn die Suche, erst in die nahe Glasenbachklamm und dann bald in die Berge, in die Hohen Tauern. Und da erlag er eines Tages der nächsten Faszination. Auf dem Weg zu einem Kristallfundplatz in 3000 Meter Höhe zog ihn der benachbarte Gipfel auf einmal viel stärker an. Er gab dem Drang nach und stand bald auf dem 3017 Meter hohen Larmkogel. Alpinistisch vielleicht ein unbedeutender Gipfel im Schatten des nahen Großvenedigers, aber für Kurt Diemberger gleichsam eine „Initiation“, seit damals will er bergsteigen, will hinauf, immer und immer wieder. Und die Berge blieben für ihn immer „große Kristalle“. Ein Jahr darauf erreicht er in kurzer Lederhose den Gipfel des Großglockners, frierend, aber glücklich.

Nun gibt es kein Halten mehr: Im nächsten Bergsommer geht es mit dem renovierten Uralt-Fahrrad des Großvaters in die Westalpen, klassische Viertausender werden nacheinander „abgehakt“, als Erstes natürlich das Matterhorn.

Und dann begegnet er Hermann Buhl. Der 28-jährige Innsbrucker ist vor kurzem zurückgekehrt von seinem epochalen Alleingang zum Gipfel des Nanga Parbat und reist nun als umjubelter Vortragsreisender durch die Lande. Der jüngere Kurt Diemberger hängt an diesem Abend in Wien an Buhls Lippen, bewundert Können und Entschlossenheit des Älteren und spürt ihre Wesensverwandtheit. Nach dem Vortrag lässt er sich von Buhl ein Autogramm auf seinen Alpenvereinsausweis schreiben und ahnt nicht, dass sie nur vier Jahre später zusammen zu einer Expedition Richtung Karakorum aufbrechen werden. Ziel ist der 8051 Meter hohe, noch unersteigene Broad Peak.

Wendepunkt Schaumrolle

Diembergers Eintrittskarte für diese Expedition war sein alpinistisches Meisterstück ein Jahr zuvor, 1956: Da überwand der 24-Jährige als Erster die sogenannte „Schaumrolle“ in der Königsspitze-Nordwand, ein weit überlappendes, fragiles Eisgebilde direkt am Gipfelgrat, das aus einer wirren Zuckerbäckerfantasie entsprungen zu sein schien und mit der damaligen Eisausrüstung nur unter größtem Einsatz und Risiko erklimmen werden konnte. Diemberger war dafür entschlossen, kaltblütig und geschickt genug und plötzlich ein „Name“ unter den Extremen. Allerdings war es auch ein Erfolg mit bitterem Beigeschmack und langem Nachspiel. Denn Diembergers Durchsteigung wurde nachträglich kritisiert und bemängelt. Was war geschehen?

Im September 1956 steigt er mit seinem Partner Albert Morocutti bei besten Verhältnissen in die Königsspitze-Nordwand ein. Sie scheitern zwar im splittrigen Eis eines Wulstes, können jedoch bis ins „Innere“ der Schaumrolle vordringen und erkennen im letzten Abendlicht die mögliche Lösung des Durchstiegs! Zu spät, der Freund muss abreisen. Diemberger will den Bergsommer nicht beenden ohne die jetzt umso stärker begehrte Erstbegehung. Wenige Tage später kommen zwei Österreicher, Hannes Unterweger und Herbert Knapp, zur Königsspitze. Sie wollen den Gipfel

Mit mehr als zwanzig Expeditionen zu den Hochgebirgen Innerasiens – dabei gelang ihm u. a. die Erstbesteigung von zwei Achttausendern – sowie zahlreichen preisgekrönten Büchern und Filmen hat Kurt Diemberger Alpinismusgeschichte geschrieben.

© Manuel Ferrigato



Die vielen Gesichter einer Bergsteigerlegende: „Im Alpinstil auf zu neuen Gipfeln“ – im Hindukusch 1967 (links) und als „Expeditionsarzt“ wider Willen mit Hermann Buhl am Broad Peak 1957

© Archiv Kurt Diemberger

über den Suldengrat besteigen, Diemberger überredet sie, mit ihm zusammen unterhalb des Gipfels in die Nordwand zu queren und die Schaumrolle gemeinsam zu bezwingen. Den Rest der Nordwand will er sich sparen, hat er sie doch schon eine Woche zuvor durchstiegen. Eine Erstbegehung „in Raten“ hält er für legitim. Doch dann, am Morgen des 22. September 1956, sieht Diemberger seine neuen Partner auf einmal direkt in der Nordwand klettern. Er „sprintet“, wie er selbst sagt, den Normalweg empor, erinnert vom Grat aus an die getroffene Vereinbarung und quert in die Nordwand, um die andere Seilschaft direkt unterhalb des Eiswulstes zu treffen.

Diemberger übernimmt die Führung über die Eis- und Schneeböuche der Rolle, der direkte Durchstieg zum Gipfel gelingt, und Diemberger gilt fortan als Bezwinger der „schwierigsten Eiskletterei“ zur damaligen Zeit – doch seine Seilpartner geben später abweichende Darstellungen der entscheidenden Stunden. Sie behaupten, sie wären auch ohne Diemberger zum Gipfel gelangt, und er hätte die Hilfe ihrer Seilschaft angefordert und nicht umgekehrt. Noch beim fünfzigsten Jubiläum der Erstdurchsteigung flammt der Disput wieder auf, als das kuriose Eisgebilde der „Schaumrolle“ schon gar nicht mehr existierte.

Kurt Diemberger hält die Königspitze-Nordwand über die Riesenschaumrolle jedenfalls für seine schwierigste Erstbesteigung und „entscheidend für mein ganzes Leben“. Durch sie hört nun auch Hermann Buhl vom kühnen Eisgeher und

lädt ihn schließlich ein zur „Österreichischen Karakorum-Expedition des OeAV 1957“. Buhl will den Broad Peak mit einer Vier-Mann-Kleinexpedition im Westalpenstil angehen, Mitte der 50er-Jahre eine neue, wagemutige und visionäre Idee. Es gelang, und alle vier Teilnehmer – Hermann Buhl, Kurt Diemberger, Marcus Schmuck und Fritz Wintersteller – erreichten wohlbehalten den Gipfel – allerdings ein Erfolg, der im Nachhinein durch ein tiefes menschliches Zerwürfnis nachhaltig getrübt wurde.

Die Erstbesteigung des Broad Peak

Auch wenn die Ereignisse vom Sommer 1957 am Broad Peak zu komplex sind, um hier detailliert wiedergegeben zu werden, und sich umso mehr eine nachträgliche Bewertung verbietet, sei doch wenigstens ein Schlaglicht auf sie geworfen, da Kurt Diemberger später immer wieder von den zutiefst prägenden und unvergesslichen Erlebnissen des Gipfeltages am Broad Peak sprach. Tatsache ist, die Vierergruppe hatte sich im Laufe der physisch und psychisch enorm anstrengenden Expedition zunehmend entfremdet. Zwei Seilschaften hatten sich etabliert, die immer stärker unabhängig voneinander agierten. Auf der einen Seite der Nanga-Parbat-„Bezwinger“ und bergsteigerische Leiter Hermann Buhl und der ihn bewundernde junge „Shootingstar“ Kurt Diemberger, auf der anderen Seite das Team Schmuck/Wintersteller. So war es auch kein Wunder, dass die beiden Seilschaften trotz des gemeinsamen



Lagers auf 6950 Meter Höhe am frühen Morgen des 9. Juni 1957 getrennt voneinander Richtung Gipfel starten. Schmuck und Wintersteller überholen die Seilschaft Buhl und Diemberger in rund 7600 Metern Höhe und erreichen über den Vorgipfel und den langen Gipfelgrat am Nachmittag kurz nach fünf Uhr den höchsten Punkt des Broad Peak. Buhl ist wegen früherer Erfrierungen gehandicapt, er ist beim Gipfelgang langsam. Der jüngere Diemberger will ihn nicht allein lassen, doch Buhl sagt ihm kurz unter dem Vorgipfel, er solle losgehen, zum Gipfel, den anderen hinterher. Das tut Diemberger, voller Energie mit aller vorhandenen Kraft. Eine gute halbe Stunde nach den anderen kommt er am Gipfel an. Schmuck und Wintersteller treffen mit ihm bei den letzten Felsen am Fuß des Gipfelschneehangs zusammen – sie sind in Eile, um zu so später Stunde schnell wieder abzusteigen. Nur ein kurzer Wortwechsel folgt, keine Zeit für ein gemeinsames Gipfelfoto, doch Kurt hält die Begegnung mit seiner Kamera fest. Und dann steht Kurt Diemberger auf dem Gipfel. Aber er ist allein und angesichts der Umstände irritiert, keine Freude kommt auf. „Ich war frustriert. Doch beim Abstieg taucht vor mir am Gipfelgrat ein gelber Punkt auf. Der Hermann kommt! Langsam, aber er kommt. Da war ich wieder glücklich.“

Diemberger konnte es kaum glauben, mit unvorstellbarer Zähigkeit und Ausdauer hatte sich Buhl trotz später Stunde und seiner Erfrierungen langsam empor gekämpft. Dann stehen sie schließlich beide in der untergehenden Sonne am

Gipfel des so heiß ersehnten Broad Peak. Für Diemberger bleibt es eines seiner tiefsten Erlebnisse, „die Stunde, nach der ich mich ein Leben lang gesehen habe“. Und dann, nur 18 Tage nach diesem Gipfelerlebnis, erlebt Kurt Diemberger beim Gipfelversuch an der 7654 Meter hohen Chogolisa, wie sein Idol, sein „Bergvater“ Buhl im Schneesturm am Grat rund 10 Meter hinter ihm aus der Spur zu nah an den Wechtenrand tritt und mit der Wechte in die Tiefe stürzt. 27 Stunden braucht Diemberger, um, halb verdurstet und wie im Delirium über Schneewände und Gletscherbrüche absteigend, wieder das Broad-Peak-Basislager zu erreichen und Hilfe zu holen. Aber vergeblich, Hermann Buhl bleibt verschollen, bis heute. Bis heute sind auch die tiefen Empfindungen des Jahres 1957 für Kurt Diemberger noch sehr präsent. Es war sein „höchstes Glück“, sagt er, im abendlichen Sonnenlicht am Gipfel des Broad Peak zusammen mit Hermann Buhl zu stehen, und dann folgte so kurz darauf die schmerzliche Tragik seines Absturzes. Es liegen nur wenige Tage, Gedanken oder Sätze zwischen den Extremen.

Dazu kam das in der Folge weiter wachsende Zerwürfnis mit den beiden anderen Expeditionsteilnehmern Marcus Schmuck und Fritz Wintersteller, nie behoben, nie geklärt. Und Diemberger immer noch spürbar nah, wenn er heute durch die alten Fotos und Zeitungsausschnitte blättert. Erstmals drängt sich ihm damals, 1957 auch die Frage auf: Warum habe *ich* überlebt? Es sollte nicht das letzte Mal bleiben.

„Was ich heimbrachte, waren Freundschaften und Erinnerungen an Sturm und Kälte“ – Diemberger 1974 bei der Erstbesteigung des Shartse (7501 m; links) und 1978 als Kameramann am Everest (rechts), wo es ihm gelang, die erste Tonfilmszene vom Dach der Welt zu filmen.

© Archiv Kurt Diemberger

Kurt Diemberger ist nun klar, dass trotz der tragischen Momente, die das Bergsteigen (auch) bereithalten kann, trotz des Risikos eigener Verletzungen und sogar des Todes es kein Zurück mehr gibt für ihn, denn mit dem intensiven Bergsteigen – gerade auch in Extremsituationen – verwirklicht er seinen Lebenstraum. Und nichts wird ihm wichtiger sein. So ist es wenig überraschend, dass Kurt Diemberger mit Mitte zwanzig, im Jahr nach dem Erfolg am Broad Peak auch die großen Nordwände der Alpen erfolgreich angeht, Eiger und Walkerpfeiler etwa im Abstand von nur wenigen Tagen, die Matterhorn-Nordwand war ihm schon zwei Jahre zuvor geglückt. Am Seil immer mit dabei sein Freund Wolfgang Stefan.

„Du brauchst dir keine Sorgen zu machen“, schreibt Diemberger an seinen Vater auf einer Postkarte aus Grindelwald zwischen Eiger- und Walkerpfeiler-Besteigung, „ich bereite immer alles genau vor, und es geht planmäßig!“ Und es ist auch kein Wunder, dass er – mittlerweile Diplomkaufmann und im Brotberuf Handelsschullehrer – mit 28 Jahren beschließt, Mathematikunterricht und Buchhaltung endgültig an den Nagel zu hängen. „Kurt, hier wirst du nicht alt“, hat er sich damals gesagt und entschieden, wenn ihn die Berge so fesseln, dann kann er das doch weitergeben, dann kann er ja Bergführer werden, einer der schönsten Berufe, um diese Begeisterung zu teilen ...



Mit Wolfgang Stefan (rechts) gelang Kurt Diemberger (links) – wie hier 1958 der Eiger – die Durchsteigung der großen Nordwände der Alpen.

© Archiv Kurt Diemberger

Das „Weitergeben“ ist eine Konstante in seinem Leben. Er führt nicht nur Klienten in die Berge, bald schreibt er Artikel und Bücher, hält Vorträge über seine Touren, fotografiert und filmt. Bis heute. Kurt Diemberger liebt es, von seinen Fahrten und Expeditionen zu erzählen, fast immer nahm er eine Filmkamera mit. Die handwerklichen Grundfertigkeiten lernt er schon früh von seinem späteren Schwager Herbert Raditschnig (der als Kameramann zweimal die Skiverfolgungsjagden in James-Bond-Filmen drehte ...), darüber hinaus ist er Autodidakt.

Die Filmkamera als stete Begleiterin

Das erste Mal ist die Filmkamera 1958 dabei. Da klettert er mit seinem Seilpartner Franz Lindner in fünf Tagen den gesamten Peutereygrat am Mont Blanc, eine der großen, klassischen Extremtouren der Alpen. Er schleppt eine 16-mm-Bolex mit, filmt das gesamte Unternehmen und gewinnt 1962 prompt den ersten Preis beim Filmfestival von Trient. In den Jahren darauf folgen Bergfahrten nach Afrika, Grönland und in den Hindukusch, dort gelingt ihm die Erstbesteigung des Tirich Mir West IV (7338 m).

Die Kamera wird nun zum steten Begleiter, Diemberger dreht bald vor allem Expeditionsdokumentationen von den höchsten Gipfeln. Er filmt unter Extrembedingungen, wie es bislang noch niemand getan hatte. So steht er an einem fast windstillen Tag 1978 zusammen mit Pierre Mazeaud auf dem Everest-Gipfel und dreht dort mit einem Rundumschwenk die erste Tonfilmszene auf dem höchsten Berg der Welt, 1980 filmt er im Höhensturm am Everest-Südsattel für eine italienisch-nepalesische Expedition und nur ein Jahr später erneut am Everest, jetzt für die Amerikaner an der noch undurchstiegenen, mächtigen Ostwand. Zwar musste er bei den Amerikanern vorher einen Vertrag unterschreiben, dass kein Bergsteiger aufgefordert werden dürfte, eine Szene zu wiederholen, doch zum Glück sahen die Amis diese Klausel mit Humor und kletterten für gute Filmbilder manche Stelle mehrfach. Vielleicht gewann der Film deshalb dann in USA einen der begehrten „Emmys“. (Diembergers damaliger Tonmann David Breashears drehte viele Jahre später den spektakulären IMAX-Film über den Mount Everest.) Die geflügelte Emmy-Trophäe steht heute



„... habe mich hingeworfen und gedankt, dass ich dort oben war an solch einem herrlichen Tag.“ – Kurt Diemberger 1978 am Gipfel des Mount Everest

© Archiv Kurt Diemberger

auf dem Kaminsims in Diembergers Wohnzimmer, an prominentem Platz inmitten anderer Filmpreise, Ehrungen und Mineralienfunde. An den Wänden daneben hängen Fotos, Gemälde, Erinnerungen an weltweite Expeditionen und frühere Seilpartner. Manche leben nicht mehr.

Schon 1957 im Aufstieg zum Broad Peak blickt er täglich auf die gleichförmige Riesenpyramide des K2 jenseits des Godwin-Austen-Gletschers, doch der schöne und schwierige „große Berg“ lässt ihn zunächst kalt. Das sollte sich 20 Jahre später ändern. Auf der Suche nach unerforschten Gebieten durchstreift Diemberger die chinesische Seite des Karakorum, die Bergwüste des Shaks-gam-Tales und die Nordseite des K2. Nun verfällt er dem „Berg der Berge“, der K2 wird für ihn der schönste, der Riesenkristall, den er unbedingt besteigen will. Das scheint machbar, zusammen mit seiner „Berg-Frau“ Julie Tullis. Er hatte die englische Kletterin bei einer Vortragsreise kennengelernt und beide verbindet über Jahre eine innigste Beziehung. Sie scheinen das Gleiche in den Bergen zu suchen und zu finden, sehen im anderen so etwas wie ihr alpines Alter ego. Zudem gründen sie das „höchste Filmteam“ der Welt, nachdem sie eine italienische Expedition auf der Nordseite des K2 bis 8000 Meter Höhe begleitet haben. Sie drehen am Nanga Parbat und immer wieder am K2. Er ist ihr gemeinsamer Traumberg und 1986 scheinen alle Vorzeichen günstig zu sein. Tatsächlich gelingt ihnen am 4. August die Gipfel-

besteigung, doch drei Tage später sterben Julie Tullis und vier weitere Bergsteiger in Lager 4 auf 8000 Meter Höhe, wo sie tagelang von einem infernalischen Höhensturm gefangengehalten wurden. Wieder liegen Glück und Schmerz so dicht beieinander. Es ist der „schwarze Sommer“, in dem insgesamt 13 Bergsteiger am K2 ihr Leben verlieren. Diemberger selbst entrinnt ihm nur knapp, trägt Erfrierungen an mehreren Fingern davon, drei oberste Glieder müssen später amputiert werden. Und dann? „Aufhören kann man nicht, man kann so wenig aufhören wie ein Seemann, der sein Leben auf See war – und letztendlich denkt man auch, derjenige, den du da verloren hast, der hat doch da oben am Berg auch seine Träume erfüllt ...“

Die Erstbesteigung des Dhaulagiri

1960, drei Jahre nach Buhls Tod, ist Diemberger wieder auf einer Achttausender-Expedition dabei, Ziel ist der Dhaulagiri in Nepal, 8167 Meter hoch. Der „weiße Berg“ ist der letzte noch unerstiegene Achttausender, der für westliche Bergsteiger erreichbar ist, denn der ebenfalls unerstiegene Shisha Pangma (8013 Meter) liegt komplett auf chinesischem Territorium. Der Schweizer Max Eiselin hatte die internationale Expedition geplant und Kurt Diemberger als Teilnehmer dazu eingeladen. Es ist eine rein alpinistische Expedition, ohne wissenschaftliche Zielsetzungen, und sie ist auf kreative Weise privat finanziert: 16.000 Grußkarten der

„Schweizer Himalaya Expedition 1960“ mit dem Dhaulagiri als Fotomotiv und ihren Unterschriften verschicken die Bergsteiger aus Kathmandu an die vielen privaten Kleinspender. Zu sechst erreichen sie am 13. Mai bei wolkeigem, aber ruhigem Wetter den Gipfel, Diemberger ist dabei und fortan der „einzige lebende Alpinist mit zwei Achttausender-Erstbesteigungen“. Nur Hermann Buhl war dies vorher gelungen.

Kurt Diemberger erreicht noch weitere Achttausender-Gipfel, aber es vergehen 18 Jahre, bis er wieder einem der Giganten „verfällt“ – dem Makalu (8481 Meter), ein abgelegener und schwerer Berg im Schatten des Everest. Er ist 46 Jahre alt, Freunde raten ihm ab von der Expedition, die Anstrengungen wären zu groß. Doch Diemberger will es besser wissen und fährt los. Und wird ernsthaft krank: Höhenhusten. Er steigt ab, weit hinunter bis in die Region der Rhododendronwälder und findet sich wieder in Jang Le, einem heiligen Ort der Einheimischen, ein Platz der Kraft. Diemberger nennt ihn „Zauberwald“. Er gesundet innerhalb von drei Tagen und weiß bis heute nicht, was oder wer dort wirkte, ist sich aber sicher, dass höhere Mächte mit im Spiel waren ... Jedenfalls steigt er wieder auf, „ein anderer Mensch“. Ihm gelingt der Gipfelgang, und in den folgenden 15 Monaten steht er noch auf zwei weiteren Achttausendern: Everest und Gasherbrum II.

So leidenschaftlich Kurt Diemberger auch um manche Besteigung eines hohen Gipfels kämpfte und sich mühte, die Wahl von Ziel und Route war für ihn stets eine Frage von Gefühl und Intuition. Nie wäre er auf die Idee gekommen ein „Projekt“ zu realisieren, das den zwölf Jahre jüngeren Reinhold Messner dann weltberühmt machte: als erster Bergsteiger alle 14 Achttausender zu ersteigen. Rekordjagden und andere Erscheinungen im modernen Alpinismus, wie etwa das Speedklettern, hält er für Unsinn. „Das ist wie wenn du eine Frau liebst und dann sagst: Ich hab nur eine Minute gebraucht! Das ist doch eine traurige Entwicklung.“ Stattdessen spricht er gerne von den „besonderen Augenblicken“, die er dort oben sucht und findet. Die sind nicht vorhersehbar oder planbar. Sie geschehen. „Auch der Gipfel ist nicht alles.“ Diemberger weiß, dass er mit dieser Einstellung ein Relikt aus einer anderen Zeit ist, und er bedauert dies nicht.

Der sechste und der siebte Sinn

Gesegnet ist er sicher mit etwas wie Intuition oder Instinkt. Vielleicht ein sechster Sinn? Dass es den gibt, davon ist er überzeugt. „Er lässt dich die richtige Route zur rechten Zeit wählen oder den passenden Seilpartner, diese innere Stimme warnt dich auch zur richtigen Zeit vor einer drohenden Gefahr.“ Doch wenn Kurt Diemberger die vielen unglaublichen, fast unerklärlichen Situationen in seinem 80-jährigen Leben Revue passieren lässt, in denen er trotz Können, Glück und Instinkt sich in aussichtsloser Lage befand, aber trotzdem überlebte – dann drängt sich ihm der Glaube an so etwas wie einen „Siebten Sinn“ auf, etwas, was sich Erklärbarkeit und Ratio widersetzt, aber vielleicht annähernd als eine Fähigkeit, sein Leben zur rechten „Verwirklichung“ zu bringen, beschrieben werden kann. Das berühmte „Werde der, der du bist“ ... Das Erlebnis am Berg, ob mit Freunden oder allein, *das* inspirierte Kurt Diemberger wie auch der so einfache wie uralte Drang zu schauen, was hinter der nächsten Ecke liegen mag, gepaart mit einer nicht nachlassenden Fähigkeit zu staunen über die Großartigkeit der Natur. Er eignete sich nie für existentialistische Nabelschau oder faustisches Suchen nach dem „wahren Ich“ im Erkunden der eigenen Grenzen, was manche (Extrem-)Alpinisten in den 70er- oder 80er-Jahren gerne zelebrierten. Trotzdem ist Bergsteigen auch für Kurt Diemberger mehr als „Sport“ oder „Leidenschaft“.

„Ich bin schon gläubig“, meint er nachdenklich, „bin wohl einerseits ein guter Christ, aber andererseits habe ich auch nicht ohne Grund einen Apfel am Gipfel des Tirich Mir für die Berggötter eingegraben und habe mich am Gipfel des Everest, als meine Kameraden schon abgestiegen waren, hingeworfen und gedankt für solch einen wunderbaren Tag.“ Da passt es, dass Kurt Diembergers Bergsteigen nie athletisch-sportliches Leistungstun war, sondern geleitet war von Gefühl, Leidenschaft und Instinkt. Trainingspläne sind dem Alpinisten Diemberger ebenso fremd bzw. zuwider wie gefriergetrocknete Sportlernahrung. Legendar, wie er abweichend von der Expeditionsdirektive mit der Yakkarawane heimlich Nepali-Käse ins Everest-Basecamp schmuggelte. Wenn Käse, Speck, Pasta und Rotwein im Tal gut sind, können sie auch in der Höhe nicht falsch sein, das wäre sein

Credo. Er lebt im Herzen der italienischen Kochkünste, der Emilia-Romagna, und genießt es. Übergewicht? – Na und? Er fährt mit 20 Kilo „drüber“ wieder los, ins Karakorum oder sonst wohin und kehrt Wochen später mit Normalgewicht zurück – und los geht's von vorn. Kurt Diemberger mag Essen und Trinken, feiert gerne – das Leben, wie das Bergsteigen.

Apropos Essen und Trinken, diese Seite des Kurt Diemberger bliebe unvollständig, ohne wenigstens einen kurzen Seitenblick auf seine wohl auffälligste „Schrulle“ zu werfen, die ihm bei der erwähnten Schmutzelepisode in den Lagern am Everest den Spitznamen „Kurt Depot“ eintrug. Dabei begann Diembergers Depot-Manie schon lange vor seinen großen Expeditionen. Warum jedes Mal Hammer, Meißel und die notwendigen leiblichen Genüsse mühsam in die Höhe schleppen, wenn sie gut geschützt in Murmelhöhlen Unwetter und Winterlawinen trotzen konnten und man sowieso bald wiederkommen wollte?, dachte sich bereits der junge Alpinist und Kristallsucher Diemberger und legte munter allerorten Murmeltierhöhlen-Depots an. Aber das Erinnerungsvermögen mochte sich täuschen im nächsten Bergsommer, und womöglich hatten sich zwischenzeitlich die eigentlichen Hangbewohner weitere Behausungen in direkter Nachbarschaft angelegt, sodass die Suche nach der richtigen Höhle dann doch länger dauern konnte ... So entwickelte Kurt ein System von Markierungen. Das mochte am Mont Blanc funktionieren oder in anderen oft und gerne besuchten Alpenregionen, aber weltweit?

Weltreisender in Sachen Bergsteigen

In späteren Jahren, als Weltreisender in Sachen Bergsteigen und Filmen, war sich „Kurt Depot“ jedenfalls öfter nicht mehr ganz sicher, ob Daunensack, Skiausrüstung oder Kletterequipment nun zu Hause in Bologna, in seinem Refugium in Salzburg, bei welchem seiner vielen Freunde und Seilpartner rund um den Alpenbogen auch immer oder gar in seinen Berg-Depots zu finden waren, meist ordentlich verpackt in Alukisten und Plastiktonnen. So schön es dann auch immer war, unerwartet etwas wiederzufinden, effektive Buchführung ermöglichte dieses System nicht. So konnte es auch schon mal passieren, dass lange nicht besuchte Freunde vergessene Gegenstände längst



„Das höchste Filmteam der Welt“: Mit Julie Tullis bildete Kurt Diemberger ein kongeniales Team.

© Archiv Kurt Diemberger

einer anderen Nutzung zugeführt hatten, wie etwa Herbert Tichy den Anzug, den Kurt einst bei ihm liegen ließ, mangels besserer Verwendung und falscher Größe kurzerhand dem Postboten überließ. Und so steht an einer einsamen Moräne des von Diemberger so geliebten Shaksngam-Tals heute noch eine große Tonne Expeditionsausrüstung und harrt der Dinge, die da kommen ...

Auch wenn der Bergnomade Kurt Diemberger sein halbes Leben irgendwo auf dem Erdball unterwegs war, wo hohe, unbekannte Gebirge lockten oder er noch weiße Flecken auf der Landkarte vermutete – das Haus auf dem Hang an den Ausläufern des Apennin oberhalb von Bologna blieb immer sein verlässliches „Basislager“. Dort lebt er mit seiner zweiten Frau Teresa, deren zwei Schwestern und der mittlerweile 90-jährigen Schwiegermutter. Und oft sind Gäste da, eines seiner vier Kinder kommt zu Besuch, oder auch seine erste Frau Maria Antonia Sironi („Tona“) – die italienisch-österreichische Großfamilie ist weitläufig. Und die Leidenschaft für die Berge, für die Natur, aber auch für fremde Kulturen teilen sie eigentlich alle.

Träume hat Kurt Diemberger immer noch, und da er gerne seinen Großvater erwähnt, der 100 Jahre alt wurde, bleibt ihm wohl noch Zeit, sie zu verwirklichen, sei es der ersehnte Blick auf den majestätischen Kangchenjunga auf der Grenze zwischen Sikkim und Nepal oder der Weg auf einen chilenischen Vulkan, einfach um herauszufinden, „wie hoch komme ich noch ...“.

Einmal am Tag geht Kurt Diemberger zu Fuß den Hügel hinunter nach Calderino in seine Stammbur, um einen Cappuccino zu trinken, oder auch zwei. Und auf jeden Fall geht es zu Fuß wieder den Hügel hinauf, denn „... sonst bin ich kein Mensch“.

Die Bilder auf den Seiten 182–187 stammen aus Kurt Diembergers jüngstem Buch: Unterwegs zwischen Null und Achttausend. Bilder aus meinem Leben, AS Verlag, Zürich 2012.

„Mit Würde scheitern“

Franziska Horn sprach mit den Extrembergsteigern Simone Moro, Denis Urubko und Cory Richards über den Berg als Schule, die Rolle von Sponsoren und die Zukunft des Alpinismus

Franziska Horn » Anfang Februar 2011 habt ihr zu dritt den Gasherbrum II mit 8034 Metern Höhe bestiegen, eine äußerst extreme Aktion. Wie viele Schichten Kleidung habt ihr getragen, bei bis zu –47° Celsius?

Simone Moro » Honestly, es waren nur drei Schichten: Funktionswäsche, ein Fleece-Rolli und ein Daunenzug. Man darf nicht zu viel anhaben!

Cory Richards » Ja, denn so ein Daunenzug fühlt sich an, als ob du in einem Schlafsack mit Ärmeln und Beinen herumläufst. Bei geschlossenem Zipper speichert er ungeheuer viel Wärme.

Denis Urubko » Und wenn du dann vom Gipfel bei –50°C absteigst, fühlen sich –30° Celsius in tieferen Lagen plötzlich richtig frühlinghaft an.

FH » Provokant gefragt: Sind Winterbesteigungen aktuell der letzte Schrei, oder wie sieht sie aus, die Zukunft des Alpinismus?

SM » Die Zukunft liegt in der Fantasie – und die ist grenzenlos! Man kann das mit der Kunst vergleichen, jede Epoche hat ihre Stilrichtung und ihre Werkzeuge. Und jede Zeit bringt neue Ideen hervor! Die aktuellen Stichwörter des Alpinismus lauten Erforschen, Entdecken und Abenteuer. Und das ist weit weg von Performing, Rekorden, Wettbewerben. Die Menschen sind zum Mond geflogen, jetzt suchen sie Wege zum Mars. Wir Alpinisten erforschen das Potenzial der Erde, es gibt mehr als hundert unbestiegene Siebentausender. Und viele Achttausender warten auf eine Premiere im Winter.

CR » Wir machen Winterbesteigungen nicht, um dann sagen zu können: Wir waren die Ersten. Wir tun das, weil man nur im Winter den Berg ganz pur erleben kann, eben so, wie er ist. Ohne Menschen, ohne Spuren, ohne Fixseile oder lokale Helfer. Erster zu sein ist ein netter Pluspunkt. Aber es geht nicht ums Berühmtwerden, es geht ums Abenteuer.

SM » Wenn du rausfinden willst, wie der Himalaya vor 200 oder vor 2000 Jahren ausgesehen hat, musst du im Winter gehen. Jede menschliche Spur ist dann ausgelöscht, es gibt

nur eiskalte Stille. Das ist ein Sprung in echte Wildnis. Mit einer Gipfelchance von höchstens 10 bis 15 Prozent. Wer schnelle Ergebnisse sucht, darf nicht im Winter losziehen. Dafür muss er sich dann im Frühjahr eine Lücke im langen Treck der Gipfelkarawane suchen.

CR » Ja, als ich einmal mit einem Freund in einer Wand des Lhotse kletterte, zählten wir 135 Leute im Anstieg auf den Everest. Die meisten davon sehen den Berg als Trophäe.

FH » Den Gasherbrum habt ihr mit Unterstützung des Sponsors „The North Face“ begangen. Zu wie viel Prozent geht ihr bei euren Projekten für euch selbst – und zu wie viel Prozent, um Sponsoren oder das Medieninteresse zu halten?

SM » Honestly, in der Vertragsvereinbarung ist nur ein Minimum an Aktionen festgehalten. Man zwingt uns zu nichts. Ein Beispiel: Du sitzt hier mit uns, machst ein Interview und hörst die Geschichte. Aber auch wenn wir's nicht geschafft hätten, würdest du wissen wollen, was wir zu erzählen haben. Die Sponsoren suchen keine vordergründigen Gewinner – und wir sind keine Pferde, auf die man setzt! Wir haben in jedem Fall was zu erzählen und Erfahrungen zu teilen, wenn wir zurückkommen. Darum geht es. Ich kenne Hunderte, die besser klettern als ich. Aber sie haben keine Sponsoren. Weil sie die Verlinkung nicht verstehen. Wenn du für dich selbst gehen willst, ist das okay. Wenn du es machst und dich mitteilst – hast du Sponsoren! Dafür riskiert man nicht ein Prozent mehr! Sponsoren brauchen eine Geschichte, in der es um Menschliches geht, nicht um Helden, so verständlich der Wunsch danach auch ist. Genau deswegen hat Cory mit seinem Film „Cold“ auch so viele Preise gewonnen: Weil er im Grunde eine klassische Geschichte über Menschen erzählt, keine Siegerstory. Aber die Leute glauben immer weiter, dass wir das Risiko nur deswegen auf uns nehmen, weil die Sponsoren es wollen. Aber du hast eben auch nur das eine Leben. Das ist mehr wert als alle Sponsorengelder. Es hängt also davon ab, ob du eine charismatische Persönlichkeit bist. Eine Todesnachricht ist keine gute Werbe-

botschaft. Also geht es für jeden einzelnen Extrembergsteiger darum, die Grenzen seines Tuns selbst zu bestimmen.

CR » Wenn du stirbst, ist DAS definitiv die Grenze deines Tuns ... (lacht)

SM » Jene Kollegen, die für Sponsoren ein Extra-Risiko eingehen, werden nicht sehr alt werden ...

CR » Ich denke auch, dass du als Extrembergsteiger zu 100 Prozent für dich selbst gehst. Du gehst, weil du es liebst. Weil du es willst. Und wenn du smart bist, erzählst du anschließend die Story, egal ob Erfolg oder Niederlage, egal ob es einfach war oder ein Kampf. Eine Geschichte erzählen, Erfahrungen weitergeben, darum geht es, dadurch wirst du zu einer „Marke“. Wer die extremen Höhen liebt, wird ab und zu auch oben stehen. Viel häufiger dagegen gelingt das nicht. Alpinismus lehrt vor allem, mit Würde zu scheitern, als ganz oben zu stehen.

FH » *Nach wie vor scheint es ein Tabu, über den Tod am Berg oder Unfälle überhaupt zu sprechen.*

SM » Der Tod ist ein Teil des Lebens. Aber du gehst nicht auf den Berg, um zu sterben.

DU » Das weiß jeder.

SM » Du weißt, dass es eine Möglichkeit ist.

CR » Je näher du dem Abgrund kommst, desto lebendiger fühlst du dich. Wenn du über Klippen kletterst, schlägt dein Herz plötzlich schneller. Das heißt jedoch nicht, dass du abspringen und sterben willst. Aber je mehr dein Körper reagiert, desto mehr spürst du, im philosophischen wie im physischen Sinne.

DU » Du spürst das Leben viel intensiver.

FH » *Aber warum braucht es so extreme Erfahrungen, um sich besser, lebendiger zu fühlen?*

DU » Wir machen das alles bloß, um die schönen Frauen abzubekommen (lacht). Nein, das war jetzt ein Witz ...

FH » *Oho – es hat sich also nichts geändert im Lauf der letzten Million von Jahren.*

DU » Es ist schon wahr, wir nehmen ziemlich viele Strapazen auf uns. Es ist irre kalt und oft sehr schwierig. Aber es gibt keine logischen Gründe oder Argumente dafür. Wie in der Kunst auch. Du machst Kunst, weil du sie liebst, nicht weil du sie verkaufen oder damit reich werden willst. Bergsteigen ist eine Möglichkeit, sich selbst zu analysieren.

SM » Die beste Antwort ist vielleicht: Warum liebst du eine andere Person oder ein Hobby? Das tust du nicht aus einem bestimmten rationalen Grund. Du liebst sie einfach. Warum fährt man vier Stunden mit dem Auto, nur um seine/n Freund/Freundin für zwei Stunden zu sehen? Man macht einfach verrückte Dinge aus Leidenschaft. Wir können erklä-



Denis Urubko

geboren am 29. 7. 1973 in Newinomyssk, Russland. Lebt in Almaty, Kasachstan. Erreichte 1999 im Rahmen des Snow-Leopard-Projects die fünf Siebentausendgipfel der CIS-Staaten in 42 Tagen. Hat alle 14 Achttausender bestiegen. Seine Spezialität sind neue Routen in extremen Höhen: Südseite Broad Peak (2005), Nord-Ost-Route Manaslu (2006), Süd-Ost-Route Cho-Oyu (2009), 2010 Alleinbegehung einer neuen Variante von der Everest-Südschulter zum Lhotse. Bestieg im Winter Makalu (2005) und Gasherbrum II (2011), zusammen mit Moro. Urubko ist verheiratet und hat zwei Kinder.



Simone Moro

geboren am 27. 10. 1967 in Bergamo, Sportwissenschaftler, Bergführer, Extrembergsteiger, Fallschirmspringer, Skydiver und seit 2010 Hubschrauberpilot für die Bergrettung Nepal. In den letzten 19 Jahren unternahm er rund 45 Expeditionen in Himalaya, Karakorum, Tien Shan, Pamir, Anden, Patagonien und Antarktis, zehn davon im Winter. Drei Winterbesteigungen gelingen: Shisha Pangma (2005), Makalu (2009), Gasherbrum II (2011). 2012 brach er eine Winterbesteigung mit Urubko am Nanga Parbat sowie eine Solobegehung von Everest und Lhotse ab. Moro ist verheiratet und hat zwei Kinder.
www.simonemoro.com

ren, was die Schönheit des Bergsteigens ausmacht, aber nicht die Gefühle. Und: Auch zu lieben kann manchmal gefährlich sein, wenn es nicht die richtige Person ist ...

CR » Oder die richtige Zeit.

SM » Das Gefühl der Liebe kann man nicht erklären. Aber es macht dich glücklich. Und Bergsteigen macht dich ziemlich verliebt ins Leben, du möchtest das tolle Gefühl immer wieder erleben. Ich möchte nicht 85 Jahre alt werden und mir vorwerfen, was ich alles gelassen oder versäumt habe ... Ich habe Träume. Und realisiere diese Träume. Das heißt leben!

FH » *Man könnte argumentieren: Ohne Liebe kann man nicht leben, ohne Berge eventuell schon ...*

CR » (entsetzt): Wirklich? Man kann überleben ohne Berge, aber ohne sie leben könnte ich nicht. Ich wurde in einem Zelt oben in den Bergen gezeugt, ich bin so viel dort oben am Berg gewesen ...

FH » *Lionel Terray hat einmal formuliert: „Bergsteigen ist die Eroberung des Nutzlosen“. Vielleicht ist Bergsteigen nutzlos, aber es ist keinesfalls „vergebens“: Was habt ihr gelernt am Berg, das ihr mit in den Alltag nehmen könnt?*

SM » Ich bin in den Bergen aufgewachsen. Ich habe dort gelernt, was ich *kann* und was ich *nicht kann*. In meinem Fall ist Bergsteigen kein Eskapismus aus der Realität. Aber wenn ich vom Berg zurückkehre, bin ich eine bessere „normale“ Person. Ich habe am Berg gelernt, mich selbst einzuschätzen. Ich denke, dass ich auf der Welt bin, um bergzusteigen. Was ich da oben lerne? Die einfachen Dinge zu schätzen: den Geschmack und den Wert von frischem Wasser. Seit meiner ersten Expedition lasse ich keine Wasserflasche mehr halbleer auf dem Hoteltisch zurück. Wenn du monatelang mühsam Eis schmelzen musst, um trinken zu können, verändert das deine Sichtweise. Du lernst, dass viele Dinge alles andere als selbstverständlich sind: ein wärmendes Feuer, Freunde, deine Familie. Das ist eine große Lektion. Und nur einer von hundert Gründen, die es wert sind, in die Berge zu gehen.

CR » Was ich zuletzt gelernt – oder besser mitgenommen – habe, ist wahre Freundschaft. Vor der Tour zum Gasherbrum sind wir drei nie gemeinsam geklettert. Zu Beginn war es nicht leicht, wir fragten uns fast: Wie soll das funktionieren? Doch dann kommst du zurück, schaut auf die Anfänge, und denkst, das Leben ist großartig, du kommst mit zwei Freunden zurück, die so wichtig wie Familie sind – sie sind jetzt Familie! Ich habe zwei Brüder dazugewonnen, die ich jederzeit anrufen kann, hey, ich hab da ein Problem ...

DU » Wenn Cory mich aus den Vereinigten Staaten anrufen würde und sagen: „Ich habe ein Problem, kannst du mir

helfen?“, dann würde ich sofort hinfliegen. Ich kann nicht erklären, warum, aber ich würde es tun.

SM » Dazu muss man sagen: Für Denis war das erste Treffen mit Cory nicht gerade Liebe auf den ersten Blick. Denis hat erst einmal beobachtet. Aber nach all den Prüfungen wie Lawinenverschüttung und Spaltensturz hat jeder von uns zwei Brüder mehr. Bei dieser Art von Touren ist es wesentlich einfacher, einen Freund zu verlieren, als einen zu finden. Weil du schlichtweg nackt dastehst, ohne künstliche Attitüden, ohne antrainierte Höflichkeiten, da zeigst du, wer du wirklich bist. Ich habe am Berg so viele Leute streiten und Freundschaften enden sehen.

CR » Ich hab diese Erfahrung auch schon gemacht. Auf die Tour zum Nuptse startete ich mit zwei Freunden. Mit einem davon spreche ich heute nicht mehr. Nicht, weil ich ihn nicht mehr mag. Sondern weil es einfach nicht funktioniert hat. So etwas passiert schnell und ist schmerzhaft ... Man vergisst das einfach nicht mehr, es gibt kein Zurück.

FH » *Kleiner Themenwechsel. Macht ihr eigentlich Mentaltraining? Ich denke, letztendlich ist es vor allem mentale Stärke, auf die es in extremen Situationen ankommt.*

CR » Nein, nein.

SM » Mein einziges „Mentaltraining“ ist Running. Das brauche ich definitiv ab und zu. Ganz allein loslaufen, ohne Mobile, ohne Expeditionspläne im Kopf, ohne Interviewtermine. Und je länger ich laufe, desto besser geht's mir. Wir dürfen nicht automatisch wie die Roboter durch die Welt rennen, sondern müssen uns immer wieder mal fokussieren, hinterfragen.

FH » *Und direkt am Berg?*

DU » Ich geh da vielleicht nicht so psychologisch ran wie Simone, aber ich denke, ich habe am Berg eine Menge gelernt. Geduld, zum Beispiel, und mich oder andere nicht unter Druck zu setzen. Ich mag keine Konfrontationen, darum übe ich, mich zu kontrollieren und zu beruhigen, bevor es zum Konflikt kommt.

SM » In der Tat, wer Achttausender im Winter besteigt, braucht eine Riesengeduld. Man muss warten können. Auf ein günstiges Wetterfenster, auf den richtigen Moment.

FH » *Letzte Frage: Wie trifft ihr Entscheidungen am Berg, eher rational oder eher intuitiv?*

SM » Dazwischen – oder beides. Dein Herz sagt dir zum Beispiel, dass du weiterwillst zum Gipfel, obwohl du müde bist und es schon spät ist, doch er scheint zum Greifen nah. Dann musst du den Kopf einschalten. Nur so schaffst du es, auch 100 Meter unterhalb des Gipfels umzudrehen.

FH » *Euch allen drei herzlichen Dank für das Gespräch.*



Cory Richards

geboren am 18. 5. 1981 in Salt Lake City, Utah/USA. Lebt in Boulder, Idaho. Als Abenteuer- und Expeditions-Fotograf hält Cory fest, was der Kampf am Berg mit dem Menschen macht. Mit Ines Papert eröffnet er 2009 eine neue Linie am Kwangde Shar. Im Februar 2011 bestiegen Richards, Moro und Urubko den Gasherbrum II. Seine Filmdoku „Cold“ erhält zahlreiche Preise. Bisher acht Expeditionen im Himalaya (Makalu, Ama Dablam, Tawoche, Lhotse und Nuptse), vier Expeditionen in Südamerika, Peru. Im Mai 2012 versucht er, über den Westgrat zum Everest aufzusteigen, erkrankt jedoch und muss evakuiert werden. Richards ist verheiratet. www.crichardsphoto.com

BergWissen



The times they are a changin' – Wie können und müssen wir dem Wandel begegnen? Diese zeitlos aktuelle Frage stellt sich im Bereich Natur- und Umweltschutz genauso wie in der Jugendarbeit und der Wissensvermittlung. Wie können wir unseren Energiebedarf decken und gleichzeitig die Alpen schützen? Was, wenn die Gletscher schmelzen? Oder wenn Bär, Wolf und Luchs wieder in den Alpen heimisch werden? – Wie auch immer die Antwort im Einzelnen ausfällt: Wir können den Wandel mitgestalten, aufhalten lässt er sich nicht.



A large concrete dam with a curved top edge spans across a valley. The dam is made of vertical concrete panels. In the background, there are snow-capped mountains under a blue sky with white clouds. The foreground is a lush green hillside with dense vegetation.

Alpenschutz durch Energieeffizienz

Eine Effizienzrevolution ist machbar und das Gebot der Stunde

>> **Ernst Ulrich von Weizsäcker**

„Ich behaupte, für den Schutz der Alpenschönheit wird es von zentraler Bedeutung sein, dass wir diese Effizienzrevolution schaffen.“ Diese These vertrat der deutsche Physiker in seinem gleichnamigen Vortrag anlässlich der Hauptversammlung des Oesterreichischen Alpenvereins 2011 in Mayrhofen. Dieser Beitrag bietet eine redigierte Zusammenfassung der wesentlichen Thesen seines mündlich frei gehaltenen Vortrags.

These 1: „Wir können aus einer Kilowattstunde oder einem Fass Öl fünf Mal, eines Tages 20 Mal so viel Wohlstand herausholen wie heute. Das ist technisch kein Problem, aber politisch und ökonomisch ist es ein Problem.“

Die Entwicklung der revolutionären technologischen Verbesserungen nennt man gerne „Kondratjew-Zyklen“. Benannt nach dem russischen Wirtschaftshistoriker Nikolai Kondratjew, der Anfang der 1920er-Jahre diese Theorie der großen Zyklen aufgebaut hat und dann Stalin zu unangenehm wurde, sodass er ihn umbringen hat lassen. Später hat der österreichisch-amerikanische Ökonom Joseph Schumpeter verkündet: „Wir wollen Kondratjew zu Ehren diese langen Zyklen ‚Kondratjew-Zyklen‘ nennen.“ Die ersten fünf „Kondratjew-Zyklen“ haben zwar gewaltigen Wohlstand geschaffen, aber sie haben sich immer tiefer in die Natur hineingegraben. Das heißt, der Natur ist es im Verlauf dieser Zyklen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt schlechter gegangen. Nun haben wir aber nur eine Erde und nach der Messung der sogenannten „ökologischen Fußabdrücke“ sind wir jetzt schon dabei, wesentlich mehr zu verbrauchen, als eine Erde hergibt. Das heißt, noch so einen Wachstumszyklus mit noch mehr Schädigung der Natur halten wir gar nicht aus. Wenn wir in die Elendsquartiere in Sao Paulo, Accra, Manila oder sonst wo auf der Erde schauen, dann sagen wir: „Wir brauchen dringend noch mehr Wohlstand“. Aber wenn wir noch mehr Wohlstand wollen, dann müssen wir einen ganz anderen Wachstumszyklus machen, einen „grünen“, wo erneuerbare Energien im Vordergrund stehen – wobei das hat nichts mit Parteizugehörigkeit zu tun.

These 2: „Ich behaupte, die Destabilisierung der polaren Eismassen wäre um ein Vielfaches schlimmer als der entsetzliche Reaktorunfall in Fukushima. Und trotzdem tritt die Klimadiplomatie vollständig auf der Stelle. Da passiert nichts.“

Österreich hat ja nicht auf Fukushima gewartet, um zur Entscheidung gegen die Atomkraft zu kommen, das war sehr gut. Aber deshalb jetzt zurück zur Kohle zu gehen, wie das zum Beispiel in Deutschland im Moment ganz massiv passiert, das ist mit Sicherheit verkehrt. Das ist Wahnsinn in Sachen Klima. Denn die Klimasituation verändert sich ja gewaltig. Alleine im letzten Jahr hat es etwa ein halbes Dutzend riesiger Katastrophen gege-

ben. In Pakistan hat der Hindus ein Gebiet überschwemmt, das größer ist als Österreich, und rund um Moskau hat es wochenlang gebrannt. Wer zur Zeit meiner Kindheit gesagt hätte, in Russland brennt es, der hätte nur völliges Unverständnis geerntet. Heute ist das Realität geworden, und inzwischen ist nicht mehr Pakistan überschwemmt, sondern Thailand und andere Teile von Südostasien. Das eigentlich Besorgniserregende hat aber in der Öffentlichkeit praktisch keine Aufmerksamkeit erfahren: Ein Eisberg mit einer Fläche von 260 Quadratkilometern – ich nehme an, fast so groß wie das Zillertal – ist mechanisch vom Grönlandeis abgebrochen.

Rutscht das Grönlandeis ins Meer?

Es scheint ein Indiz dafür zu sein, dass wir im Begriff sind, das Grönlandeis zu destabilisieren. In einem Zeitraum von lediglich zehn Jahren hat sich die Fläche, die im Sommer in Grönland von Süßwasser überschwemmt ist, etwa verdreifacht oder vervierfacht. Da sieht man jetzt, wie im Sommer vertikale Flüsse – fast von der Wassermasse des Inns bei Innsbruck – nach unten schießen, den Untergrund schlüpfrig machen, und wer weiß, wie lange das gut geht. Vor 7800 Jahren war ein Gebiet in Nordostkanada, das wir heute „Hudson Bay“ und „Labrador“ nennen, ein Eisgebirge von der volumenmäßigen Mächtigkeit des Grönlandeis, und das ist in aller kürzester Zeit mechanisch instabil geworden, weil es vermutlich Risse gegeben hat. Dann ist es ins Meer gerutscht. Die „Hudson Bay“, wie man ja weiß, die ist ja Meer. Das heißt, ein Teil des Labradoreises saß über Meer.

Genauso ist es in Grönland. Etwa ein Viertel des Grönlandeis sitzt auf einer riesigen Meeresbucht. Und jetzt stelle man sich vor, dass da mehrere solcher Flüsse einfach durchfließen, dann kommt die ganze Sache ins Rutschen. Wir spielen da wirklich mit dem Feuer. Wenn das Grönlandeis weg ist, dann ist etwa die Hälfte von Bangladesch unter Wasser, die Hälfte von Florida, praktisch das gesamte industrielle Gebiet von Ägypten, die Hälfte von Finnland, Dänemark und den Niederlanden, Teile von Norddeutschland usw. Die ganzen Wachstumszonen in Asien, wo die österreichische und deutsche Wirtschaft ihre Exporterfolge feiert, das liegt doch alles am Meer. Ich behaupte, die Destabilisierung der polaren Eismassen – es

Der Ausbau der Energiegewinnung aus Wasserkraft ist im Alpenraum im Wesentlichen abgeschlossen. Weitere Großprojekte wären für Ernst Ulrich von Weizsäcker „wirtschaftlich nicht sehr vernünftig und für die Natur und ihre Schönheit ein Schaden“.

© Gerhard Heidorn

geht nicht nur um Grönland, es geht auch um die westantarktische Eisplatte – wäre um ein Vielfaches schlimmer als der entsetzliche Reaktorunfall in Fukushima. Und trotzdem tritt die Klimadiplomatie vollständig auf der Stelle. Da passiert nichts.

Die verführerische Kuznets-Kurve

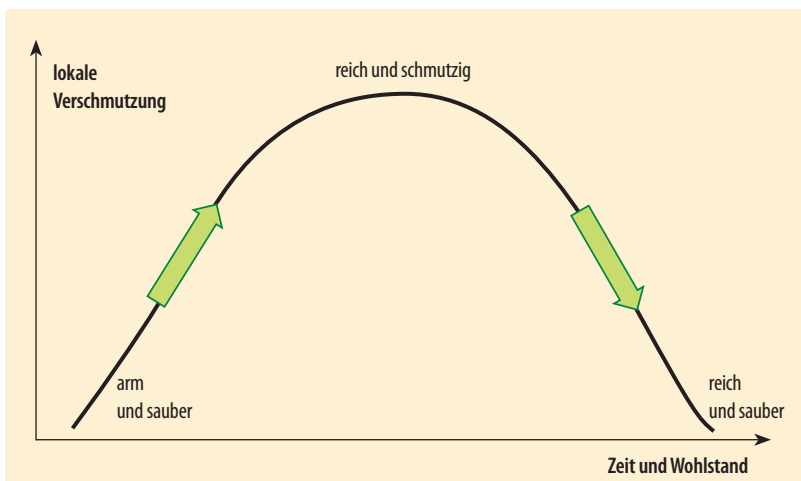
Vor knapp zwei Jahren gab es in Kopenhagen die große Klimakonferenz, wo Präsident Obama extra hingekommen ist und alle politischen Führer der Welt. Aber da ist nichts rausgekommen, außer ein paar freiwilligen Versprechungen. Und die Entwicklungsländer sagen: „Wir sind gar nicht dran beim Umwelt- und Klimaschutz.“ Die haben in ihren Köpfen die verführerische „Kuznets-Kurve“, die auch Österreich durchlaufen hat. Man fängt an „arm und sauber“, dann kommt die Industrialisierung, dann wird man „reich und schmutzig“ und dann wird man so reich, dass man anfängt mit Gewässerschutz, Luftreinigung, Bodenschutz und was es alles gibt. Dann ist man am Ende „reich und sauber“ und denkt, die Welt ist in Ordnung. So kann es einem passieren, dass man dann zu einer Klimakonferenz geht und redet mit irgendeinem Vertreter von Paraguay, Niger oder Indien und sagt denen: „Liebe Leute, die Klimafrage geht uns alle an, auch euch. Warum sagt ihr immer, es sei alleine Aufgabe des Nordens?“ Dann kann es passieren, dass die sagen: „Na ja, wir sind ja noch nicht reich und schmutzig, wieso sollen wir dann jetzt schon etwas tun? Und ihr habt diese CO₂-Konzentration ja über mehr als ein Jahrhundert in die Atmosphäre gepustet. Ihr seid dran.“ Und dann sagen die US-Amerikaner, gestützt auf einen ein-

stimmigen Beschluss ihres Senats: „Wir Amerikaner machen nur dann mit, wenn die großen Entwicklungsländer mitkommen“, und dann sagen die Europäer: „Wir haben ja mit dem Kyoto-Protokoll schon mal eine gewisse Vorleistung gemacht, wir können jetzt nicht noch weiter gehen, wenn die Amerikaner nicht mitmachen.“ Und damit ist das Patt perfekt. Das heißt, es passiert nichts mehr. Genau die gleiche diplomatische Situation war in Cancún, vor knapp einem Jahr, genau die gleiche Situation finden wir in zwei Monaten in Durban in Südafrika vor. Das Einzige, was dort rauskommen wird, sind finanzielle Versprechungen des Nordens für klimafreundliche Technologien im Süden und Anpassungen an den unausweichlich gewordenen Klimawandel. Aber was an finanziellen Versprechen von bankrotten Staaten zu halten ist, das wissen wir alle.

Die Klimadiplomatie ist in einer katastrophalen Lage und es liegt nicht daran, dass die „Kuznets-Kurve“ existiert, sondern dass sie bezüglich CO₂ noch gar nicht da ist. In Bezug auf CO₂-Konzentrationen in der Emission kann man sagen, je höher die Emission, desto reicher ein Land. Wenn die Entwicklungsländer jetzt erst einmal auf den CO₂-intensiven Gipfel raufgehen, dann ist es zu spät, für das Grönlandeis und vermutlich auch die westantarktische Eisplatte und es kommt zu der Katastrophe mit dem Meeresspiegel. Also müssen wir den Entwicklungsländern helfen oder beibringen, diese Kurve zu durchtunneln. Aber es geht niemand in einen Tunnel rein, wenn er nicht weiß, dass Licht am Ende des Tunnels ist. Erst recht wenn es teuer ist, dann geht sowieso niemand rein. Das heißt, da müssen wir auch finanziell etwas machen.

Warum sind Maßnahmen zum Klima- und Umweltschutz auf der internationalen politischen Bühne so schwer durchsetzbar? Die Antwort liegt in der verführerischen Kuznets-Kurve: Erst reich werden und später Umweltschutz machen!

© E. U. Weizsäcker



Erneuerbare Energien

Das ist keine ganz einfache Aufgabe. Das Ziel ist eine Verminderung der CO₂-Emissionen weltweit um 80 Prozent und bei den reichen Ländern um 90 Prozent. Es gibt drei Möglichkeiten: entweder weniger CO₂ in der Energie oder weniger Energie im Wohlstand oder weniger Wohlstand. Ich war auch zeitweise im deutschen Bundestag und dort Vorsitzender der Enquete-Kommission Globalisierung und dann Vorsitzender des Umweltausschusses. Jedenfalls weiß ich auch aus dieser Zeit – auch aus meiner Wahlkreisarbeit –, dass weniger



Wohlstand politisch schwierig zu verkaufen ist. Also konzentriert sich die Diskussion auf weniger CO₂ in der Energie oder vielleicht weniger Energie im Wohlstand. Heute hört man immer: „Weniger CO₂ in der Energie“. Das kann sich jeder vorstellen.

Das war auch das Argument der Atomlobby vor Fukushima, einige sagen es heute noch. Natürlich sagt es auch die Lobby der erneuerbaren Energie. Dann gibt es noch die Idee, das CO₂ chemisch abzufangen und dann im Erdreich irgendwo zu vergraben oder in die Tiefsee runterzupumpen. Da kann man sagen, das heißt sehr viel Geld versenken und ob man das politisch durchsetzen kann, bezweifle ich. Im Übrigen gibt es keine geologisch-physikalische Garantie, dass es da unten bleibt. Also, ich bin nicht prinzipiell dagegen, aber zu glauben, dass das die Lösung sei, halte ich für eine blanke Illusion. Was denn dann?

Was ist mit Bioenergie?

Jetzt sehen wir in Österreich und in Deutschland überall wuchernde Maisfelder gigantischen Ausmaßes, so weit der Horizont reicht, und in Tropenländern ist es noch schlimmer, da sind es die Palmölplantagen, das sind alles ökologische Wüsten. Ich halte das nicht für die richtige Form.

Wie ist es mit den Lieblingen der deutschen Ökopolitik? Photovoltaik – ja, kann man machen. Jetzt gibt es in Sachsen eine Photovoltaikplanta-ge, die ist so groß wie ein Flugplatz. Oder Windräder, das sind doch auch schön angenehme Nach-

barn. Oder eben die Wasserkraft. Da gibt es überall jede Menge Konflikte. Und wie ist es mit Geothermie? Da muss man tief graben, tiefer als die Zugspitze oder der Großglockner hoch sind. Das ist alles, solange es im bescheidenen Rahmen bleibt, ökologisch ganz vernünftig und verantwortbar. Ich würde nie dafür plädieren, die existierende Wasserkraft in den Alpen zurückzubauen. Das war im Prinzip eine ganz vernünftige Investition, vor allem im 19. Jahrhundert, wo man nichts anderes hatte. Aber das nun weiter auszubauen, halte ich für hochproblematisch.

Bei Windenergie ist es etwas weniger problematisch, wenn man das in der Nordsee oder Ostsee macht. Da wohnen wenigstens nicht so viele Menschen und die Vögel lernen, irgendwie drum herum zu fliegen. Bei der Geothermie kann man auch noch einiges machen und Photovoltaik auf dem eigenen Hausdach – das ist ja alles ganz vernünftig. Aber wir müssen uns überlegen, in welche Dimension wir vorstoßen müssen, wenn das Ganze weltweit von der Energieversorgung her Sinn machen soll. Nun haben wir Europäer uns ja entschieden, 20 Prozent unseres Energiebedarfs bis 2020 mit neuen erneuerbaren Energien zu füttern. Das können wir machen. Und nehmen wir mal ganz optimistisch an, die Amerikaner, die Kanadier, die Japaner, also die alten Industrieländer, machen da mit, dann sind es zusammen vielleicht knapp eine Milliarde Menschen. Und das sind dann 20 Prozent für eine Milliarde Menschen, wie

Die dramatische Eisschmelze in den polaren Gebieten der Erde wird viel zu wenig beachtet. Der Anstieg des Meeresspiegels bedroht rund um den Globus küstennahe Gebiete. Zugleich sorgt der Klimawandel mit einer steigenden Zahl an extremen Wetterereignissen u. a. für Flutkatastrophen in ungeahnten Dimensionen. Im August 2010 waren allein in Pakistan 13,5 Millionen Menschen von Überschwemmungen betroffen, Hunderttausende wurden obdachlos, mehr als 1500 Menschen starben.

© istockphoto.com



Die Energiegewinnung aus Kohle und Erdöl stößt an Grenzen: die Ressourcen sind endlich und die Belastungen für Klima und Umwelt zwingen zum Umdenken.

© istockphoto.com

viel ist das von der Gesamtaufgabe? Das ist $\frac{1}{35}$, denn es ist ein Fünftel für eine Milliarde, und eine Milliarde ist ein Siebtel der Gesamtbevölkerung.

Und jetzt stellen Sie sich mal vor, wir veranstalten eine weltweite *Verfünfunddreißigfachung* der Palmölplantagen, der Maisplantagen, der Wasserkraftwerke, der Windkraftwerke, der Photovoltaik und der auch etwas bescheideneren klassischen Sonnenenergie. Eine *Verfünfunddreißigfachung* dessen, was wir Europäer für 2020 anstreben, halte ich für eine ökologische Katastrophe, einen Albtraum. Deswegen bin ich dafür, dass wir eine im Prinzip ganz andere Strategie fahren. Nämlich zwei Drittel der Hausaufgaben durch Erhöhung der Energieeffizienz und ein Drittel durch CO_2 -freie Energie, das ist dann immer noch größenordnungsmäßig eine *Verfünffachung* bis *Verzehnfachung* der erneuerbaren Energien gegenüber unserem Ziel von 2020. Ich bin gar nicht gegen den Ausbau von erneuerbaren Energien an denjenigen Orten, wo das gut hinpasst, aber eine *Verfünfunddreißigfachung* heißt, dann sind sie überall, wo sie nicht hinpassen. Das ist die Frage, ob wir diese revolutionäre Verbesserung der Effizienz wirklich hinkriegen. Das wäre also der neue „Kondratjew-Zyklus“.

Profitable Effizienz

Nun ist glücklicherweise die Effizienz heute schon im Großen und Ganzen profitabel, das ist die einzige Großmaßnahme, die nach den Berechnungen

von McKinsey heute schon CO_2 -Verminderung mit einem Profit verbindet. Bei zusätzlichen Energieangeboten einschließlich neuen Atommeilern wird man ärmer, wenn man CO_2 vermindert. Dagegen bei Effizienz wird man reicher, wenn man CO_2 vermindert. Das ist natürlich das, was wir wollen, aber es ist noch nicht gut genug. Der allergrößte Teil der möglichen Maßnahmen findet ja fast gar nicht statt, weil sie in der weltweiten Konkurrenz um höchste Kapitalrenditen unterliegen. Sie mögen vielleicht eine Kapitalrendite von 5 Prozent pro Jahr haben, aber da gibt es andere Maßnahmen, die haben 20 Prozent pro Jahr – also werden diese genommen. Also es genügt nicht alleine die Rentabilität, sondern es muss eine hohe Rentabilität sein, damit es wirklich stattfindet.

Jetzt eine kleine Rückerinnerung an unseren Physikunterricht. Wir rechnen uns einmal aus, wie viele Kilowattstunden wir benötigen würden, um einen 10-l-Eimer Wasser von der Höhe des Meeresspiegels auf den Gipfel des Mount Everest zu heben. Der gesunde Menschenverstand in Amerika sagt einem – das habe ich ausgetestet –, so etwa 500 Kilowattstunden. In Europa haben wir ein etwas anderes Wahrnehmungsvermögen und sagen vielleicht 100 bis 200. Ist aber auch falsch. Die Antwort lautet: eine Viertelkilowattstunde! Das heißt also, aus einer Kilowattstunde können wir etwa hundert Mal oder noch mehr herausholen, als uns der gesunde Menschenverstand nahelegt. Diesen Fantasiesprung müssen Sie mit mir



und mit den Ingenieuren unternehmen, um auf eine physikalisch und technologisch realistische, aber für unseren gesunden Menschenverstand völlig ungewohnte Revolution zu kommen. Das ist der Grundgedanke von dem erwähnten Buch „Faktor Fünf“, das ich mit einem australischen Co-Autorenteam zunächst auf Englisch geschrieben habe. Dann haben wir es ins Deutsche übersetzt und gleichzeitig aktualisiert und ein bisschen verchlankt.¹

Ich nenne jetzt einige konkrete Beispiele für die Energieeffizienzsteigerung: Man kann Autos bauen mit Carbonfasern, also sehr leicht und sehr robust, die nur noch 1,2 Liter brauchen pro 100 Kilometer. Das Passivhaus – von Wolfgang Feist in Darmstadt entwickelt – das hat eine etwa 10-fache Energieeffizienz. Meine Familie und ich leben in so einem Passivhaus. Wir haben wirklich eine wunderbare Wohnqualität und praktisch keinen Energieverbrauch mehr. In älteren Ländern wie Deutschland und Österreich ist natürlich heute die Altbausanierung viel wichtiger als Neubauten. Vor der Sanierung haben diese Häuserblocks im Wesentlichen die Umgebung geheizt – das ist natürlich nicht das Ziel.

Ein anderes Thema ist Portlandzement. Das ist eine Dinosaurier-Technologie und die meisten Ze-

mentwerke auf der Welt, vor allem in China, glauben immer noch, das sei die einzige technische Möglichkeit. Wenn man stattdessen Flugasche aus Kraftwerken nimmt oder Hüttensand aus der Eisenherstellung, dann braucht man plötzlich nur noch ein Fünftel der Energie. Dann die Leuchtdioden anstelle der alten Glühbirnen oder Erdbeerjoghurtlogistik – das ist so ein spezielles Beispiel: Als ich noch am Wuppertalinstitut war, hatte ich eine wunderbare Mitarbeiterin, Stefanie Böge, die die Transportintensität der Herstellung von Erdbeerjoghurt untersucht hat. Da kam heraus, die Lastwagen fahren 8000 Kilometer kreuz und quer durch Europa, bis der Erdbeerjoghurt auf dem Frühstückstisch landet. Das ist natürlich der komplette Wahnsinn, aber es war betriebswirtschaftlich rational. Denn der Tonnenkilometer kostet fast gar nichts und die menschliche Arbeitskraft in den dezentralen Molkereien hat viel Geld gekostet. Also hat man die kleinen Molkereien plattgemacht, einige riesige zentralisierte Molkereien errichtet und das Problem auf die Straße verlagert.

Die Verkehrsstruktur ist ja vor allem in den USA fürchterlich. Ich habe sechs Jahre meines Lebens in den USA gelebt und da kann man sich ohne Auto gar nicht vernünftig bewegen. Außer in der Zeit, wo ich in New York war, da konnte ich mit der U-Bahn fahren, das ging, aber ansonsten braucht man in Amerika ein Auto. Ein Gegenbeispiel ist ein Stadtviertel in Freiburg, da haben 90 Prozent der

Windparks und Photovoltaikanlagen sind nur eingeschränkt als nachhaltige Formen der Energiegewinnung geeignet. Vor allem in Bergregionen sind die enormen Schwierigkeiten in Bau und Wartung sowie die Beeinträchtigungen im Landschaftsbild oft eine unüberwindbare Hürde für derartige Anlagen. Die einzige Alternative ist die Senkung des Energieverbrauchs auf allen Ebenen.

© istockphoto.com

¹ Ernst Ulrich von Weizsäcker, Karlson Hargroves, Michael Smith: *Faktor Fünf – Die Formel für nachhaltiges Wachstum*; Verlag Droemer Knauer, 2010



Diese Wohnanlage aus den 1970er-Jahren in Rankweil (Vorarlberg) wurde 2007 auf Passivhausstandard saniert und kommt nun mit einem Zehntel des früheren Energiebedarfs aus.

© Hannes Schlosser

Vernünftige Verkehrspolitik und Stadtplanung sind die wichtigsten Hebel, um in den Städten den Pkw-Verkehr einzudämmen und die Fortbewegung zu Fuß, mit dem Rad oder mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu forcieren.

© istockphoto.com

Familien kein Auto, aber volle Mobilität. Kopenhagen ist eine Radfahrerstadt, und das ist eine Millionenstadt. Manche Geschäftsreisen kann man ganz vermeiden durch sogenannte „Telepräsenzkonferenzen“. Die eine Seite des Zimmers ist ein Bildschirm und da sieht man dann die Leute jenseits des Atlantiks in genau der gleichen Möblierung sitzen. Nach einigen Minuten merkt man gar nicht mehr, dass da ein Ozean dazwischen ist. Also eine wunderbare Technik. Ich gebe allerdings zu, dass die Substitution der Flugreisen im Urlaubsverkehr etwas schwieriger ist.

Die Abwasserreinigung ist natürlich furchtbar wichtig, vor allem für Entwicklungsländer heute, das ist auch ein Faktor 5 bis 10 in der Wasserproduktivität, dann Aluminium aus Schrott, statt aus Bauxit, das ist auch etwa ein Faktor 10. Es wird im Moment viel zu viel gebaggert, stattdessen müsste man eigentlich die Stoffe wiederverwenden. Die Japaner, Südkoreaner und inzwischen auch die Chinesen haben das gesetzlich verankerte Ziel der Kreislaufwirtschaft und sagen: „Eigentlich sollten wir auf Dauer die Müllhalden und die Müllverbrennungsöfen abschaffen.“

Ich leite zusammen mit einem Inder das internationale Ressourcenpanel von den Vereinten Nationen und da haben wir eine Arbeitsgruppe „Metalle“. In einem Bericht, der vor einem halben Jahr publiziert worden ist, geht es um den Recyclinggrad der Hochtechnologiemetalle, z. B. der Seltenen Erden oder Indium und Gallium, das man für

viele hochtechnische Anwendungen braucht, oder Lithium für Autobatterien. Die Recyclingraten von diesem Metall liegen unter einem Prozent. Das ist unglaublich. Diesen Wert zu verzehnfachen ist chemisch, technologisch absolut lösbar, nur ist es heute nicht ökonomisch, deswegen wird es nicht gemacht. Wir sind in der EU sehr stark abhängig vom Import von solchen Metallen, bei manchen sogar zu 100 Prozent. Das heißt im Übrigen auch, aus einer Tonne Handyschrott kann man etwa 50 Mal mehr Gold herausholen als aus einer Tonne Golderz aus Südafrika.

Rebound-Effekt

Der Hauptgegner, mit dem wir dann auch immer wieder zu kämpfen haben, heißt „Rebound-Effekt“. Das ist ein uraltes Phänomen, William Stanley Jevons hat vor 150 Jahren angeschaut, was passierte, nachdem James Watt mit seiner Dampfmaschine eine Vervierfachung der Kohleeffizienz für die Herstellung mechanischer Energie gegenüber den davor laufenden Maschinen entwickelt hat. Da hätte man naiverweise annehmen müssen, dass der Kohlebedarf dann auf ein Viertel zurückgeht. Das Gegenteil ist erfolgt, er hat sich verzehnfacht. Das heißt also, Effizienz alleine wird das Problem nicht lösen, sondern es muss auch irgendwo entweder ein ökonomisches Signal oder menschliche Vernunft dazukommen, sonst wird alles wieder verpulvert in zusätzlichem Konsum. Das ist der „Rebound-Effekt“. Den gibt es auch



heute noch. In den USA hat man in der Ölkrise der 1970er-Jahre gelernt, wir müssen effizienter mit der Energie umgehen, und dann hat es tatsächlich eine Verminderung der Energieintensität gegeben, aber gleichzeitig bei extrem niedrigen Energiepreisen einen ungeheuren Anstieg des Energieverbrauchs.

Der „Rebound-Effekt“ zwingt uns zu neuem Denken bei staatlichen Eingriffen. Mit lauter Einzelregulierungen schaffen wir das nicht, es birgt viel zu viel Bürokratie, überlegen Sie sich zum Beispiel: Sie haben das Erdbeerjoghurt-Bild noch im Kopf, eine Erdbeerjoghurt-Transportintensitätsbegrenzungsverordnung. Dazu 100 oder 1000 andere Verordnungen – das kann man theoretisch alles machen. Nur, das ist ein wahnsinniger Aufwand und bringt nicht genug. Demgegenüber müssen wir heute marktwirtschaftlich denken und die Preise sprechen lassen. Jetzt geht es um ein Umdenken bei der Produktivität. Die fünf „Kondratjew-Zyklen“, von denen ich am Anfang gesprochen habe, das war im Wesentlichen das Programm der Verzwanzigfachung der Arbeitsproduktivität. Eine großartige Entwicklung. Und jetzt müssen wir lernen – wo der Faktor Arbeit ja gar nicht mehr knapp ist, sonst hätten wir keine Arbeitslosigkeit –, die Ressourcenproduktivität zu verfünffachen, zu verzehnfachen und später noch mehr. Wir müssen von der Industriegeschichte lernen. Die Arbeitsproduktivität ist in jedem Land der Erde und in jedem Jahrzehnt der Geschichte

grosso modo parallel mit den Bruttolohnkosten pro Stunde gestiegen. Der Mechanismus ist ganz einfach. Steigt die Arbeitsproduktivität, können die Arbeitnehmer/Arbeitnehmerinnen höhere Löhne durchsetzen, steigen die Löhne, wächst der Rationalisierungsdruck, steigt wieder die Arbeitsproduktivität, wachsen wieder die Löhne, und das ist ein Pingpong, das 100 oder 150 Mal hin und her gegangen ist und am Ende hat man eine Verzwanzigfachung der Arbeitsproduktivität. Eine fantastische Erfolgsgeschichte, die wir jetzt bei den Ressourcen wiederholen sollten.

Ressourcen verteuern

These 3: „Wir müssen politisch dafür sorgen, dass die Preise für Ressourcen einigermaßen wieder die ökologische Wahrheit sagen.“

Tatsächlich sind die Ressourcen in den letzten 200 Jahren immer billiger geworden, weil Baggern, Pumpen und Transportieren immer billiger geworden ist. Das heißt also, der Anreiz, mit Ressourcen effizient und elegant umzugehen, ist im Laufe von 200 Jahren gesunken und nicht etwa gestiegen. Was machen wir da? Die Ressourcen teurer machen, so einfach! Wir müssen politisch dafür sorgen, dass die Preise einigermaßen wieder die ökologische Wahrheit sagen. Die Märkte machen das nicht, dann muss es der Staat machen. Ich habe damals als Co-Präsident einer Arbeitsgruppe im sogenannten „China Council“ in Peking mit einer internationalen Expertengruppe

Der internationale Warenverkehr mit Flugzeugen, Lkws etc. bedroht die Lebensqualität von Millionen Menschen, die Anrainer der Transitrouten und Umschlagplätze sind. Gefragt ist eine regionale Kreisläufe fördernde Wirtschaftspolitik – das spart Ressourcen und schont Menschen und Umwelt.

Weltweit haben Hunderte Millionen Menschen keinen Zugang zu sauberem Wasser. Auch im Alpenraum ist die Vermeidung der Verschmutzung unserer Gewässer und die Aufbereitung der Abwässer ein Thema mit hoher Priorität.

© istockphoto.com

und einer chinesischen Gruppe die Idee von einem Preiskorridor entwickelt, in dem der Markt sich austoben kann, der aber konsequent, vom Staat beschlossen, nach oben treibt und zwar gerade so schnell, dass die Effizienzerhöhung immer gerade gut mitkommt, genau wie bei den Löhnen. Also einfach dieses Pingpong wiederholen. Die Chinesen waren begeistert und haben gesagt, „das ist ja wunderbar für China, denn, wir wissen ganz genau, unseren rasanten Wohlstandspfad können wir ja gar nicht fortsetzen, wenn wir nicht endlich dramatisch ressourceneffizienter werden“. Deswegen habe ich auch so großen Wert darauf gelegt, dass unser Buch ins Chinesische übersetzt wird. Das wird dort jetzt von den Leuten, die es lesen, angesehen als eine Art von Blueprint für den 12. Fünfjahresplan, den sie vor einem halben Jahr beschlossen haben, ich würde sagen, das ist praktisch inzwischen Regierungspolitik.

These 4: „Die Idee ist, Energie- und Rohstoffpreise parallel zu den Effizienzgewinnen anzuheben, dann bleiben die monatlichen Kosten im Durchschnitt ungefähr konstant.“

Das heißt auch, man kann die Preise manchmal senken, wenn sie spekulativ nach oben springen. Und dann kann man immer noch für die ärmsten Schichten der Bevölkerung, weil der technische Fortschritt ja bei denen später ankommt als bei den Begüterten, eine Art von Billigsockel macht. Das haben die Südafrikaner gemacht, die sogenannte „Lifeline“, die lautet: „Der Mindestverbrauch von Energie und Wasser ist billig und dann wird es teuer.“ Das kann man machen, damit das Ganze nicht in das soziale Elend führt, und im Übrigen führt es ins wirtschaftliche Elend sowieso nicht. Denn: wenn wir durch eine solche Preispolitik verhindern, dass Österreich oder Deutschland ständig in Multimilliardenumfang Geld nach Saudi-Arabien oder sonst wohin pumpen muss, um Energie einzukaufen, dann wird das ja weniger, dann verlieren wir weniger Geld und wir substituieren Saudi-Öl durch österreichische Ingenieurleistung.

Das ist auch gut für die Volkswirtschaft. Die Japaner haben das in den 70er-Jahren schon einmal vorgemacht. Sie hatten damals große Angst davor, dass sie völlig abhängig waren von Energieimporten, darum haben sie die Energie viel teurer gemacht. Nebenbei haben sie viel zu viele Atom-

kraftwerke gebaut: Jedenfalls war die Energie erstmal sehr teuer und da hat natürlich der Industrieverband fürchterlich gejammert und gesagt, „das ist das Ende der japanischen Industrie“. Das kennen Sie auch von der Industriellenvereinigung in Österreich und von entsprechenden Leuten in Deutschland, so reden die immer.

Aber was ist passiert? Es sind ein paar Dinosaurier ausgewandert und stattdessen haben die Firmen Hochtechnologien gemacht. Also z. B. haben sie die Digitalkamera erfunden oder Hochtechnologiekeramik oder den superschnellen Zug Shinkansen oder die fünfte Computergeneration. Sie haben innerhalb von 15 Jahren den Riesenvorsprung der Amerikaner aufgeholt. Und nach 15 Jahren Höchstpreispolitik war Japan das technologisch führende und wettbewerbsfähigste Land der Erde. Danach ist es dann wieder schiefgegangen, nach 1990, das hatte aber völlig andere Gründe, die nichts mit dem Energiepreis zu tun hatten.

Wo sind die Gewinner und wo die Verlierer dieser Strategie?

Gewinner, würde ich sagen, sind alle, die sich vernünftig benehmen. Zum Beispiel die Handwerker: Stellen Sie sich vor, der ganze Altbaubestand in Österreich würde auf Passivhausstandard umgerüstet, das ist ein Beschäftigungsprogramm für das österreichische Handwerk für 40 bis 50 Jahre. Auch die bäuerliche Landwirtschaft wird gewinnen, die Ökobranche, Schienenverkehr, Wartung, Recycling und natürlich die Natur. Also es gibt ein paar Verlierer, die werden jammern und sind meistens überrepräsentiert in der Politik. Aber ich würde denken, insgesamt kann man dieses Spiel gewinnen.

Wie ist es geografisch? Die Gewinner sind Europa, Ostasien und die rohstoffarmen Entwicklungsländer, das sind zusammengenommen etwa 90 Prozent der Weltbevölkerung. Verlierer? Das sind die üblichen Verdächtigen, die nie gelernt haben, mit Energie effizient umzugehen: Nordamerika, Russland. Ich möchte gerne eine politische Allianz der Gewinnerländer: Europa, Ostasien, rohstoffarme Entwicklungsländer. Das könnte man in Durban schon mal anstoßen. Wenn wir pro Kopf gleiche Emissionsrechte politisch vereinbaren würden – auch das könnten wir in Durban¹ im Prinzip tun –, dann wären die Entwicklungsländer

automatisch mit im Boot. Aber nicht nur wegen des Klimas sollten wir Fronten machen gegen die Dominanz der angloamerikanischen Denkweise, denn deren Grundvorstellung von Ökonomie, Staat und Menschenbild kommt mir persönlich krank vor.

Das angloamerikanische Gesellschafts- und Menschenbild

Das fängt an mit Thomas Hobbes, das war vor 350 Jahren. Er hat einfach behauptet, der Mensch sei von Natur aus eine egoistische Bestie, da kann man nichts machen, da braucht man eine Diktatur, um diese Bestie zu knebeln und zu zähmen. Keine besonders angenehme Vorstellung, aber zu der Zeit war in Kontinentaleuropa der Absolutismus das Übliche, also wir sollten darüber nicht besonders spotten. Und dann kam gut 100 Jahre später Adam Smith. Er hat gesagt, natürlich sind das egoistische Bestien, aber der Markt kann die auch zähmen, da braucht man keine Diktatur. Adam Smith war ein kluger Mann, er wollte wenigstens noch einen starken staatlichen Rechtsrahmen für den Markt, weil er genau wusste, dass es sonst, was wir heute nennen, Mafiawirtschaft gibt. Wir brauchen einen starken Rechtsrahmen. Da war noch eine Balance dabei.

Und dann kam wieder 100 Jahre später Herbert Spencer, ein Freund von Charles Darwin. Der hat gesagt, wir brauchen überhaupt keinen Staat mehr. Wenn die Starken gegen die Schwachen kämpfen und die Starken gewinnen, dann wird die Gesellschaft immer stärker, das nennt man Evolution, und das ist doch die beste aller Welten. Von ihm gibt es eine scheußliche Anekdote: Als er in New York zu Gast war und dort Tausende neue angekommene Einwanderer krepieren sah, weil sie nichts zu essen hatten und Sozialsystem gab es keines. Und dann rief er aus: „Wir sind die privilegierten Beobachter der Evolution bei ihrer Arbeit.“

Diese Art von Mentalität, hat sich ganz tief eingefressen in das angelsächsische Denken: Wir brauchen eigentlich keinen Staat. Auf dieser Basis haben dann Milton Friedman, Gary Becker und ei-



nige andere Ökonomie-Nobelpreisträger ihre moderne Ökonomietheorie entwickelt – sozusagen die Grundphilosophie der Banken: „Wir dürfen alles, denn wir sind ja die freie Marktwirtschaft, und das ist im Prinzip immer effizienter als das, was der Staat zustande kriegt.“

Dieser Denkweise können wir Europäer eigentlich überhaupt nicht zustimmen. Es gibt auch große Nebenschäden der Ungleichheit. Ökologisch sowieso jede Menge, aber auch soziale. Da gibt es ein sehr schönes Buch „Gleichheit ist Glück“ und es wird gezeigt, wie wachsende soziale Ungleichheit mit anderen Dingen korreliert, etwa bei Geisteskrankheiten, der Zahl der Gefängnisinsassen, einer hohen Schulabbrecher-Quote und vieles andere mehr. Auch das Misstrauen in der Gesellschaft wächst mit der Ungleichheit. Das ist kein großes Wunder und ich glaube, dass niemand hier im Raum den Zuwachs von Geisteskrankheiten für ein wünschenswertes Ergebnis hält.

Conclusio

Das heißt also, wir haben guten Grund, diese ganze Mentalität nicht zu akzeptieren, sondern stattdessen wieder eine kultivierte Gesellschaft aufzubauen, in welcher auch die Umwelt und die Langfristigkeit eine zentrale Rolle spielen.

Rund um den Globus wächst der Widerstand gegen ein System, das rücksichtslos Ressourcen verschwendet und unvorstellbare Geldsummen für misslungene Finanzspekulationen aus öffentlichen Mitteln bereitstellt, während der Sozialstaat und das Gesundheitswesen ausgehungert werden. Bei einer Kundgebung in Valencia (Spanien) am 15. Oktober 2011 hat ein Demonstrant mit seinem Plakat eine klare Botschaft formuliert: „Mr. Capitalism game over“.

© istockphoto.com

¹ Die UN-Klimakonferenz in Durban/Südafrika hat Anfang Dezember 2011 stattgefunden. Die in sie gesetzten Erwartungen wurden zum größten Teil nicht erfüllt. (red)

„Müssen wir ein schlechtes Gewissen haben?“

Ernst Ulrich von Weizsäcker im Gespräch mit Hannes Schlosser

Hannes Schlosser » Ein wichtiges Thema, nicht nur in Österreich, sind derzeit erneuerbare Energien. Es gibt einen Boom an Wasserkraftwerken und Pläne für Windparks, zum Beispiel am Brenner. Der Alpenverein ist eine der wenigen Institutionen, die sich zumindest gegen größere Projekte zur Wehr setzt. Wie sehen Sie diese Position?

Ernst Ulrich von Weizsäcker » Ich finde das vernünftig. Zusätzliche Beiträge der Wasserkraft aus den Alpen bleiben eher gering. Das, was schon da ist, ist vernünftig. Im 19. Jahrhundert hat man das, was wirklich gut nutzbar war, schon recht gut genutzt. Man hat es dann im 20. Jahrhundert noch ausgebaut. Solange man die Energie- und speziell Stromspartechnologien hoffnungslos vernachlässigt, ist eine Erweiterung des Stromangebots nicht das Gebot der Stunde. Wenn aber meinetwegen im Tief- oder Hügelland kleine Wasserkraft reaktiviert wird, wo etwa früher einmal eine Mühle war und geeignete Fischtreppe vorhanden sind, dann kann das ökologisch ganz vernünftig sein. Das gilt auch für die Ertüchtigung von existierenden Wasserkraftwerken. In Rheinfeldern am Rhein hat man die Stromproduktionskapazität ohne einen nennenswerten zusätzlichen Natureingriff ungefähr verdreifacht. Aber dass man jetzt sozusagen mit dem Helikopter ausspäht, wo könnten wir noch etwas Wasserkraft abzapfen, ist wirtschaftlich nicht sehr vernünftig und für die Natur und ihre Schönheit ein Schaden.

HS » Sie sind also der Auffassung, dass man im alpinen Bereich mit dem das Auslangen finden soll, was wir jetzt haben?

EUvW » Im Wesentlichen ja. Aber ich würde es gerne lokal sehen: Wenn die lokale Bevölkerung unbedingt sich selber versorgen will, dabei ästhetische und touristische Gesichtspunkte wirklich voll berücksichtigt, soll man nicht dogmatisch dagegen sein. Aber zu glauben, dass die Wasserkraft energiepolitisch einen wesentlichen Zuwachs bringen kann, das ist eine blanke Illusion.

HS » Sie haben in Ihrem Vortrag nachdrücklich thematisiert, dass das Abschmelzen des Eises in Grönland schon sehr weit fortgeschritten ist, womit droht, dass wesentliche Teile von hochindustrialisierten Ländern in Europa und Asien schlichtweg absaufen. Trotzdem passiert genau genommen nichts, wenn man sich die Beschlüsse der Klimakonferenzen anschaut. Wo nehmen Sie den Optimismus her, dass Sie noch sagen können: Okay, wir werden die Kurve trotzdem noch rechtzeitig bekommen?

EUvW » Ich sage nicht, wir werden sie noch rechtzeitig bekommen. Nur die Strategie, dass Europa und Asien sich zusammenschließen, um die Technologie des neuen Kondratjew-Zyklus zu entwickeln und in Breite anzuwenden, diese Strategie ist nicht angewiesen auf diplomatische Erfolge bei der Klimakonferenz. Das können wir einfach machen. Und wenn sich das dann ein bisschen herumspricht, dann werden die Chinesen die Ersten sein, die sagen: „Donnerwetter, diese Japaner und Europäer, die haben ja recht. Da müssen wir unbedingt mitmachen.“ Und wenn die Chinesen mitmachen, dann machen irgendwann auch die Amerikaner mit.



© OeAV

Ernst Ulrich von Weizsäcker

- geboren 1939, Sohn des Physikers und Philosophen Carl Friedrich von Weizsäcker.
- Studienabschlüsse in Physik und Biologie. Universitäre Karriere, Leitung diverser Institute und wissenschaftlicher Zentren mit Schwerpunkt Umweltpolitik, u. a. Präsident des Wuppertal Instituts für Klima, Umwelt, Energie (1991–2000).
- Funktionen in und für die SPD, u. a. Bundestagsabgeordneter 1998–2005 (während dieser Zeit Vorsitzender Enquetekommission Globalisierung und Vorsitzender des Umweltausschusses).
- Mitglied des Club of Rome, der Europäischen Akademie der Wissenschaften und der World Academy of Art and Science.
- Zahlreiche Publikationen und Auszeichnungen.

HS » *Muss dieses Modell, das Sie ansprechen, von der Regierungsebene ausgehen, also von oben nach unten kommen oder ist das etwas, das sich graswurzelartig entwickeln kann und muss?*

EUvW » Beides. Ich verneige mich vor den Leuten, die an diesem 15. Oktober 2011 (Anm.: Datum des Vortrags und des Interviews) gegen das arrogante Bankenwesen protestieren. Das ist Graswurzel, da ist nichts von der Regierung gekommen. Und beim Umweltschutz, beim Schutz der Alpenschönheit, das kommt auch nicht von der Regierung – das kommt eigentlich alles von unten. Aber bestimmte Dinge, wie zum Beispiel die sozial- und wirtschaftsverträgliche langsame Verteuerung von Energie, das kann nur der Staat. Also brauchen wir im Sinne einer gesellschaftlichen Rollen- teilung einige staatliche Entscheidungen. Weiters brauchen wir unternehmerische Entscheidungen, die darauf vernünftig reagieren, zum Beispiel beim einzelnen Hausbauer, aber auch beim Industriekonzern wie Siemens – die schalten gerade sehr stark auf Effizienz um. Und dann brauchen wir Dinge, die eigentlich nur am Leben erhalten werden können durch Bewegungen von unten, also Graswurzel.

HS » *Ist die Energiewende aus dieser Perspektive betrachtet notwendigerweise mit einem Demokratisierungsschub verbunden?*

EUvW » Ja und nein. Ja, weil das Volk soll und muss mitmachen, soll Freude dabei verspüren. Aber, nachdem ich so lange in Amerika gelebt habe, habe ich durchaus manche Vorbehalte gegen die Heiligsprechung des Volkes. Diese Tea-Parties – das ist ja nun wirklich Volk und es ist Anti-Staat – sind die Zerstörer des Staates. Und obwohl sie in diesem Punkt ein absolut nachvollziehbares Motiv haben, dass der Staat sich nicht so stark verschulden darf, sind die Tea-Parties im Wesentlichen destruktiv. Auch in Europa kann vom Fremdenhass bis zum Zynismus gegenüber dem Alpenverein vieles von Volkes Stimme kommen. Die Autofahrer-Parteien aller Staaten sind alle tendenziell egoistische Zyniker – und sie gut zu finden, bloß weil sie auch Volk sind, bringe ich nicht über die Lippen.

HS » *Sie beraten den österreichischen Umweltminister, haben eine lange politische Karriere in Deutschland hinter sich und sind in diversen Gremien dabei, wo Sie mit Ministern und Regierungschefs und -chefinnen an einem Tisch sitzen. Was ernten Sie für Reaktionen, wenn Sie dort Ihre Vorschläge unterbreiten?*

EUvW » Es ist ein bisschen unterschiedlich. Auf internationaler Ebene, also zum Beispiel beim Exekutivdirektor des UN-Umweltprogramms Achim Steiner, der schaut das mit

größtem Interesse und größter Sympathie an. Der deutschen Bundeskanzlerin habe ich diese Sachen noch nicht vorgetragen, aber sie kennt Faktor 4 und Faktor 5 vermutlich und findet das im Prinzip eine ganz vernünftige Richtung. Das hat sie sicher mit motiviert, ihren etwas schnelleren Ausstieg aus der Atomenergie politisch in ihrer eigenen Partei durchzusetzen. Aber ich will mir nicht einbilden, dass ich daran das Verdienst habe. An anderen Stellen, wie zum Beispiel der Gewerkschaft BCE Bergbau-Chemie-Energie in Deutschland, da stoße ich noch öfter auf Skepsis. Das sind die energieintensiven Industrien. Aber immerhin, mit einigen von denen komme ich ganz gut aus.

HS » *Die Energieeffizienz ist ein Konzept, das auf ganz vielen Beinen steht. Es gibt eben nicht den einen entscheidenden Schritt, sondern es braucht tausend Schritte. Was kann man tun, um diese Komplexheit besser zu vermitteln?*

EUvW » Zunächst einmal, man muss sie erkennen, wie Sie das ja jetzt sehr schön gemacht haben, und wissen, dass es nicht so einfach ist. Dann muss man die politischen Instrumente so wählen, dass sie der Komplexität gerecht werden. Deswegen habe ich das absurde Beispiel von diesem Erdbeerjoghurt erzählt, das 8000 Kilometer durch Europa fährt, bevor es bei Ihnen auf dem Frühstückstisch landet. Wenn man versucht, auf jede solche Mücke mit einem Gewehr zu schießen, dann hat man einen gewaltigen Gewehrdonner, aber viel mehr Nebenschäden als Nutzen. Hingegen, wenn man es mit einer sanften Preispolitik macht, dann kann man der Komplexität wunderbar gerecht werden. Im Übrigen: Die Pädagogik an der Grundschule, ja schon im Kindergarten, kann anfangen, dieser Komplexität gerecht zu werden.

HS » *Zum Schluss eine Frage, die viele Menschen im Alpenverein besonders bewegt, auch durch Kritik aus den eigenen Reihen: Müssen wir ein schlechtes Gewissen haben, wenn wir uns gegen Projekte wie den Windpark am Brenner stellen, um die Schönheit der Alpen zu bewahren?*

EUvW » Diejenigen, welche die Schönheit der Alpen verteidigen, stehen auf der progressiven Seite. Denn sie veranlassen die Gesellschaft dazu, einen technischen und zivilisatorischen Fortschritt voranzutreiben, der auch für unsere Urenkel noch funktioniert. Von dem, was die heutigen Modernisten vertreten, weiß man heute schon, dass das für die Zukunft unserer Urenkel vollkommen unbrauchbar ist, weil es nur um kurzfristige Sofortgewinne und Eintagsfliegen geht. Sie vom Alpenverein gehören zu den Langfristigen – und die Zukunft gehört den Langfristigen und nicht den Kurzfristigen“.

HS » *Danke für das Gespräch.*



Schmelzende Vorräte

Der klimabedingte Verlust von Gletschereis hat schon jetzt Konsequenzen für das Leben

>> **Martin Roos**

Gletscher steuern im Sommer Schmelzwasser bei, das sich vor allem winters in Form von Schnee und Firn niederschlägt. Doch dieses hydrologische Puffersystem gerät zunehmend aus dem Gleichgewicht: Gemittelt über alle Alpenregionen herrscht derzeit ein Überfluss an Wasser, der durchaus einmal in Wassermangel umschlagen könnte. Doch nicht alle neuen glaziologischen Erkenntnisse klingen pessimistisch.

April 2012, Innsbruck. Andrea Fischer hält sich bedeckt. Die Gletscherexpertin vom Institut für Gebirgsforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften verrät noch nichts von jener Veröffentlichung, die sie unlängst in einer angesehenen Fachzeitschrift eingereicht hat. Der Publikation möchte die 39-jährige Privatdozentin nicht vorgreifen – eine Vorsichtsmaßnahme, wie sie die meisten Wissenschaftler ergreifen, um Ideen- oder Datenklau vorzubeugen. Fischer geht es um ein sogenanntes Volumeninventar: „Unser Datensatz enthält die Eisdicken von etwa 70 Gletschern, die 40 Prozent der österreichischen Gletscherflächen ausmachen“, erklärt Fischer. „Dadurch können wir erstmals die Eisvolumina und den Rückzug der Gletscher berechnen.“ Die Volumina spiegeln die Menge des in den Gletschern gespeicherten Wassers wider. „Diese Zahl“, so Fischer, „lässt sich mit dem bisher abgeflossenen Wasser vergleichen, sodass man sehr viel genauer als bisher möglich Zukunftsszenarien rechnen kann.“

Inventar der Gletschervolumina

Wasserabfluss, Gletschervolumen – nur Jonglierbälle im akademischen Spiel? Mitnichten. Der klimabedingte Verlust von Eis und Schnee hat in den Alpen weit mehr Konsequenzen für den Menschen als rein kosmetische (Moränenwüsten) oder alpinistische (gefährliche Gletscherzugänge und Hochtouren). Denn indem die Gletscher allmählich verschwinden, schwinden bedeutsame Wasservorräte, verändert sich das Leben und Wirtschaften in und um die Alpen. Trink- und Brauchwasser werden kostbarer, Verfahren der Energieerzeugung unrentabler, Gewässerorganismen stärker gefährdet – um nur einige Problemfelder anzureißen.

Das Grundproblem schildert Dr. Ludwig Braun, tätig in der Kommission für Erdmessung und Glaziologie, eine Forschungseinrichtung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München. Am Beispiel des Vernagtferners untersucht Braun in den Ötztaler Alpen, wie der alpine und außeralpine Wasserhaushalt von den Eisreserven abhängt. „In heißen, trockenen Sommern steuern Gletscher ihre Schmelze bei und halten die Wasserführung der Flüsse hoch“, schildert Braun den ausgleichenden Effekt der Eisvorräte. Andersherum formuliert: Die Eis- und Firnschmelze kompen-

siert sommerliche Wasserknappheit, so sie denn einmal in den Alpen auftritt. Bislang läuft das wie am Schnürchen, noch lagern genügend Eisvorräte in den Bergen. Noch!

Dass die Gletscher zur Neige gehen, ist absehbar. Aber erst jetzt lässt sich konkreter abschätzen, in welchem Ausmaß und Rhythmus das Alpeneis schwindet. Einige Fakten aus glaziologischen Publikationen der jüngsten Vergangenheit:

1. Alpen: Auf Überfluss (heute) folgt Mangel (Prognose).

Verglichen mit den Mittelwerten für das 20. Jahrhundert hat die sommerliche Gletscherschmelze in den Alpen während der zurückliegenden Dekade um 50 Prozent zugenommen. Bis um die Mitte des 21. Jahrhunderts wird die Schmelzrate wieder sinken, um sich dann gegen das Jahr 2100 hin dem Ende zuzuneigen. Dann dürften in den Alpen sommers wie winters nur noch rund ein Fünftel der heutigen Gletschermassen vorliegen. Um auch eine Zeitmarke herzunehmen, die viele Leser erleben: Bis 2050 werden sich die verbleibenden Gletschermassen in den Alpen etwa halbieren.

2. Hitzesommer 2003.

Allein in jenem Jahr reduzierte sich die Gletschersubstanz um 10 Prozent; seit 1980 haben die Gletscher zwischen 20 und 30 Prozent ihrer Masse eingebüßt. Für die Schweiz führen die Fachleute einen Eisvolumenverlust von 3,5 Prozent auf den Rekordsommer 2003 zurück; zwischen 1999 und 2008 haben die Schweizer Alpen etwa 12 Prozent ihrer Eismassen verloren.

3. Asien: Immense Gletscherabhängigkeit, weiterhin immense Vorräte.

Klimatisch bedingt sind viele Regionen vor allem Zentralasiens auf die sommerliche Wasserversorgung von der Gletscherwelt angewiesen – der größten „Eiswelt“ abgesehen von Arktis und Alaska. Weil nahezu eine Milliarde Menschen von diesen Eismassen abhängt, wirft die internationale Glaziologengemeinde ein waches Auge auf die Eisvorräte dort, auch mit Blick auf das geostrategische Konfliktpotenzial etwaiger Wasserknappheit. Jetzt resümieren französische Forscher für das zentrale Karakorum überraschend: Zwischen 1999 und 2008 legten die Eismassen sogar ein wenig

Sommerliche Firnschmelze auf dem Vernagtferner

© Martin Roos



Glatschermessarbeiten an der Eishöhle am Mittelbergferner im Pitztal 2011

© Andrea Fischer

Rechts: Der Glaziologe Dr. Ludwig Braun (helle Mütze) geht der Schneedecke über dem Vernagtferner auf den Grund.

© Kommission für Glaziologie der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

zu! Berechnungen bis zum Jahr 2100 sagen einen Eisverlust von 10 Prozent voraus, schreiben sie in ihrem noch ungedruckten Beitrag beim angesehenen Fachorgan Nature Geoscience. Der Eisverlust bis 2100 für die Alpen zum Vergleich: 80 Prozent (siehe 1.). Diese Reihe von Beispielen jüngster glaziologischer Forschung ließe sich nahezu beliebig fortsetzen.

Relevanter für Alpen-Bewohner, -Touristen und -Anrainer ist jedoch die Frage: Was wird der Gletscherverlust für Konsequenzen haben? Und welche Folgen sind schon jetzt spürbar und nicht erst gegen Ende des laufenden Jahrtausends?

Schon jetzt gibt es in einigen Alpenregionen immer wieder Gerangel um die Trinkwasserversorgung. „Mancherorts kommt es zu Konflikten,

Ressourcenverbrauch Wasser – Maßnahmen heute und morgen

Die alpinen Flüsse versorgen 170 Millionen Menschen mit Wasser. Die Nachfrage nach der Ressource Wasser wird ebenso ansteigen wie der Wettbewerb zwischen verschiedenen Nutzergruppen. Deswegen fordert die Internationale Alpenschutzkommission CIPRA staatenübergreifende Strategien zur Wassernutzung und benennt vorbildliche Beispiele:

Kontrollierte Tröpfchenbewässerung

In den Trentino-Bezirken Faedo und Pilcante haben manche Weinbauern auf ein ferngesteuertes Bewäs-

serungssystem umgestellt: Ein (üblicherweise mit GIS abgekürztes) Geoinformationssystem misst fortlaufend Bodenfeuchtigkeit und reagiert in Echtzeit, indem es die Beträufelung hinauf- oder hinunterreguliert. Auf diese Weise wird Wasser und Energie gespart. Nebenbei lässt sich im Zusammenspiel mit intelligentem Düngereinsatz der Ertrag steigern.

Wassersparende Toiletten

Zu den Pilot-Hütten, welche die „Sustainable Sanitation Alliance“ SuSanA in Zusammenarbeit mit der Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) mit speziell für Bergregionen ausgestatteten Toiletten ausgestattet hat, gehört die Bettelwurfhütte. Diese OeAV-Hütte im Karwendel verfügt über eine Urinseparations-Trocknungstoilette (abgekürzt meist UDDT, nach englischen Vokabeln). 2004 wurde die Bettelwurfhütte mit dem Umweltgütesiegel ausgezeichnet.

Über moderne Komposttoiletten verfügen zum Beispiel die Brunnenkopfhäuser der DAV-Sektion Bergland in den Ammergauer Alpen.



Spart Wasser und Energie: Tropfbewässerungsanlage auf einem Weinberg nahe Faedo.

© Claber SpA, Fiume Veneto



weil Bergbahnen der örtlichen Wasserversorgung zu viel Flüssigkeit zur künstlichen Beschneigung entziehen“, konstatiert die Europäische Umweltagentur EEA. Denn die tendenziell kürzeren und schneeärmeren Winter schrauben den Beschneigungsbedarf in die Höhe, zumal in den niedriger gelegenen Skigebieten. Im Zuge trockener Sommer zapfen Bauern mehr und mehr die Bäche an

zum Bewässern. Zugleich steigt der Haushaltsbedarf, was im Vinschgau bereits jetzt immer wieder zu Versorgungsengpässen führt. Auch für das Wallis werden Engpässe prognostiziert. Die EEA führt vor Augen, dass derzeit weniger die Wasserverfügbarkeit ein Problem darstellt als vielmehr die steigenden Wasserentnahmen. Für die Schweiz resümiert die Forschungsanstalt Agroscope Reckenholz-Tänikon, Ableger des Bundesamts für Landwirtschaft: „Schon heute müsste bis zu zehn Mal mehr Fläche bewässert werden, um die trockenheitsbedingten Ernteausfälle zu vermeiden.“

Links: Dünne Staub- und Schutt-Ablagerungen absorbieren Sonnenstrahlung und lassen die Eisdecke umso leichter anschmelzen. Im Bild: Randspalten auf dem Aletschgletscher

© Martin Roos

Rechts: Seit 2010 klapft im Hallstätter Gletscher unter dem Gipfelaufbau des Dachsteins eine Spalte, die nur noch mit einer Leiter überwunden werden kann.

© Herbert Raffalt

Einsatz von Geotextilien

An Gebirge mit extrem trockenen Sommern denken Geografen der Universität Fribourg. Alexander Nestler untersucht im Projekt namens „Freezwater“, ob und wie sich künstlich aufgestockter beziehungsweise vor dem Abschmelzen bewahrter Altschnee als Süßwasserspeicher eignet. Dazu war Nestler im Sommer 2012 am Aragaz unterwegs, Armeniens höchstem Berg. Dort kartierte und quantifizierte er die Überbleibsel von Wechten, deren Abschmelzen mit Geotextilien herausgezögert wurde. Ähnliche Projekte betreiben indische Forscher in Ladakh.



Veränderte Wasserqualität

Mögen sich Verfahren zur Abwasserreinigung noch so verbessert haben: Das aus Haushalten und Industrie geklärte Abwasser wird nie identisch sein mit dem Ursprungswasser – was auch nicht ins Gewicht fällt, solange sich das Klärwasser in großen Wassermengen verdünnt. Doch punktuell werden Bäche und Flüsse immer häufiger niedrige Pegelstände aufweisen, sodass noch kleine Verunreinigungen große Konsequenzen zeitigen. Zudem treten immer häufiger Episoden mit Starkregen auf, die Klärwerke zum Überfließen bringen können – mit fatalen Folgen für die natürlichen Gewässer. Solche Starkregen rauschen auch deswegen häufiger ungebremst zu Tale, weil die Gletscher im Sommer weit weniger Firn tragen. „Firn vermag starke Niederschläge und

In Armeniens Hochgebirge treten im Windschatten von Bergrücken mächtige Wechten auf, die sich durch textile Abdeckungen bis in den Spätsommer erhalten und als eisiger Wasservorrat nutzen lassen.

© A. Nestler, Uni Fribourg

Schmelze wie ein Schwamm zu speichern“, erläutert Glaziologe Braun. Kein Firn, kein Speicher.

Neben geringerem Uferfiltrat nehmen auch die Grund- und Bodenwasservorräte nach und nach ab, weisen zudem eine höhere Temperatur auf. Das schraubt den Sauerstoffgehalt herunter, mit Folgen einerseits für die Wasserlebewesen, andererseits für das chemische „Verhalten“ des Wassers: Unter Umständen werden Schwermetalle und Spurenelemente leichter aus Boden und Gestein herausgelöst, was die Trinkwasserversorgung gefährdet.

Wasserkraftwerke profitieren kurzfristig vom zusätzlichen Schmelzwasser. Aber Prognosen für die Schweiz besagen, dass die sogenannte Hydropower bis 2035 um 7 Prozent und bis 2100 um 22 Prozent sinkt.

Untergangsszenario fehl am Platz

Wie schon gesagt: Momentan herrscht eher ein Überfluss an Wasser in den Alpen. Das Beispiel Österreich zeigt: Rein rechnerisch beträgt die Pro-Kopf-Verfügbarkeit dort 10.500 Kubikmeter Wasser, verglichen mit 4200 Kubikmetern im europäischen Durchschnitt. Dies verleitet dazu, dass sich gegenwärtiges Wasser-Management mehr an der großen Verfügbarkeit der Ressource Wasser orientiert als am realen Bedarf, beklagt die Internationale Alpenschutzkonvention CIPRA.

Gerade weil es so schwierig ist, das Ausmaß des Gletscherschwundes zu beurteilen, trieb der inzwischen emeritierte Professor Michael Kuhn am Institut für Meteorologie und Geophysik der Uni Innsbruck die Volumenmessungen voran. Andrea Fischer, langjährige Mitarbeiterin Kuhns,

stellte nun das Gletscherinventar fertig und gibt sich optimistisch: „Vergleicht man die Eisdickenänderung mit den vorhandenen Eisdicken, sieht man, dass an einem Großteil der Gletscherfläche die Eisdickenänderung klein ist gegenüber vorhandenen Eisdicken. Das heißt, ein Großteil der Gletscherflächen ist keineswegs akut vom Verschwinden bedroht, wie man teils vor den Eisdickenmessungen glaubte.“

Waches Auge auf den Wasserhaushalt

Trotzdem: Süßwasser ist eine kostbare Ressource. In den Alpen verteilt sich das Wasser auf Grund- und Bodenwasser, Seen, Fließgewässer sowie Schnee und Eis. Geschätzte 1,5 Prozent der Alpen waren zu Beginn des 21. Jahrhunderts von Gefrorenem bedeckt, verteilt auf mehr als 5100 Gletscher – die aber nun immer weniger Nachschub erhalten: Mit der Klimaerwärmung verändern sich Niederschläge, Gletschervolumen, Schneeauflagen. Speziell für die Alpen werden mehr Niederschläge im Winter, aber weniger für die Sommer erwartet. Im Vergleich zum europäischen Mittel sind die Durchschnittstemperaturen im Laufe des 20. Jahrhunderts bereits doppelt so stark angestiegen: um 2 Grad Celsius in den Alpen. Mit Blick auf den Wasserhaushalt haben die hydrographischen Dienste Österreichs ein Netz von einigen hundert Abfluss- und Niederschlagsmessstellen eingerichtet.

Ein deutsch-österreichisches Forschungsprojekt offenbarte am Beispiel der Donauzuflüsse, dass der Anteil der Gletscherschmelze nur inneralpin hoch ist. Deren Beitrag zum Wasserangebot ist, anders als noch vor rund einer Dekade vermu-

Messungen des Wasserwertes der Schneedecke am Jamtalferner in der Silvretta

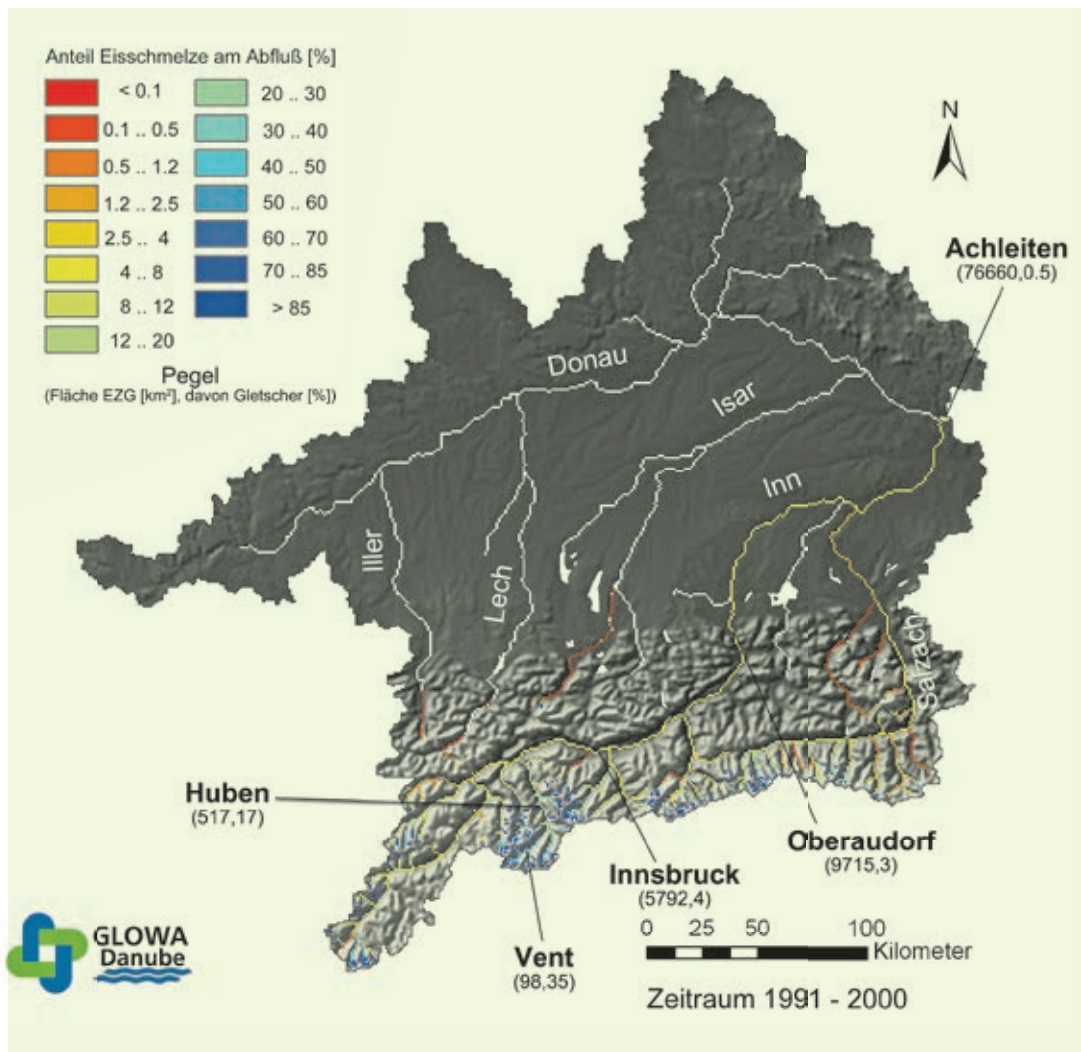
© Andrea Fischer



Im Dienst der Wissenschaft

Privatdozentin Dr. Andrea Fischer leitet ehrenamtlich den Gletschermessdienst des OeAV. Dieser unternimmt mit rund zwanzig Freiwilligen alljährlich Längenmessungen an etwa 100 Gletschern – eine Messreihe, die bereits 1891 begann, aber natürlich nicht alle der fast 900 österreichischen Gletscher erfassen kann. „Daher werden etwa alle zehn Jahre Gletscherkarten angefertigt und die Flächen- und Höhenänderungen an allen Eisriesen berechnet“, sagt Fischer. „Für die österreichischen Ostalpen sind die Gletscherstände und deren Änderungen für die Jahre 1969,

1998 und teilweise auch 2006 in diesen sogenannten Gletscherinventaren dokumentiert. So kann man also auch die Volumenänderung für diese Zeitabschnitte berechnen.“ Fischers jüngster Gletscherbericht hebt hervor, wie wenig Schneereserven der Winter 2010/11 lieferte, sodass im nachfolgenden August und September die Gletscher teils bis in die Gipfelregionen ausaperten. „Von den 95 im Berichtsjahr 2011 beobachteten Gletschern sind 90 Gletscher zurückgeschmolzen, drei Gletscher stationär geblieben und keiner vorgestoßen“, schreibt Fischer.



GLOWA heißt ein vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderter Verbund und steht für „Globaler Wandel des Wasserkreislaufs“. Das 2011 ausgelaufene GLOWA-Projekt „Danube“ offenbarte nach zehnjähriger Arbeit: Nur inneralpin ist der Gletscherschmelz-Anteil an Flüssen, die letztlich in die Donau entwässern, hoch (blaue Markierungen).

© M. Weber, mit freundlicher Genehmigung aus M. Weber, L. Braun, W. Mauser & M. Prasz. Mitteilungsblatt des Hydrographischen Dienstes in Österreich, Nr. 86, S. 1–29, Wien 2009.

tet, außerhalb der Alpen im Verhältnis zu Schneeschmelze und Regen eher gering.

Schon jetzt aber kann inneralpines Niedrigwasser Folgen haben, zum Beispiel beim Kühlen von Kraftwerken. Denn bei warmem Niedrigwasser fällt die Temperaturdifferenz zwischen Kühlwasser und Dampfturbinen-Kondensat unter Umständen zu gering aus. Zudem heizen Kraftwerke bei niedrigen Pegelständen die Flüsse unverhältnismäßig stark auf und vermindern so den Sauerstoffgehalt, was sich auf Flora und Fauna auswirkt.

Das Jahr 2003 hatte die UNO als Jahr des Süßwassers ausgerufen. Als verfüge die Natur über das Stilmittel der Ironie, brach prompt der Sommer 2003 viele Trockenheits-, Schmelz- und Hitzerekorde – und erteilte der Erforschung des Wasserhaushaltes spannende Lektionen. Exakt zehn

Jahre nach dem „Rekordsommer“ wird es nun 2013 das Internationale Jahr der Zusammenarbeit im Bereich Wasser geben. Man darf gespannt sein auf jenen nun anstehenden Sommer!

Literatur:

European Environment Agency: EEA-Report Nr. 8/2009, abrufbar unter www.eea.europa.eu

Internationale Alpenschutzkommission CIPRA: „Water in Climate Change“, Compact Nr. 3/2011, abrufbar unter www.cipra.org/Dossiers/ „Wasser im Klimawandel“

EcoSan Club Austria: Sustainable Sanitation Practice Nr. 8 (7/2011), abrufbar unter www.ecosan.at/ssp

Gletscherbericht 2010/2011 Österreich: Bergauf 2/2012, abrufbar unter www.alpenverein.at

Bär, Wolf und Luchs

Die Rückkehr der europäischen Großraubtiere in die Alpen

>> **Oliver Lindenthal**

Großraubtiere in den Alpen? – Das betrifft uns doch nicht. Diese Meinung ist nicht ganz richtig, denn wer in die Alpen geht, der hält sich vielerorts in den Lebensräumen dieser Tiere auf. Allerdings meistens, ohne sich dessen bewusst zu sein. Wer denkt schon daran, dass er im oberen Sarccatal gleich nördlich von Arco Bärenengelände, im Berner Oberland Luchsgebiet oder im westlichen Wallis ein Wolfsrevier betritt.



Zwei Besucher in den Bayerischen Voralpen

Eine schöne, kindertaugliche Tour im Mangfallgebirge führt vom Taubenstein an der Rotwand vorbei zu den Gumpen im Pfanngraben. Die Blumwiesen auf der Kumpflalm, über die der Abstieg führt, laden zur Rast ein. Wer Kinder dabei hat, der kann ihnen hier erzählen, dass genau an dieser Stelle der Bär JJ1, besser bekannt unter dem Namen Bruno, 2006 sein Ende fand. Wahrscheinlich wollen sie dann wissen, warum der Bär erschossen werden musste. Eine einfache Frage, auf die es keine einfache Antwort gibt. Gekommen ist er aus der Brenta im italienischen Trentino. Viel wurde schon geschrieben über die Brentabären. Ende der 90er-Jahre sah es so aus, als würde die Population erlöschen: zu wenige Individuen, zu wenig Nachwuchs, schlechter Gesundheitszustand. Mittlerweile ist der Bestand wieder auf 27 Tiere angestiegen. Hauptsächlich deshalb, weil man zwischen 1999 und 2002 zehn slowenische Bären angesiedelt hat, um die Population zu stützen. Auch im Trentino gibt es Konflikte um die Bären, doch diese verblassen gegenüber dem Drama, das JJ1 in Oberbayern auslöste: Bei seiner Odyssee durch die Nordalpen hatte ihn seine geringe Scheu vom willkommenen Gast zum Problembären absteigen lassen. Ein finnisches Expertenteam versuchte im Auftrag des Umweltministeriums vier Wochen vergeblich, ihn zu stellen. Kaum waren die Skandinavier abgereist und JJ1 zum Abschuss freigegeben, wurde er im Rotwandgebiet erlegt. Jetzt steht er ausgestopft in München im Museum. Anscheinend ist dies der bessere Platz für Begegnungen zwischen Mensch und Natur.

Wir schreiben das Jahr 2012 und die eingangs beschriebene Tour heißt jetzt „Wolfswanderweg“, denn auch der Wolf war mittlerweile da. Im Winter 2009/2010 tauchte ein junger Wolfsrüde im Rotwandgebiet auf. Im Gegensatz zu JJ1 wurde er nicht mehr vom bayerischen Umweltminister willkommen geheißen, nur um anschließend zum Problem erklärt zu werden. Man hatte aus dem Fiasco 2006 gelernt und verwies Medien und Bürger mit dem Hinweis auf den Managementplan „Wölfe in Bayern“ an die „Beauftragten für Große Beutegreifer“ am Landesamt für Umwelt. Diese hatten dann auch einiges zu tun, denn die besorg-

ten Anfragen waren zahlreich. Vor allem wurde der Einwanderer als Bedrohung für das Weidevieh auf den Almen angesehen. Tatsächlich hatte der Wolf im Gemeindegebiet von Bayrischzell und Kiefersfelden 21 Schafe und einige Stücke Rotwild und Rehe gerissen. Die Bereitschaft der Viehhalter, Maßnahmen zum Schutz ihrer Herden durchzuführen, hielt sich in Grenzen: Es könne doch nicht sein, dass man das Vieh wegsperren müsse, nur damit sich der Wolf ungestört bewegen könne. Zu direkten Begegnungen in unmittelbarer Nähe von Siedlungen, wie im Fall JJ1, kam es während der eineinhalb Jahre seiner Anwesenheit jedoch nicht. Letztendlich wurde von Regionalvertretern in den Medien die Feststellung zementiert, dass in dem landwirtschaftlich und touristisch stark genutzten Gebiet zwischen Inn und Isar für Großraubtiere wie den Wolf kein Platz sei. Forderungen nach einer Lösung des Problems wurden lauter, aber niemand wollte das Wort „Abschuss“ in den Mund nehmen. Zu sehr hatte das Ansehen der Region unter den Ereignissen von 2006 gelitten. Doch von Seiten der Politik kamen keine neuen Vorschläge und auch die Aufklärungsarbeit der Wolfsbeauftragten zeigte keine öffentlich sichtbare Wirkung. Man konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass eine gewisse Erleichterung durch die Region ging, als der Wolf schließlich im Frühjahr 2011 spur- und vor allem geräuschlos verschwand. Die vorherrschende Meinung ist, dass er irgendwo im Tiroler Grenzgebiet illegal geschossen wurde. Oder wie man es im Oberland auch umschreibt: „Der hat sich eine Bleivergiftung eingefangen.“

Die Zeiten ändern sich

Die Ereignisse im Mangfallgebirge vor den Toren Münchens haben die öffentliche Wahrnehmung auf einen Vorgang gelenkt, welcher schon seit geraumer Zeit stattfindet: die Wiederbesiedelung der Alpen durch Bär, Wolf und Luchs. Die drei Raubtiere waren einst in ganz Mitteleuropa heimisch und erfüllten im Großökosystem Alpen eine wichtige Aufgabe: Als natürliche Regulatoren sorgten sie für ausgeglichene Schalenwildbestände und damit für einen gesunden Bergwald. Der Hauptgrund für ihre erbarmungslose Ausrottung vom 17. bis ins beginnende 20. Jahrhundert hinein war die von ihnen ausgehende Bedrohung für

In den Hochlagen des Trentino ist der erste Schnee gefallen. Ein Braunbär macht sich am Monte Tiso auf den Weg in sein Winterquartier.

© Servizio Foreste e Fauna – Provincia Autonoma di Trento

Diese Forststraße im Val di Non, Trentino, stellt kein Problem für den Bären dar. Das Überqueren von größeren Verkehrswegen jedoch ist für die Tiere mit einem hohen Risiko verbunden und Unfälle enden oft tödlich.

© G. Volcan,
Parco Naturale Adamello
Brenta



das Vieh der Bergbauern. Da die Landbevölkerung in den Alpen damals mehrheitlich arm war, hatten Verluste von Weidevieh nicht selten existenzielle Folgen. Für den Adel und die ihm zugeordnete Jägerschaft bedeuteten die Großräuber in erster Linie Jagdkonkurrenz. Möglich wurde die systematische Auslöschung durch die Verbreitung technisch ausgereifter Feuerwaffen und des Giftes Strychnin für Köder. Die Entwicklung von Schlagfallen besiegelte endgültig das Schicksal der unerwünschten Jäger.

Die Verbreitung des europäischen Braunbären in den Alpen beschränkt sich auf den Südosten. Aus der Population im südlichen Apennin ist keine Einwanderung über Ligurien in die Seealpen zu verzeichnen.

© LCIE

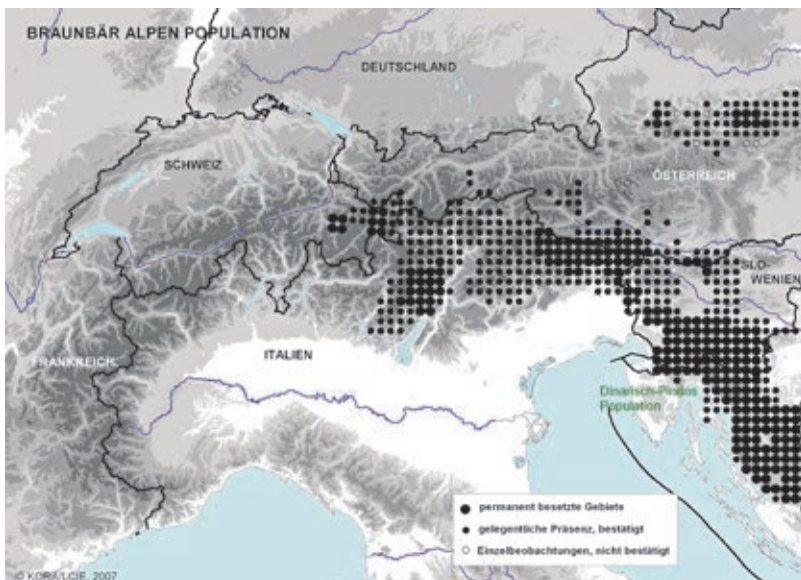
In den 100 Jahren, in denen wir uns an die Alpen ohne Großraubtiere gewöhnt haben, hat sich die alpine Landschaft weiter verändert: Neben dichtbesiedelten Wachstumsregionen und hochfrequentierten Verkehrsachsen sind vor allem im Südwesten durch Landflucht wieder fast menschenleere Gebiete entstanden. Die Schalenwildbestände wurden weiter gefördert und konnten

sich teilweise über das Maß der Naturverträglichkeit hinaus entwickeln. Die im Vergleich zum 18. und 19. Jahrhundert geringere forstliche Nutzung der Bergwälder hat den Anteil bewaldeter Flächen wieder ansteigen lassen. Außerdem unterliegen Bär, Wolf und Luchs als sehr seltene Wildarten einem strengen Schutz nach den Naturschutzgesetzen der EU und der Alpenländer sowie durch internationale Abkommen wie Berner Konvention und Alpenkonvention. Damit sind die Bedingungen für die drei Großräuber heute in den Alpen wieder deutlich besser als vor 100 Jahren.

Der Braunbär

Die Hauptvorkommen des Braunbären (*Ursus arctos*) in Europa sind die Gebirgszüge der Karpaten im Osten und des Balkans im Südosten der Alpen. Hier wurde er nie ausgerottet. Aus diesen Quellgebieten dringt der größte Beutegreifer Europas nur langsam in den Nordosten Italiens und in das südliche Österreich vor. Eine kleine Restpopulation konnte in der italienischen Provinz Trentino, unmittelbar westlich des Etschtals und nördlich der Tourismusregion Arco/Gardasee, erhalten werden. Mittlerweile scheint dieses Vorkommen die Kapazitätsgrenzen erreicht zu haben, denn zunehmend wandern einzelne Tiere in das angrenzende Graubünden und Tirol ein. Im Frühjahr 2012 wurden drei Individuen aus dieser Population im Dreiländereck Vinschgau – Unterengadin – Westtirol gemeldet und über einen längeren Zeitraum unter reger Anteilnahme der Öffentlichkeit beobachtet. Zwei der Tiere starben schließlich bei Verkehrsunfällen in Südtirol.

Eine weitere potenzielle Einwanderungsrouten besteht von Slowenien aus über Kärnten und die Steiermark in die zentralalpinen Gebiete. Zurzeit umfasst die Bärenpopulation in den Alpen etwa 30 bis 35 Tiere in Slowenien, einige männliche Tiere aus Slowenien an der Grenze zwischen Österreich und Italien sowie etwa 27 Tiere im Trentino. Zwei Männchen leben vermutlich noch in den nördlichen Kalkalpen zwischen Niederösterreich, Oberösterreich und Steiermark. Dabei handelt es sich um die letzten Vertreter der einzigen Bärenpopulation Österreichs. Nach aktiver Ansiedlung dreier Bären aus Slowenien um 1990 wuchs die Population bis auf zwölf Exemplare. In jüngerer Zeit ist sie aber durch ungeklärte Abgänge, wahr-



scheinlich Abwanderung und illegale Abschüsse, praktisch erloschen.

Der Wolf

Die Wiederbesiedelung der Alpen durch den Wolf nahm ihren Ausgang vor etwa 25 Jahren im italienischen Apennin, wo eine stabile Population der italienischen Unterart (*Canis lupus italicus*) existiert. Von dort aus wanderte er über die Ligurischen Berge in die Südwestalpen ein. Vor allem Wolfsrudeln sind sehr mobil, Wanderungen von über 100 Kilometer in einer Nacht sind nachgewiesen. Sie überwinden Verkehrswege und durchqueren unbemerkt weite Gebiete, bis sie ein geeignetes Territorium finden. Die dauerhafte Besiedelung setzte ein, als die ersten Weibchen in die neuen Gebiete nachzogen und sich in den Seealpen, im Mercantour und im Piemont Rudel bildeten. Widerstände aus der Bevölkerung gibt es natürlich auch hier und die Sterblichkeit junger Wölfe durch Wilderei und Verkehrsunfälle ist mit 75 Prozent sehr hoch. Doch immerhin konnten sich die Vorkommen dauerhaft etablieren. Aktuelle Schätzungen gehen davon aus, dass dort, gleichmäßig auf Italien und Frankreich verteilt, etwa 30 Wolfsrudel leben. Jedes Rudel besteht im Schnitt aus vier bis fünf Tieren mit einem reproduktiven Alpha-Paar. Die Gesamtpopulation in den Südwestalpen dürfte demnach weit über 100 Wölfe zählen.

Aus den italienischen Provinzen Piemont und Aosta wandern Wölfe seit 1995 auch in die Schweiz ein. Allerdings unterliegt die Bestandesgröße hier erheblichen Schwankungen. 2009 erfolgte eine regelrechte Einwanderungswelle mit bis zu zehn Tieren, und für das westliche Wallis (Val d'Illiez) wurden noch letztes Jahr mehrere Wölfe bestätigt. Über den vergangenen Winter 2011/2012 konnten dort aber keine Nachweise mehr gefunden werden. Dafür wurde im Frühjahr 2012 ein Einzeltier am Mont Salève unweit von Genf fotografiert. Regelmäßige Meldungen erfolgen auch aus Graubünden und dem Tessin. In der Innerschweiz wurden ebenfalls Einzeltiere bestätigt, zuletzt im Frühjahr 2012 im oberen Emmental, Kanton Bern.

Im Gegensatz zu den relativ dünn besiedelten Gebieten im Piemont und in den südlichen französischen Alpen ist in der Schweiz das Konfliktpotenzial deutlich größer. Im Herbst 2009 organisier-



Ein einzelner Wolf tappt bei seinem nächtlichen Streifzug im Gebiet Steinig-Gantrisch, Kanton Freiburg, in eine Fotofalle.

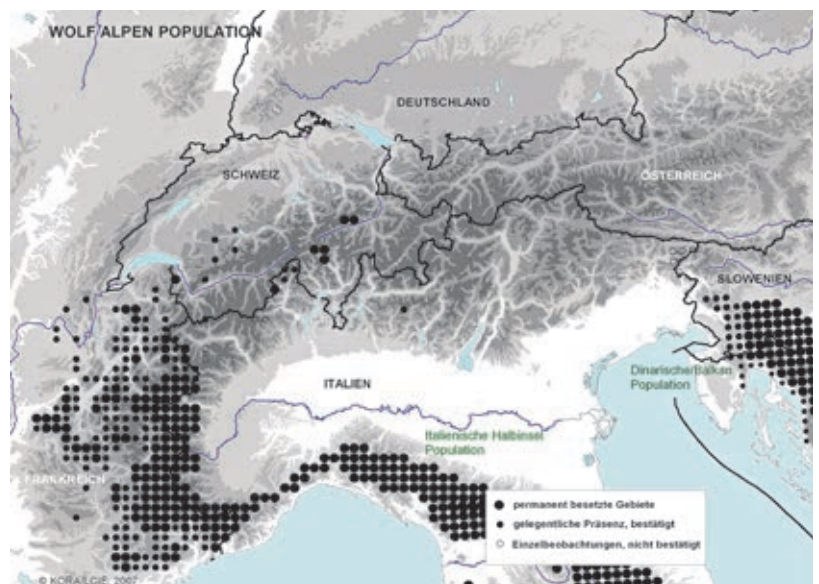
© KORA

ten Kleinviehhalter in Bern eine Anti-Wolf-Demo und forderten den Austritt der Schweiz aus der Berner Konvention. Dieses internationale Abkommen führt den Wolf seit 1979 als streng geschützte Tierart auf. Dennoch wurden in der Schweiz seit 1998 mindestens sechs Wölfe legal geschossen. Dazu kommt eine hohe Dunkelziffer an illegalen Abschüssen.

Ein ähnliches Problem hat der Wolf in Österreich: Einzelne Individuen, die über den Korridor Slowenien – Kärnten – Steiermark aus den Dinarischen Quellgebieten oder über die Route Tschechien – Mühlviertel aus den Karpaten kommen, werden zwar regelmäßig gemeldet, verschwinden aber meist nach kurzer Zeit wieder. Dabei wären große Teile des Landes durchaus als Habitat geeignet: Ein hoher Waldanteil und das flächige Vorkommen großer Rotwildbestände bieten Wölfen gute Voraussetzungen. Österreich kommt au-

Aus den italienischen Vorkommen wandern Wölfe über den natürlichen Korridor Apennin – Ligurien in die See- und Westalpen ein. Von dort aus erreichen Einzeltiere auch Gebiete im Osten, eine dauerhafte Besiedelung findet bislang jedoch nicht statt.

© LCIE



Fotofallen sind meist die beste Möglichkeit, die scheuen Tiere vor die Kamera zu bekommen, wie diesen Luchs im Kanton Waadt, Schweiz.

© KORA

ßerdem unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung einer Metapopulation über den gesamten Alpenbogen eine Schlüsselrolle zu.

Über dauerhafte Territorien und offene Wanderkorridore könnte die Verbindung der östlichen Verbreitungsgebiete mit den Beständen in den Südwestalpen erfolgen. Viel fehlt nicht mehr: 2006 wurde im Landkreis Starnberg in Oberbayern ein Wolf überfahren, dessen Herkunft über genetische Analysen der Südalpenpopulation zugeordnet werden konnte. 2010 tauchte ein Einwanderer aus dem Westen im Nonstal/Trentino auf, und auch der Bayrischzeller Wolf stammte aus den Westalpen. Im Frühjahr 2012 fand ein junger Rüde aus Slowenien seinen Weg nach Osttirol und bis ins Pustertal.

Der Luchs

Der Eurasische Luchs war zu Beginn des 20. Jahrhunderts in den Alpen vollständig ausgerottet. Für das Mangfallgebirge ist diese systematische Verfolgung im 18. und 19. Jahrhundert in den Archiven aus der Forsteinrichtung am ehemaligen Forstamt Kreuth dokumentiert: Über viele Jahrzehnte wurden damals ebenso viele Luchse erlegt wie Gämsen. Für die Jahre 1768 bis 1782 sind auf einem ca. 30.000 Hektar umfassenden Gebiet 39 erlegte Luchse bei gleichzeitig 29 Gamsabschüssen belegt. Der letzte Luchs im Tegernseer Tal wurde 1936 erlegt.

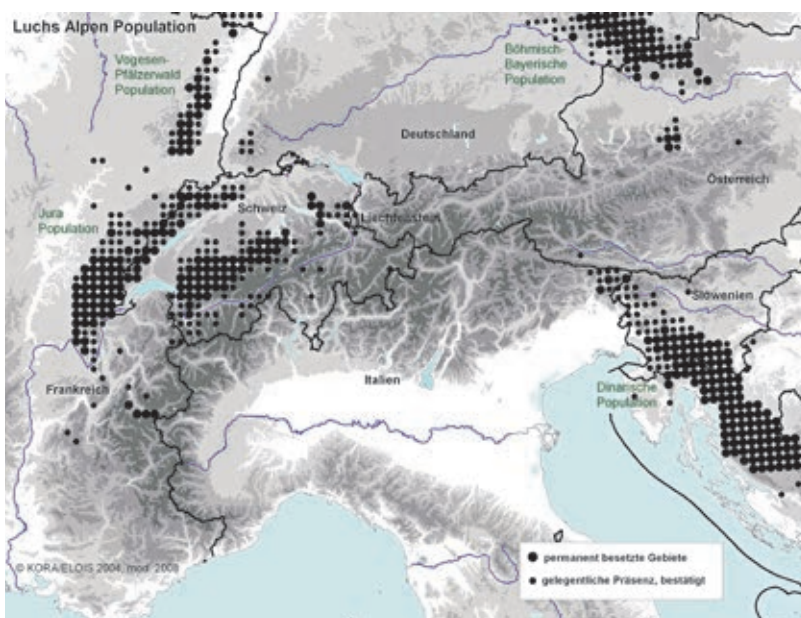


Die gesamte Lage in den Alpen änderte sich erst, als ab 1971 in der Schweiz wieder Luchse aus den Karpaten angesiedelt wurden. Seit dieser Wiederansiedlung in der Zentralschweiz sowie Freilassungen in den Kantonen Wallis, Waadt und Neuenburg kommt der Luchs wieder in großen Gebieten des Landes vor. Es existiert eine Population vom Westlichen Wallis bis in die Zentralschweiz und eine im westlichen Schweizer Jura und den angrenzenden französischen Gebieten.

Eine kleine dritte Population wurde ab 2001 mit der Umsiedlung von Luchsen in die Nordostschweiz (Appenzell, St. Gallen) gegründet. Anscheinend wurde auch die Barriere Rheintal überwunden, denn es liegen Nachweise aus Liechtenstein, dem Montafon und dem Tiroler Lechtal vor. Noch unbestätigt sind Meldungen aus dem Allgäu. Der Ostalpenraum liegt in direkter Nachbarschaft zur Dinarischen Population, die nicht von der Ausrottung betroffen war. In Slowenien wurden Luchse aktiv angesiedelt, dieses Vorkommen reicht über die italienische Grenze bis ins Friaul. 2011 wurde ein Luchspärchen aus der Schweiz in den Nationalpark Kalkalpen in Oberösterreich umgesiedelt. Dort werden noch zwei andere Luchse vermutet. Die einzelnen Vorkommen bilden jedoch trotz aller Bemühungen noch keine stabile Alpenpopulation. Sie sind nicht ausreichend vernetzt, sodass der genetische Austausch zwischen den Teilbeständen stark eingeschränkt ist. Hinzu kommen Verluste durch Verkehrsunfälle oder illegale Abschüsse.

Die Verbreitung des Luchses in den Alpen geht auf Ansiedlungsprogramme in der Schweiz zurück. Die natürlichen Einwanderungsgebiete liegen dagegen im Norden und Süden der Ostalpen.

© LCIE



Mythos und Wahrheit

Einer erfolgreichen Wiederbesiedlung der Alpen durch die Großräuber stehen zwei Probleme entgegen: zum einen die Zerschneidung der alpinen Räume durch große Verkehrsachsen und die hohe

Sterblichkeit bei den Versuchen, diese zu überqueren. Zum anderen die fehlende Akzeptanz bzw. die Ablehnung seitens der Bevölkerung in den Einwanderungsgebieten. Durch bauliche Maßnahmen wie Grünbrücken können Eisenbahnlinien und Autobahnen für Wildtiere passierbar gemacht werden. Dieser Ansatz, von dem auch die Verkehrssicherheit profitiert, wird bei neuen Autobahnbauten bereits umgesetzt. Das Akzeptanzproblem ist schwerer zu lösen, denn in der Ablehnung der Großräuber vermischen sich reale Gründe mit archetypischen Ängsten.

Real sind die Bedrohung des Weideviehs und die materiellen Schäden für Almbauern, Viehhalter und in Bärengebieten für Imker. Ungeschützte Schafe, Ziegen und Kälber sind leichte Beute und Angriffe stellen hohe emotionale Belastungen für die Viehhalter dar.

Schutzmaßnahmen wie Elektrozaune, nächtliche Einstellung, Herdenschutzhunde oder aufbruchssichere Bienenstöcke kosten Geld, Zeit und Mühen. Tatsache ist auch, dass die Präsenz von Großräubern Auswirkungen auf die Verteilung des Wildes im Gelände und sein Verhalten hat. Daher steht neben den Viehbesitzern auch die Jägerschaft den Einwanderern oft zwiespältig gegenüber. Die Einstellungen reichen von tatsächlicher Sympathie über abwartende Neutralität bis zu offener Ablehnung. Die Jägerschaft ist beim Großräuber-Management jedoch ein unverzichtbarer Partner, ohne ihre aktive Unterstützung läuft nichts. Bei großer Nähe zu menschlichen Siedlun-

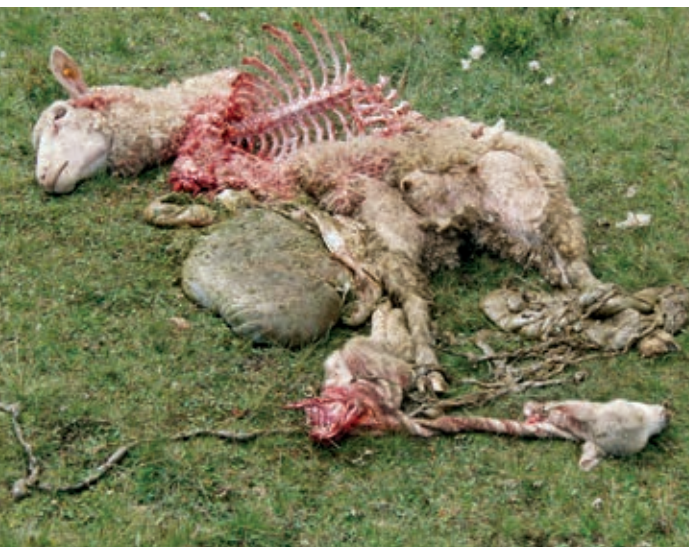
gen können Wolfshybride, Mischlinge aus Wolf und Haushund, zu einem Problem werden, denn oft fehlt diesen Tieren die Scheu vor Menschen.

Diese Belastungen treffen die regionale Bevölkerung in den Einwanderungsgebieten, insbesondere die Landwirtschaft. Ihr Unverständnis für die Argumente der meist nicht ortsansässigen Einwanderungs-Befürworter ist nachvollziehbar und ihre Forderung nach einem entschiedeneren Vorgehen der Behörden berechtigt. Eine kategorische Ablehnung der natürlich einwandernden Großraubtiere jedoch, wie sie etwa der Schweizer Nationalrat Roberto Schmidt 2009 auf der Berner Anti-Wolf-Demo formulierte, ist nicht mehr begründbar. Sein damaliger Vergleich mit der historischen Situation ist nicht zutreffend, denn die Rahmenbedingungen haben sich geändert: Das Wissen sowie die technischen und finanziellen Möglichkeiten für ein effektives Großräuber-Management sind in allen Alpenländern verfügbar. Durch entsprechende Maßnahmen beim Herdenschutz, durch Ausgleichszahlungen und durch ein gutes Monitoring können die Belastungen weitgehend entschärft werden. Das beweisen die Erfahrungen aus dem Apennin, dem Trentino und den Südwesalpen.

Allerdings geht das nicht gegen den Willen der ortsansässigen Bevölkerung. Emotional aufgeladene Diskussionen wie in der Schweiz und in Bayern sind symptomatisch und werden in allen Gebieten, in denen Großräuber neu einwandern, geführt. Denn neben den tatsächlichen Belastun-

Großräuber sind keine Kuscheltiere. Ungeschütztes Vieh, vor allem Schafe und Ziegen, aber auch Jungrinder und Kälber sind meist leichter zu erbeuten als Wild. Von Wölfen gerissenes Weidevieh im Wallis

© Ph. Dubois, Copyright SCPF Valais DJF





**Links ein seltenes Bild:
Ein Wolf am helllichten
Tag an einem Berghang
im Lötschental, Kanton
Wallis**

© SCPF Valais DJFW Wallis

**So schön wie die Bären
im Val Breguzzo,
Naturpark Adamello-
Brenta (rechts) wird man
die Großräuber kaum zu
Gesicht bekommen,
selbst wenn sie, wie diese
Bärenmutter, mit
Telemetrie-Sendern
versehen sind.**

Foto C. Groff, © Servizio
Foreste e Fauna – Provincia
Autonoma di Trento

gen gehen mit der Präsenz von Großraubtieren immer auch Ängste um Leib und Leben einher, die tief in der menschlichen Psyche verwurzelt sind. Als besonders bedrohlich wird traditionell der Wolf empfunden. In Märchen und historischen Berichten wird er als notorischer Menschenfresser dargestellt. Die Berichte aus dem Mittelalter bis in die Renaissance sind zahlreich, sie können kaum alle erfunden sein. Man nimmt an, dass menschenfressende Wölfe im Zusammenhang mit Kriegen oder Seuchen vorgekommen sind, als den Tieren unzählige menschliche Leichen zur Verfügung standen. Im 20. Jahrhundert sind jedoch in Europa und Nordamerika kaum Verletzungen von Menschen durch Wölfe bekannt. Ein einziger tödlicher Angriff auf zwei Kinder in Spanien ist dokumentiert, wobei nie mit Sicherheit geklärt wurde, ob der Angreifer tatsächlich ein Wolf war. Der Wolfsexperte Luigi Boitani ist sämtlichen Gerüchten über Angriffe in Italien nachgegangen. In 20 Jahren hat er keinen einzigen Beweis gefunden, dass ein Wolf einen Menschen verletzt hätte. Die Raubtiere, die sich im Apennin seit Jahrhunderten in einer Kulturlandschaft behaupten, haben gelernt, fast unsichtbar in der Nähe zum Menschen zu leben. Ebenso wurde für den Luchs nie ein Angriff mit Verletzungs- oder gar Todesfolge bekannt. Er taucht weder in historischen Überlieferungen auf, noch wird er in Mythen und Märchen als Bedrohung dargestellt.

Schwerwiegende Übergriffe und Todesfälle sind in der Neuzeit lediglich für Braunbären in Rumänien dokumentiert. Die Ursachen hier stehen

beispielhaft für Konflikte mit opportunistisch veranlagten Carnivoren wie z. B. auch dem Eisbär: Ungeschützte Mülltonnen und Deponien sind leicht zugängliche Nahrungsquellen und locken die Tiere in die Nähe der Siedlungen. Hinzu kommt falsches menschliches Verhalten wie Annäherungsversuche, Füttern oder Campieren im Bärengebiet, wodurch Konfrontationen provoziert werden.

Welche Berge wollen wir?

Das Gefährdungspotenzial für uns Menschen durch Großraubtiere in den Alpen ist deutlich geringer als durch Insekten, Haus- oder Nutztiere. Und doch tun wir uns so schwer mit ihnen. Selbst bei denen, die den Einwanderern gegenüber grundsätzlich positiv eingestellt sind, bleibt ein Rest Unsicherheit.

Doch betonen nicht gerade wir Bergsteiger bei jeder Gelegenheit unsere Affinität zu Wildnis und Abenteuer? „Die Berge müssen wild bleiben“ ist eine Forderung, die von prominenten Alpinisten wie ein Mantra wiederholt wird. Die Alpinindustrie benutzt Großräuber systematisch, um über die Suggestion zeitgeistiger Werte wie Wildheit, Schnelligkeit, Kraft oder Freiheitsdrang ihre Produkte zu bewerben. Der Wolf, an dem sich die meisten Diskussionen entzünden, ist ein beliebtes Werbesymbol: Sein Konterfei zielt Tourenskier, seine Pfote Outdoorbekleidung. Die aktuelle Einwanderung der großen drei ist die Nagelprobe, wie ernst es uns mit diesen Bekenntnissen zu Wildnis und Natur ist. Vielleicht sollen die Berge

doch lieber nur so wild sein wie ein gut organisierter Funpark mit Streichelgehege? Oder, wenn's denn schon sein muss, dann soll diese Wildnis doch bitte nicht vor unserer Haustüre stattfinden, sondern in Schutzgebieten in menschenleeren Regionen. Bär, Wolf und Luchs lassen sich jedoch nicht so einfach einsperren. Ihre Reviere erstrecken sich über riesige Gebiete, bei den Wölfen in Italien und Frankreich über 200 bis 350 km². Schutzgebiete werden also schnell zu klein, sie müssen ausreichend vernetzt sein, um ihren Zweck zu erfüllen. Doch dafür dürfen die natürlichen Wanderrouten durch die Alpen für die Großräuber keine Wege ohne Wiederkehr sein.

AVS, OeAV und DAV befürworten grundsätzlich die Rückkehr der großen Beutegreifer in die Alpen, vorausgesetzt, sie findet auf natürlichem Wege statt. Die offizielle Position des DAV findet sich z. B. unter Punkt 2.3.4 „Artenreichen Wildbestand sichern, Wiederansiedlungen unterstützen“ im aktualisierten Grundsatzprogramm: *„Im Sinne der internationalen Biodiversitäts-Konvention ist in den Alpen ein artenreicher und entsprechend den Lebensraumbedingungen möglichst vollständiger Wildbestand zu erhalten oder wiederherzustellen. Die natürliche Wiedereinwanderung verschwundener Arten in geeignete Lebensräume ist mit flankierenden Maßnahmen zu unterstützen. Die Wiederansiedlung erfordert ein unter wildbiologischen und sicherheitsrelevanten Gesichtspunkten auf die Tierart abgestimmtes Management. Gerade im Hinblick*

auf große Beutegreifer sind geeignete Kampagnen erforderlich, um Verständnis bei Bevölkerung, Politik und Jagd zu erzielen.“

Das hört sich zugegebenermaßen recht allgemein und unverbindlich an. Die alpinen Verbände können jedoch in ihrer Verpflichtung, ihre satzungsgemäßen Ziele (Förderung des Alpinismus und Erhalt der Alpen als Natur- und Kulturraum) nur im Einvernehmen mit der lokalen Bevölkerung zu verfolgen, nicht viel mehr sagen. Sie sind in diesem Zusammenhang auch nicht die Hauptakteure. Doch es ist ihre Aufgabe, für objektive Informationen bei ihren Mitgliedern zu sorgen und eine sachliche öffentliche Diskussion zu unterstützen.

Wer in die Berge geht, nimmt aus freien Stücken Gefahren durch Wetterexposition, unfallträchtiges Gelände und lange Rettungswege in Kauf. Die hauptsächlichen Bedrohungen durch Tiere werden auch weiterhin in der Begegnung mit aufdringlichem Weidevieh oder Zeckenbissen bestehen. Denn die scheuen Großräuber bekommen wir wahrscheinlich nicht zu Gesicht. Vielleicht begegnen wir in der Zukunft jedoch manchmal Herdenschutzhunden, die uns auf Abstand zu ihren Schafen halten. Doch damit werden wir zurechtkommen. Wir haben gelernt, mit den Eigenheiten und Gefahren des Naturraumes Alpen umzugehen, ja teilweise sogar, sie zu schätzen. Auch gegenüber den zurückkehrenden Großraubtieren sollten wir zu einer entsprechenden Haltung finden und sie als Teil einer intakten alpinen Umwelt akzeptieren.

Literatur:

„Die Akzeptanz von Bär, Wolf und Luchs in Österreich“ – Statusbericht IWJ Institut für Wildbiologie und Jagdwirtschaft, Verf. Mag. Maria Wechselberger u. Diana Leizinger 2005.

Konzept Wolf Stand 2010 – BAFU Bundesamt für Umwelt Schweiz.

Konzept Bär Stand 2009 – BAFU Bundesamt für Umwelt Schweiz.

Konzept Luchs Stand 2004 – BAFU Bundesamt für Umwelt Schweiz.

Auszug Archive Forsteinrichtung FOA Kreuth.

Econnect Brown Bear 2011: „Distribution and Connectivity of the Brown Bear (Ursus Arctos) in the Alps“ – Österreich. Umweltbundesamt, Johannes Signer, Wien 2010

Econnect Wolf 2011: „Distribution, Habitat Suitability, and Connectivity of Wolves (Canis Lupus) in the Alps“ – Österreich. Umweltbundesamt, Francesca Marucco, Valdieri 2011

Econnect Lynx 2011: „Distribution and Connectivity of Eurasian Lynx (Lynx lynx) in the Alps“ – Österreich. Umweltbundesamt, Johannes Signer, Wien 2010

„Große Beutegreifer in den Alpen und Karpaten“ – Bericht Alparc 2009

StMUGV 2007. Managementplan Wölfe in Bayern – Stufe 1, München 2007

KORA Schweiz (www.kora.unibe.ch) „Dokumentation Wolf“, 2005 – erstellt im Auftrag des Bundesamts für Umwelt, Wald und Landschaft (BUWAL)

Verbreitungskarten: LCIE – Large Carnivore Initiative for Europe

Pray for snow – but check your risk

Neue Wege in der Vermittlung von Lawinenwissen

>> **Florian Bischof**

Eine Kernkompetenz der alpinen Vereine ist traditionell die Ausbildung ihrer Mitglieder zu selbstständigen, eigenverantwortlichen Bergsteigern. Was aber, wenn sich neue, junge Interessensgruppen entwickeln, die von den etablierten Strukturen der Verbände gar nicht mehr erreicht werden, obwohl beide Seiten davon hochgradig profitieren würden?



„Mann, die hiken ja schon ewig da hoch.“ Der Zurückgebliebene legte die Hand an die Stirn, um im gleißenden Weiß seine Kollegen beim Aufstieg zu beobachten. Stundenlang hatten die fünf jungen Männer in unmittelbarer Nähe der Piste an ihrer Schanze im Tiefschnee gebaut. Jetzt galt es, den „Kicker“ auszuprobieren. Um genug Schwung zu holen, stapften die Teenager einen unberührten Schneehang hinauf. Gleich mussten sie oben angekommen sein. Dann konnte das Shooten losgehen. Sie hatten extra eine Kamera mitgenommen, um ein paar fette Bilder zu schießen. Der Zurückgebliebene checkte den Akkustand der Kamera und wartete. Er wusste vermutlich nicht, dass seine Freunde in diesem Moment in tödlicher Gefahr schwebten. Keiner der Burschen war ein

klassischer Skitourengeher. Im Gegenteil, sie trugen andere Klamotten, scherten sich nicht um Gipfelglück oder Edelweiß und waren nicht einmal alle mit Tourenskiern und Fellen unterwegs, sondern mit ihren Snowboards und Snowscoots. Plötzlich ein dumpfes Geräusch, der Hang zerspringt in tausend kleine Schollen und setzt sich in Bewegung. Vier der Jugendlichen werden mitgerissen und von den Schneemassen verschluckt.

Bei klassischen Skitourengehern hätte nun hoffentlich ein automatisierter, weil vielfach eingeübter Handlungsablauf gegriffen: Verschwindepunkt beobachten, Verschütteten-Such-Gerät von Senden auf Suchen umstellen und mit Sonde und Schaufel so schnell wie möglich dem Signal folgen, das die begrabenen Kameraden markiert. Der Notfall ist eingetreten – jede Sekunde zählt. Aber diese Jugendlichen waren eben keine klassischen Skitourengeher. Sie waren nicht mal im engeren Sinne Variantenfahrer, sondern nur abseits der Piste unterwegs, um dort eine weichere Landung vorzufinden. Sie hatten keine Notfallausrüstung dabei. Sie verfügten nicht über das notwendige Know-how. Einen seiner Freunde konnte der Unfallbeobachter relativ schnell befreien – seine Hand hatte aus dem Schnee geragt. Ein zweiter wurde mit vereinten Anstrengungen entdeckt, weil er eine Atemhöhle unter dem Schnee hatte und mit Geräuschen auf sich aufmerksam machen konnte. Aber zwei der fünf blieben wie vom Erdboden verschluckt. Auch das Eintreffen einer immer größer werdenden Schar von Helfern änderte daran nichts. Die Minuten zerrannen und erst nach Stunden konnte eine Sondiermannschaft der Bergwacht die zwei 15- und 16-Jährigen lokalisieren. Beide waren tot.

Obwohl die Statistik zeigt, dass junge Menschen nicht – wie oft vermutet – am stärksten gefährdet sind, steht das geschilderte Unfallbeispiel für einen Trend der letzten Jahre. Für eine Zielgruppe, die zwar einerseits besonders gefährdet, aber andererseits nicht traditionell in alpinen Verbänden organisiert ist: Variantenfahrer, sogenannte *Freerider*¹.

¹ *Freerider bezeichnen in diesem Artikel Skifahrer und Snowboarder, Männer und Frauen, die abseits der Pisten unterwegs sind. Auf eine weitere Differenzierung zwischen Freeskiing, Freestyle, Slopestyle etc. wird aus Platzgründen verzichtet.*

**„Denn sie wissen hoffentlich, was sie tun.“
Junge Freerider über Lawinengefahren aufzuklären ist die Aufgabe der Kampagnen „Check Your Risk“ in Deutschland und „risk´n´fun“ in Österreich.
© Check your Risk**





Schwereloses Gleiten, staubender Pulverschnee. Das Fahren abseits der Piste lockt immer mehr Wintersportler ins Backcountry.

Beide Fotos © Marius Schwager

Freeriden ist eine relativ junge Spielform des Wintersports in der Bergwelt. Zwar wenden Skeptiker ein, dass man auch vor dreißig Jahren schon im Tiefschnee gefahren sei, und auch Steilwandfahrer und Alpinisten wie Heini Holzer würde man wohl heute als Freerider bezeichnen. Diese Kritik übersieht jedoch, dass Freeriden, ähnlich wie Skateboarden oder Surfen, im Auge der Protagonisten viel mehr als nur eine Sportart ist. Es wird ideologisch überhöht und zur Lebenseinstellung erklärt und darf mit Fug und Recht als eigenständige Jugendkultur gelten.

Veränderte Zugänge zur Bergwelt

Woher kommt diese Entwicklung und inwiefern beeinflusst sie den modernen Alpinismus? Die „Spaßgesellschaft“ der 1990er-Jahre, als deren wesentliche Merkmale Beobachter Hedonismus und Konsumlust diagnostizieren, hat als gesellschaftliche Strömung auch Spuren im Subsystem Bergsteigen hinterlassen. Zwar sollte man sich generell hüten, „der Jugend von heute“ ein Etikett zu verpassen, aber im Bereich Wintersport/Freeriden häufen sich die Zeichen, die für einen Kulturwandel sprechen. Der Zugang in die alpine Bergwelt erfolgt heute auf vielfältigere Art und Weise als noch in der Generation zuvor. Traditionell gingen junge Menschen mit ihren Eltern oder Erfahrenen in die Berge, oder sie schlossen sich einem alpinen Verband an und unternahmen ihre alpinen

Ausfahrten unter fachkundiger Anleitung. Im Unterschied dazu gibt es heute für die Jugendlichen die Möglichkeit, eine Abkürzung zu nehmen, die sie von den Playstations in ihren Zimmern direkt in die Bergwelt führt. Animiert durch die einschlägigen Medien, die in Hochglanzmagazinen und Videoclips professionelle Extremsportler als Rollenvorbilder anbieten, überträgt die Freerideszene ihre urbane Jugendkultur auf das Gebirge. Analog zu den Städten gibt es festgelegte Treffpunkte sowie Sprach- und Kleidercodes.

Es ist kein Zufall, dass in den vergangenen Jahren in den meisten Skigebieten sogenannte *Fun-parks* entstanden sind. Diese sind Dreh- und Angelpunkt einer Szene, in der es nicht primär um Gipfel, Touren oder Naturgenuss geht, sondern um Autonomie von der Mehrheitsgesellschaft, Zugehörigkeit zur Szene und um den unendlich schwer zu definierenden richtigen *Style*. Die Tatsache, dass einige der wichtigsten *Freeride-Contests* in den Städten statt in den Bergen ausgerichtet werden (z. B. *air & style*, *freeride.ch* etc.), ist in diesem Zusammenhang kein Widerspruch, sondern im Licht der Jugendkultur zu sehen. Erst das Zusammenwirken von prominent besetztem Wettkampf, Konzerten und After-Show-Party macht ein attraktives Szene-Event aus und zieht genügend zahlende Gäste an. Diese augenfällige Verbindung von Stadt- und Bergkultur wird durch den Blick in einschlägige Szenemagazine weiter

bestätigt: Fotos von Fahrern, die vermehrt an künstlichen *Obstacles* in alpiner Kulisse entlang-schlittern oder ihre *Performance* gleich in die Stadt verlagern und dort auf Handläufen *slides*. Dieser Link zwischen urbaner und alpiner Kultur hat Auswirkungen auf das Risikoverhalten.

Konsum contra Commitment

Wenn jemand den Berg als Funpark kennenlernt, mit urbaner Infrastruktur (Skilifte, Restaurants, Halfpipes etc.) und greller Inszenierung, dann ist es nur folgerichtig, wenn er sein eigenes Erleben auf schnellen Konsum ausrichtet. Während in den 1990er-Jahren noch der *Fun* auf der Piste im Vordergrund stand und seither in den Funparks seine Fortsetzung erfährt, geht die Entwicklung weiter. Ein weiterer Schritt ist es für junge Freerider, ihre Kicker in den Tiefschnee zu verlagern, wo sie weich landen können. *Pro-Rider* gewinnen Anerkennung und steigern ihren Marktwert, wenn sie ihre technisch schwierigen Tricks in flüssige *Big-Mountain-Runs* einbauen. Neben der hohen technischen Schwierigkeit sieht der Konsument dabei endlose Tiefschneehänge und weite *Turns* in unberührtem Pulver – die Verheißung von Freiheit und Abenteuer.

„What you see is what you get“ (WYSIWYG) ist in unserer Zeit nicht nur ein beliebter Programmierslogan, sondern möglicherweise auch das Motto einer Kundschaft, die zwischen Bedürfnis und Befriedigung so wenig Zeit wie möglich verlieren will. Alles ist möglich. Und zwar sofort. Die technische Entwicklung der Schneesportgeräte unterstützt diesen Trend zum schnellen Ausprobieren. Die Popularität des Snowboardens ist nicht zuletzt dem Umstand zu verdanken, dass sich dank des größeren Auftriebs bereits in kurzer Zeit Lernerfolge beim Tiefschneefahren einstellen. Durch die breite Fläche an den Füßen kommt es schneller zu einem Aufgleiten und zum Gefühl, auf der Schneeoberfläche zu surfen. In der Skiindustrie ist dieser Trend spätestens seit dem *Rocker-Hype* im selben Maß zu beobachten. Aber bei der persönlichen Tiefschnee-Performance hört der Trend zur Abkürzung und Zeitoptimierung nicht auf.

Wer den Umgang mit den existenziellen Themen Risiko und Sicherheit im Freeridebereich beobachtet, wird den Eindruck nicht los, dass die

Erwartung weit verbreitet ist, zusätzlich zum maßgeschneiderten Erlebnis lasse sich die notwendige Sicherheit einfach dazukaufen. On-top-Lösungen wie Lawinen-Airbag-Rucksäcke, Lawinenbälle oder Lawinen-Atemschnorchel (sog. „Avalung“) haben den großen Vorteil, dass sie nicht das eigene Verhalten in Frage stellen, sondern eine scheinbar simple und narrensichere technische Lösung anbieten. Wem das nicht reicht, der kann im Premium-Segment (z. B. beim Heli-Skiing) mit dem Bergführer seinen eigenen Risikomanager erwerben, an den die Verantwortung abgegeben wird.

Kaum ein Skigebiet, das nicht mit staubenden Pulverschneefotos wirbt. Kaum ein Katalog oder eine Anzeige, in der es nicht um Freeriden geht, also das Fahren abseits der gesicherten Pisten. Es scheint im Zeitgeist zu liegen, in den Bergen die Freiheit zu versprechen, die eine auf Sicherheit und Kontrolle getaktete Leistungsgesellschaft dem Einzelnen verwehrt. Wo jedoch früher der Aufstieg eine schweißtreibende Angelegenheit und schiere Notwendigkeit mangels Alternativen war, ist es heute so, dass die Skilifte den Einsatz von Muskelkraft und Schweiß auf ein Minimum reduzieren. In Hinsicht auf den Umgang mit alpinen Gefahren ergibt sich aus den beschriebenen Tendenzen eine gefährliche Leerstelle. Einer Jugendkultur, die im Schnee ihr „eigenes Ding machen“ will, und zwar in Abgrenzung zu einer Erwachsenenwelt, die als spießig und restriktiv gesehen wird, müssen die alpinen Verbände höchst ambivalent erscheinen. Auf der einen Seite wird genau dort ein hohes Maß an Wissen (Knowledge) und Verhaltensregeln (Know-how) vermutet und auch das Sendungsbewusstsein, dieses Wissen an alle Interessierten weiterzugeben, um Unfälle zu verhindern. Auf der anderen Seite wirken die Alpenverbände mit ihren traditionellen Werten und dem hohen Durchschnittsalter wenig attraktiv, ja geradezu verstaubt. Diese Herausforderung haben die Alpenvereine erkannt und angenommen, wobei in Österreich und Deutschland unterschiedliche Antworten auf dieselbe Frage gefunden wurden.

risk´n´fun in Österreich

Bei der österreichischen Alpenvereinsjugend erkannte man bereits Ende der 1990er-Jahre, dass die Freerideszene mit den traditionellen Ausbildungskonzepten nicht wie gewünscht erreicht



„Wahrnehmen – beurteilen – entscheiden“ als Grundlage für eigenverantwortliches Handeln im Gelände. Die Verbindung von Soft Skills und Hard Skills ist die wesentliche Grundlage von risk'n'fun.

© Frizz Köck, Rudi Wyhlidal

werden konnte. Die OeAV-Jugend entwickelte daher in Kooperation mit der AVS-Jugend das Projekt „risk'n'fun“, das in den vergangenen Jahren zu einem dreistufigen Ausbildungsprogramm für Freerider ab 16 Jahren gewachsen ist. Der Grundgedanke, junge Menschen über Lawinengefahren aufzuklären, wird hier durch ein innovatives Konzept umgesetzt, das u. a. aus der Suchtprävention bekannt ist. Weil es sich als wenig hilfreich herausgestellt hat, wenn die Erwachsenenwelt mit erhobenem Zeigefinger auf die Jugendszene herabschaut und deren Tun als gefährlich schulmeister, arbeitet *risk'n'fun* mit dem Konzept der *Peer-*

group-Education. Das bedeutet, die jungen Menschen selbst werden zu Wissensträgern und -vermittlern ausgebildet, um diese nicht formal organisierte Jugendszene zu erreichen. Ziel ist es, durch Ausbildung einen Kulturwandel unter Gleichgesinnten einzuleiten.

Von „außen“ ist der Zugang zur Szene nicht effektiv möglich, sondern nur dadurch, dass man mit Menschen aus der Szene authentisch am Thema arbeitet. Es hat sich gezeigt, dass Informationen, die Jugendliche von Gleichgesinnten, sogenannten *peers* erhalten, besser aufgenommen werden und handlungswirksamer sind. *risk'n'fun* tritt deswegen bewusst auf gleicher Augenhöhe auf und nimmt die Jugendlichen als Experten ihrer eigenen Lebenswelt ernst. Ein weiteres Wesensmerkmal von *risk'n'fun* ist, dass die Haltung zum Risiko eine prinzipiell positive ist. Risiko im Sinne von Wagnis wird als Bestandteil des Lebens anerkannt und wertgeschätzt – und nicht als etwas dargestellt, das prinzipiell negativ und zu vermeiden ist².

Die Ausbildung bei *risk'n'fun* erfolgt in mehreren Stufen (*levels*), wobei die *hard skills* (alpine Gefahren) und *soft skills* (Entscheidungsverhalten) auch personell konsequent getrennt behandelt werden. Jedes Ausbildungslevel dauert fünf Tage,

risk'n'fun

- Gründung: 1999/2000
- Leitsatz: wahrnehmen, beurteilen, entscheiden
- Methodische Grundsätze: peergroup-education
- Zahl der TeilnehmerInnen pro Jahr: 300
- Zahl der TeilnehmerInnen seit Gründung: 2000 Snowboarder- und SkifahrerInnen
- Trainerteam: 10 Berg- und Snowboardführer, 16 risk'n'fun-TrainerInnen
- Angebotspalette: Level 1 trainingsessions, Level 2 next level, Level 3 backcountry pro, chill out und verschiedene specials
- Alleinstellungsmerkmal: gleichwertige Behandlung von *hard skills* (alpintechnische Grundlagen) und *soft skills* (Gruppendynamik und persönliches Entscheidungsverhalten)
- www.risk-fun.com

² Vgl. Risiko-Manifest des ÖAV von 1998. http://www.alpenverein.or.at/jugend/Ausbildung/SpotSeminare/ueberuns/downloads/risiko-manifest_oav.pdf



zehn Freerider werden dabei durchgehend von einem Bergführer und einem *risk'n fun*-Trainer begleitet. Das gesamte Team verfügt über eine intensive Ausbildung, die jährlich stattfindende Koordination dient zur Vertiefung spezieller Themen.

Check Your Risk in Deutschland

Etwas später als in Österreich wurde die Jugend des Deutschen Alpenvereins aktiv. Auslöser war ein Lawinenunfall im Allgäu im Januar 2006, bei dem ein 16-jähriger Snowboarder ums Leben kam. Damals entschied sich die JDAV, ihr Präventionsangebot zum Thema Lawinen zu verstärken. *Check Your Risk* klingt ähnlich wie sein österreichisches Pendant, unterscheidet sich aber in einigen wesentlichen Punkten davon. *RNF (risk'n'fun)* und *CYR (Check Your Risk)* verfolgen zwar das gleiche übergeordnete Ziel, durch Aufklärung Lawinenunfälle zu verhindern, aber vor deutlich unterschiedlichen Hintergründen.

Im Gegensatz zur Alpenrepublik Österreich, in der sich jeder zweite Jugendliche der Freerideszene (Snowboard oder Ski) zugehörig fühlt, ist die Szene in Deutschland deutlich heterogener. Es gibt ein ausgeprägtes Süd-Nord-Gefälle und so wie die Alpen Deutschland nur am Rand streifen, ist auch die Freerideszene in Deutschland eher eine randständige Erscheinung. Das Konzept der *peer education* nach dem Vorbild des OeAV konnte damit nicht zum Einsatz kommen. Stattdessen wählte *CYR* den Weg der Sensibilisierung in der Breite.

Im Gegensatz zu *RNF* ist *CYR* ein auf die Schule zugeschnittenes Konzept und arbeitet mit einer deutlich jüngeren Zielgruppe und einer anderen Aufgabenstellung. Geht es in Österreich darum, Skifahrer und Snowboarder, die bereits im Gelände unterwegs sind, zu risikobewussten und vorbildlichen *Freeridepeers* auszubilden, greift der deutsche Ansatz ein altgriechisches Motto auf: „ich weiß, dass ich nicht weiß“.

Es geht also um Sensibilisierung, nicht um Ausbildung. Die mangelnde Sozialisation mit alpinen Gefahren soll nachgeholt werden. Denn das wiederum ist die unausgesprochene Voraussetzung für eine Ausbildung. Erst wenn ich weiß, dass ich mich selbst gefährde, bin ich interessiert und mo-

Ausgebildete Trainer sowie Berg- und Snowboardführer begleiten die Freerider bei den einzelnen Levels. Im Bild die beiden Freeride-Profis und *risk'n'fun*-Teamer Flo Orley und Ursi Wohlschläger auf der Suche nach der idealen Line

© Rudi Wyhlidal

Check Your Risk

- Gründung: 2007
- Leitsatz: erst checken, dann fahren
- Methodische Grundsätze: sensibilisieren statt ausbilden
- Zahl der TeilnehmerInnen pro Jahr: rund 8000
- Zahl der TeilnehmerInnen seit Gründung: 37.500
- Trainerteam: über 100 Bergführer-, Fachübungsleiter- und JugendleiterInnen mit *CYR*-Trainerausbildung
- Angebotspalette: Level 1.0 basics, Level 1.5 workshop, Level 2.0 academy, Level 3.0 freeride camps
- Alleinstellungsmerkmal: kostenlose Lawinenprävention an der Schule
- www.check-your-risk.de



Check Your Risk vermittelt SchülerInnen ein eindrückliches Bild von Lawinengefahr. Beim Mattenversuch wird beispielsweise die Verschüttung simuliert.

© Check Your Risk

tiviert, mein Wissen zu erweitern. Die Angebote von *CYR* finden an der Schule oder im Skilager statt und dauern in der Regel eineinhalb bis drei Stunden, wohingegen die Ausbildungslevels bei *RNF* fünf Tage dauern und in der unterrichtsfreien Zeit liegen. Der unterschiedliche Ansatz schlägt sich auch in den nackten Zahlen nieder: Pro Jahr durchlaufen rund 8000 Schülerinnen und Schüler das Sensibilisierungsprogramm *Check Your Risk* und werden dabei durch über 100 TrainerInnen betreut. In Österreich kommen jährlich rund 300 aktive FreeriderInnen in den Genuss des Ausbildungsprogramms, das von einem 25-köpfigen Team betreut wird.

Methodik und Didaktik von *CYR*

Im Gegensatz zu vielen herkömmlichen Lawinenkursen geht es bei *CYR* nicht primär um das Training mit der Notfallausrüstung. Statt auf nachgeschaltete technische Lösungen zu setzen, liegt der Schwerpunkt der *CYR*-Angebote auf der Unfallprävention. Die Methodik und Didaktik von *CYR* schöpft dabei aus der Tradition der Jugendverbandsarbeit: ganzheitliches und handlungsorientiertes Lernen, in dessen Zentrum die SchülerInnen mit einem hohen Selbststeuerungsanteil stehen. *CYR* kommt auch in der Schule ohne ermüdenden Frontalunterricht aus.

Zur Motivation der SchülerInnen werden zielgruppengerechte Medien (Film, Videoclips, Powerpoint-Präsentation) eingesetzt. Selbstorgani-

sierte Lernformen (Stationsbetrieb, Selbstversuche, Experimente) dominieren die Unterrichtseinheiten. „Herz“, „Hand“ und „Hirn“ werden in einer ausgewogenen Art und Weise angesprochen, wenn Schüler beim „Mattenversuch“ eine Verschüttung nachempfinden, so lange wie möglich die Luft anhalten, mit Holzbrettchen das Abgleiten eines Schneebretts nachstellen und anschließend mit der DAV-SnowCard die Hangsteilheit messen. Durch die Arbeit an unterschiedlichen Stationen wie „Gefahrenbereiche“, „Lawinenlagebericht“ und „Verschüttung“ werden einfache, aber wichtige Fragen beantwortet: Wie entsteht eine Lawine? Warum ist sie eine tödliche Gefahr? Wie kann man sich dagegen schützen? Ziel der Sensibilisierung ist es, mehr Fragen als Antworten zu geben. Den SchülerInnen wird auf der einen Seite klargemacht, dass sie ganz am Anfang stehen und noch viel lernen müssen. Auf der anderen Seite werden sie ermutigt, in die Berge zu gehen und nur dann etwas zu riskieren, wenn sie die Konsequenzen klar vor Augen haben. „Prüfe dein Risiko“ statt „Verzichte auf Risiko“.

Trainerausbildung

Das Trainerteam von *Check Your Risk* besteht aus BergführerInnen, JugendleiterInnen und FachübungsleiterInnen, die neben ihrer lawinenkundlichen Ausbildung auch über die pädagogischen Qualifikationen verfügen, um mit Schulklassen- und Gruppen arbeiten zu können. Speziell in den Skila-



gern kommen beim Level 1.5 erlebnispädagogische Methoden zum Einsatz, für die die Trainer ein hohes Maß an Reflexions- und Methodenkompetenz benötigen. Ein zentrales Merkmal der CYR-Sensibilisierungsarbeit ist, Motivation für das Thema Lawinengefahr zu schaffen. Dies wird im Unterricht durch das offene Ansprechen von eigenen kritischen Situationen erzeugt und durch den CYR-Unterrichtsfilm verstärkt, in dem eine Augenzeugin von ihrer Verschüttung berichtet. Bei der Trainerausbildung steht das Motto „Betroffenheit durch Offenheit“ im Zentrum. In einem strukturierten Erfahrungsaustausch über kritische Ereignisse (ERKER) wird ein Raum geschaffen, in dem offen über eigene Erlebnisse, Unfälle oder Beinahe-Unfälle gesprochen werden kann, ohne dass sich jemand aus der Gruppe zum Richter aufschwingt. Weil vor der Gefahr alle Menschen gleich sind und die Lawine nicht fragt, ob du ein „Experte“ bist, ist es bei CYR wichtig, einen hierarchiefreien Raum herzustellen, in dem gemeinschaftlich aus Fehlern gelernt werden kann¹.

Wichtig bei der Arbeit mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen ist die eigene Authentizität. Die CYR-Trainer vermitteln, dass sie wissen, wovon sie sprechen, wenn es um das Thema Freeride geht. Und dass sie selbst ihrer Leidenschaft mit großer Begeisterung, aber noch mehr Respekt nachgehen.

¹ Vgl.: Bischof, Florian; Löder, Nico: *Check Your Risk, Bergundsteigen* 4/09.

Resümee

The times they are a-changin', sang Bob Dylan in den Sechzigern. Als Alpenverein kann man dieses Lied direkt weitersingen, denn die Zeiten ändern sich immer noch. Man mag der Postmoderne gegenüber skeptisch eingestellt sein, die Entgrenzungsprozesse von Raum und Zeit bedauern, die die Globalisierung mit sich bringt, die Konsum- und Mediengewohnheiten junger Menschen kritisch beurteilen. Ändern wird man daran nichts, man kann nur den Umgang mit diesen Änderungen gestalten. CYR und RNF zeigen, wie gute Antworten auf die neuen Herausforderungen aussehen können. Zwar ist das Angebot von CYR an den Schulen keine Jugendverbandsarbeit im engeren Sinne. Aber es ist Werbung in eigener Sache und dient als *Missing Link* zwischen Bildungsangebot und Bildungsnachfrage. Die Alpenvereine tun gut daran, ihre gesellschaftliche Verantwortung für Nichtmitglieder in diesem Sektor wahrzunehmen. Die Outdoor- und Tourismusindustrie hat das Thema *Edu-tainment* längst für sich entdeckt. Ein verantwortungsvoller Umgang mit Risiko und Sicherheit sollte aber nicht durch kommerziell motivierte, sondern durch wertegebundene Angebote erlernt werden. Die Alpenvereine lernen im Gegenzug von ihren Jugendverbänden, mit zukünftigen Trends und Widersprüchen besser umzugehen. Um noch einmal Bob Dylan zu bemühen: *Then you better start swimmin'. Or you'll sink like a stone. For the times they are a-changin'.*

Beim Level 1.5 Workshop werden die Inhalte von *Check Your Risk* draußen vertieft. Schwerpunkt sind Risikokommunikation und Gruppendynamik.

© *Check Your Risk*

A man with short brown hair, wearing an orange t-shirt, is shown in profile, focused on his work. He is using a small tool to shape a grey, textured relief sculpture on a wooden surface. The background is slightly blurred, showing a window with a view of greenery and a framed picture on the wall. The lighting is warm and directional, highlighting the man's concentration and the texture of the sculpture.

BergKultur

Die Kunst des Reliefgestaltens ist nur eine von vielen Fertigkeiten, die wir entwickelt haben, um uns die Berge im Kopf anzueignen und unser Bild von ihnen an andere weiterzugeben. Der klassische Führer als eigene Gattung im Bücherregal gehört ebenso dazu wie seine lapidare Kurzform, das Topo. Um diese verschiedenen „Berge im Kopf“ geht es in diesem Kapitel. Und um ein Gebirge, das vielen klugen Köpfen Inspiration und Frische vermittelte.



Ein Raum-Erlebnis der besonderen Art

Die Reliefs des Alpenverein-Museums

>> von **Sabine Mirrione**

Das Alpenverein-Museum Innsbruck verfügt über eine umfassende Kunstsammlung. Dazu gehört auch ein Bestand von Bergreliefs, der mit 72 Objekten zu den größten Reliefsammlungen Europas zählt. Vor rund hundert Jahren begann der damals „Deutsche und Oesterreichische Alpenverein“ mit der Anschaffung von Kunst- und Kulturgütern für ein Museum. Nach der Übersiedlung des gesamten Bestandes in das neue Depot im Jahr 2008 und der Archivierung der betreffenden Akten im Historischen Alpenarchiv konnten die Reliefs genauer untersucht werden.



... ein begehrtes Sammelobjekt im neuen Museum

Knappe dreißig Jahre nach dem Zusammenschluss des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins sahen einige Mitglieder um 1900 die Zeit gekommen, ein eigenes Alpines Museum zu errichten. Dem Aufschwung des Alpinismus Rechnung tragend sollte es ein Bildungsort für Alpenwanderer und ein Anziehungspunkt für den Fremdenverkehr werden. Bereits im ersten Konzept waren für die Darstellung des „Terrains“ Reliefs vorgesehen. Reliefs sind dreidimensionale, maßstabsgetreue – teilweise überhöhte – Darstellungen von Erdoberflächen. Ab dem späten 18. Jahrhundert, parallel mit der wissenschaftlichen und alpinistischen Erschließung und Erforschung der Gebirge, begann die Herstellung von Gebirgsreliefs. Wie kein anderes Medium vermochten diese damals die Erdoberfläche zu veranschaulichen. Sie vermittelten den BetrachterInnen das Gelände und es entstand das Gefühl, vor einer echten Landschaft zu stehen.

Zu einer Zeit, als die Kartographie noch in ihren Kinderschuhen steckte und Landkarten kaum und in oft mangelhafter Qualität zur Verfügung standen und Fotografien nur schwarz-weiß waren, war die Visualisierung durch diese dreidimensionalen Objekte von besonderem Wert. So kam es auch, dass Reliefs im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert ihre Hochblüte erlebten, vor allem in ihrem Mutterland, der Schweiz. Sie waren schließlich von Welt- und Landesausstellungen, Museen und Schulen nicht mehr wegzudenken. Deshalb gehörten „Hochbilder“ von Bergen bzw. Gebirgsgruppen auch für alpine Vereine ganz selbstverständlich zur Sammlung und ins Museum. Sie sollten dem Publikum die Erhabenheit und Gewaltigkeit der Bergwelt verdeutlichen, galten als „lehrreich“ und „entzückend“ zugleich.

Der Reliefkünstler Siegfried Hirth formulierte dies 1918 folgendermaßen: „Es [das Relief] soll uns künstlerischen Genuss bereiten, soll unser Gemüt ergreifen. Es soll uns an all die Genüsse erinnern, die uns die wirkliche Bergwelt geboten. Und in der Tat kann ein gut modelliertes und gut bemaltes Relief uns derart die Natur vorspiegeln, dass wir, wenn wir nicht jeder Phantasie bar sind, dem wirklichen Naturgenuss verwandte Gefühle empfinden. Wir können im Geiste an einem Relief



Eingangshalle des ehemaligen Alpen Museums in München vor dem Zweiten Weltkrieg mit dem Relief des Berner Oberlandes

© Archiv des DAV, München

Bergwanderungen ausführen, Panoramen genießen, Ballonfahrten machen und uns so über manche Regenperiode hinwegtrösten, die uns wirkliche Bergfahrten nicht ausführen lässt.“

Da sich Reliefs in anderen alpinen Museen bereits bewährt hatten, wurde auch für das neu zu errichtende Museum in München ein ganzer Saal für die plastische Darstellung ostalpiner Gebiete vorgesehen. Sie sollten, einer Zielsetzung des Museums folgend, die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Alpen ermöglichen und sie künstlerisch darstellen. Laut den im Historischen Archiv erhaltenen Unterlagen hat der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein in dieser Projektphase schon erste Reliefs besessen. Durch Aufrufe in den Mitteilungen des Vereins wurde der Bestand durch Schenkungen, Leihgaben und Geldspenden erweitert.

Ins rechte Licht rücken: Reliefs im Alpen Museum in München

Bei der Eröffnung des Alpen Museums in München standen schließlich in mehreren Räumen Reliefs. Ein besonderes Highlight war dabei jenes – leider dann im Zweiten Weltkrieg zerstörte – vom Berner Oberland. Obwohl das Geld stets knapp war, wurde dafür eine spezielle Vorrichtung gebaut, die es dem Publikum ermöglichte, neben der Perspektive aus dem Tal auch einen Blick von quasi gegenüberliegenden Hängen oder von oben auf die Berge zu werfen.

Die in eigens angefertigten Kisten aufbewahrten Reliefs im Depot des Oesterreichischen Alpenvereins in Innsbruck

© Alpenverein-Museum, Innsbruck, Foto: Norbert Freudenthaler



Kuppelsaal des ehemaligen Alpen Museums München

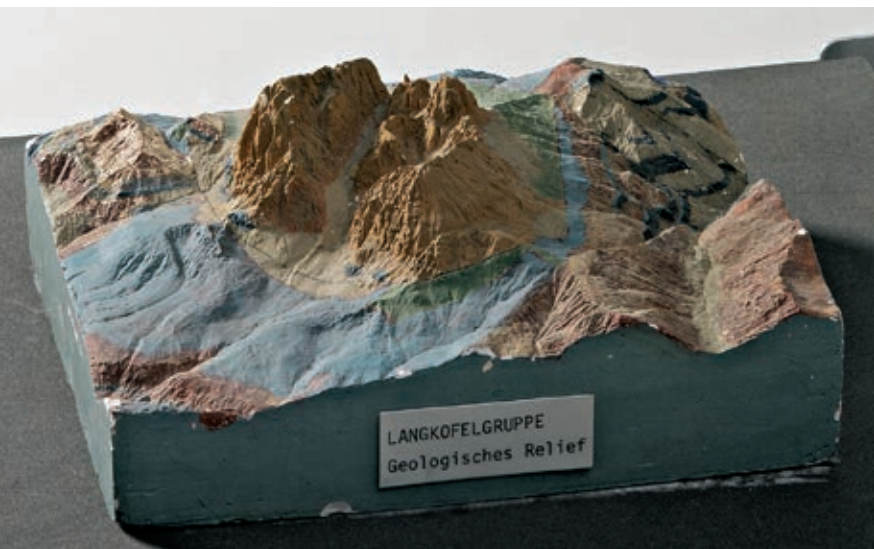
© Archiv des DAV, München

An diesem Beispiel wird der enorme Platzbedarf der Reliefs ersichtlich. Damit sie zur Geltung kommen, sollten sie frei stehen und von allen Seiten gut zugänglich sein. Weiters spielt die Frage der Beleuchtung eine wichtige Rolle. Durch eine Beleuchtung von oben kann keine Plastizität erreicht werden. Erst durch einen seitlichen Lichteinfall werden reale Tageslichtsituationen vermittelt und Licht und Schatten steigern die Wirkung des Objekts.

Geologisches Relief der Langkofelgruppe von H. Loewe (1913)

© Alpenverein-Museum, Innsbruck, Foto: WEST, fotostudio

Neben dem Platzbedarf stellten die hohen Anschaffungskosten von Gebirgsreliefs ein Problem dar. Daher wurde bereits nach wenigen Jahren darüber diskutiert, nach welchen Kriterien die Sammlung erweitert werden sollte.



Was gesammelt werden soll

Der Museumsleiter vertrat die Ansicht, dass keine Exponate von „schlechter Qualität“ ausgestellt werden sollten, weil das Ziel des Museums nicht die Dokumentation der Entwicklung der Reliefkunst sei. Vielmehr sollten qualitativ hochwertige Reliefs verschiedene alpine Landschaften veranschaulichen und zu Vergleichen einladen. Hierfür sah er neben naturalistisch auch geologisch bemalte Reliefs vor. Als Studien- und Demonstrationsobjekte sollten sie die erst jungen Erkenntnisse über Aufbau und Entstehung von Oberflächenformen für Laien verständlich machen. Ausgehend von den (Schweizer) Universitäten gewann dieser wissenschaftliche und bald auch pädagogisch-didaktische Anspruch im frühen 20. Jahrhundert an Bedeutung. Wie bei den heute üblichen geologischen Karten wurde dabei die Oberfläche je nach Gesteinsart bunt bemalt. Das Alpenverein-Museum hat heute noch zwei dieser geologischen Reliefs: eines der Kalkkögel und eines der Langkofelgruppe. Daneben besitzt es eine Mischform: Beim Wachare Relief ist die Oberfläche natürlich koloriert und am Rand die tektonische Schichtung farbig ausgeführt.

Dem Zeitgeist folgend wurden in München also laufend neue Reliefs angekauft beziehungsweise in Auftrag gegeben. Der geografische Schwerpunkt lag dabei auf den „deutschen Alpen“, also Gebieten in Österreich, zunächst noch mit Südtirol, und Deutschland. Die neun (erhalten gebliebenen) Reliefs der Schweizer Alpen sind wohl wegen der herausragenden Bedeutung der Schweiz im Reliefbau angeschafft worden. Daneben gibt es heute noch zehn Reliefs zu europäischen und außereuropäischen Gebirgen. Bei knapp der Hälfte davon handelt es sich um thematische Reliefs, also Reliefs zu einem bestimmten Inhalt.

Das dominierende Thema sind Gletscher: Gezeigt werden vergletscherte Gebiete mit ihren Charakteristiken und Besonderheiten sowie der Wandel von Gletschern. Einige davon entstanden in enger Zusammenarbeit mit Gletscherforschungen und dienten zur Vermittlung der gewonnenen Erkenntnisse an ein Laienpublikum. Das Relief des Vernagtferners etwa wurde nach aktuellen Forschungsergebnissen, nach Angaben und unter Anleitung der Wissenschaftler von einem Relief-

künstler in sechsjähriger Arbeit gebaut. Es besteht genau genommen aus zwei Reliefs: Das eine zeigt den durch den Gletschervorstoß entstandenen Vernagt-Stausee um 1845, das andere den aktuellen Gletscherstand um 1918.

Ein interessantes Detail, das die mitunter politische Bedeutung von Reliefs zeigt, ist in diesem Fall gut dokumentiert. Da das Gebiet im Ersten Weltkrieg in unmittelbarer Frontnähe lag, waren die für den Bau notwendigen Landkarten nicht erhältlich. Der Alpenverein musste die Karten eigens beim Militärgeographischen Institut in Wien beantragen. Der Museumsleiter hatte sich für den Reliefbauer zu verbürgen und versprach, dass das Relief erst nach Kriegsende aufgestellt würde.

Die Reliefs zu außereuropäischen Gebirgen stehen großteils in Zusammenhang mit Alpenvereinsexpeditionen. 1937 wurde trotz Einsparungen im Museum – dem politischen Denken dafür umso mehr Rechnung tragend – ein Auslandsbergfahrtsaal eröffnet. Er sollte „die Leistung deutscher Bergsteiger in außereuropäischen Gebirgen“ zeigen. Laut zeitgenössischen Berichten dominierte ein Relief des Nanga Parbat, der als Berg des „deutschen Schicksals“ galt, den Raum.



Vernagt-Eissee von Otto Raab (1918)

© Alpenverein-Museum, Innsbruck, Foto: WEST.fotostudio

Die politische Gesinnung zeigte sich auch in der Anfertigung eines Reliefs des „größten Ostalpenberges“, des Ortlers. Der territoriale Machtanspruch wurde aber auch durch die Aufstellung anderer Reliefs unterstrichen: Das Relief des Kilimandscharos (gefertigt 1910), bezeichnet als der „ehemals höchste Berg des Deutschen Reiches im

Im Zuge der Erforschung des Vernagtferners entstand neben dem Relief auch ein humoristischer Cartoon von Rudolf Reschreiter.

© Alpenverein-Museum Innsbruck



**Vorstoß u. Rücklauf
des
Vernagtferners**
beobachtet
von Prof. Dr. S. Finsterwälder
am 31. Juni 1911 von 11^h bis 12^h
aufgenommen von Rudolf Reschreiter.

Dies ist die Geschichte vom bösen Vernagtferner, erzählt von einem Cartoonisten. Der malte den Professor, mit dem Guslarferner im Nacken (2), wie er vor dem schnaubenden Vernagt Reißaus nahm (3). Vergebens! Das schreckliche Ungeheuer verschlang ihn. Nur die Nagelschuhe hingen noch aus seinem Schlund (4). War ihm der Kerl zu zäh? Denn das Reptil rülpste und spuckte ihn wieder aus (5). Da saß der kluge Mann und traute seinen Augen nicht: der Vernagt zeigte ihm die Kehrseite und kroch verstimmt in seine Mulde zurück (6). Feierabend, rief der Professor (7). Was war das wieder ein interessanter Tag!



Das Relief des Wilden Kaiser von Karl Babenstuber (um 1885) in der Holzverschalung aus dem Zweiten Weltkrieg

© Sabine Mirrione

Das 1943/1944 zerstörte Alpine Museum in München (1948)

© Stadtarchiv München



Herzen Afrikas“, knüpfte an die Kolonialzeit an und entsprach dem Expansionsgedanken des Nationalsozialismus.

Der Zweite Weltkrieg brachte eine große Veränderung für das Museum mit sich. Die Besucherzahlen waren gering und der Museumsbetrieb konnte kriegsbedingt nur eingeschränkt weiterlaufen. 1943 wurden durch Luftangriffe Teile des Museums beschädigt oder zerstört. Man entschied sich daher zu einer Evakuierung der Kunstgüter. Ein kleiner Teil der Kunstsammlung wurde

ins Deutsche Museum gebracht, ein Teil kam nach Silz in Tirol. Von den Reliefs konnten wegen ihrer Sperrigkeit und ihres Gewichts nur kleinere Objekte evakuiert werden. Um auch größere Objekte transportieren zu können, hätte man sie zerlegen müssen und man befand, dass dadurch wohl größere Schäden angerichtet würden als bei einem Verbleib im Museum. Sie wurden verschalt und an Ort und Stelle belassen. Bei Fliegerangriffen 1944 wurden dann allerdings das Haus und die darin verbliebenen Kunstobjekte zerstört. So blieben nur die evakuierten Reliefs – etwa die Hälfte der ursprünglichen Sammlung – erhalten.

Ein schweres Erbe

Bereits wenige Jahre nach Kriegsende dachte man sowohl in München als auch in Innsbruck an die Wiedererrichtung eines Alpenmuseums. Nachdem jedoch die Rechtsnachfolge der in Tirol lagernden Museumsobjekte nicht geklärt war, konnten die Ideen zunächst nicht umgesetzt werden. Erst 1973 wurden schließlich Teile der Kunstsammlung in einer kleinen Ausstellung in Innsbruck der Öffentlichkeit präsentiert. 1977 konnte der gesamte Bestand in das neue Alpenvereins-Haus übersiedelt werden, in dem auch das Alpenverein-Museum seinen Platz fand.

Erstaunlich ist, dass zwischen 1945 und 1977 dennoch Reliefs gebaut wurden, zumal das Medium eigentlich überholt war. Breitenwirksame Farbfotos, Landkarten und schlussendlich die wachsende Mobilität führten zu neuen, realeren Raumerlebnissen. Bei genauerer Betrachtung erkennt man, dass alle Reliefs aus dieser Zeit von Alpenvereinskartographen gebaut wurden und entweder mit einer Alpenvereinsexpedition in Zusammenhang stehen oder einen regionalen Bezug haben. Sie dienten also nach wie vor der Veranschaulichung kartographischer oder didaktischer Interessen. Bei Umbauarbeiten des Museums in den 1980er-Jahren wurden schließlich 28 Reliefs als „wertvolle, unverzichtbare Objekte“ in den Mittelpunkt der Ausstellung gestellt.

Dem Publikum wollte man die Möglichkeit geben, „Teile der Ostalpen im Detail ‚räumlich‘ zu betrachten, Erinnerungen an bisherige Bergfahrten aufzufrischen und neue zu planen“. Zum Vergleich für Alpinisten und zur Schulung des Kartenverständnisses wurden Landkarten der präsentierten



Gebiete aufgehängt. Gerade für die zahlreichen Schulklassen war daher der Reliefsaal Tirol besonders attraktiv. Da Reliefs viel leichter lesbar als Karten sind, stellen sie eine wichtige Brückenfunktion zwischen Realität und Darstellung dar. Die Abstraktion der zweidimensionalen Karten wird mit Hilfe der Reliefs leichter verständlich und begreifbar. Mittlerweile haben Reliefs auch diese Aufgabe verloren. In Schulen finden wenn überhaupt noch Reliefkarten Anwendung. Dreidimensionale Computermodelle und -programme bilden jetzt das Bindeglied zwischen Karte und Realität. Durch Navigationsgeräte und andere GPS-Systeme haben Karten und damit auch die Kulturtechnik des Kartenlesens an Bedeutung verloren.

Neue Konzepte der Präsentation

Auch Museen haben ihr Konzept verändert und eine neue Sprache gefunden. So wird in der aktuellen Ausstellung des Alpenverein-Museums in der Innsbrucker Hofburg „Berge, eine unverständliche Leidenschaft“ eine andere Alpinismusgeschichte in einer anderen Sprache erzählt (zu sehen bis Herbst 2014). Den Kuratoren ging es um die „Körper- und Seelenzustände, Befindlichkeiten und Passionen“ des Bergsteigens. Die Exponate stehen nicht mehr im Vordergrund, sondern sind Teil einer thematischen, künstlerischen Szenographie. Die sechs gezeigten Reliefs wurden den jeweiligen Raumthemen entsprechend spielerisch

inszeniert und so in die „Erzählung“ eingebunden. So steht etwa das Dachsteinrelief am Beginn der fiktiven Wanderung in Raum zwei zum Thema „Packen“. Es thront auf einem eineinhalb Meter hohen Sockel und vermittelt den BesucherInnen den Eindruck, vom Talboden aus auf ein weit entferntes Ziel zu blicken. Beim Gang durch die Ausstellung nähert sich die/der BesucherIn den Reliefs und nimmt eine andere Perspektive ein – genauso wie man sich zusehends dem Gipfel und im besten Fall sich selber nähert. Reliefs haben zwar an Bedeutung verloren, sind aber immer noch ein faszinierendes, reizvolles Medium, das die Grenzen der eigenen Wahrnehmung erweitern und verändern kann.

Die Ausstellungsmacher verzichteten auf eine Verwendung der restlichen 66 Reliefs aus der Sammlung, um nicht eine unzeitgemäße, überladene „Wunderkammer“ zu schaffen. Stattdessen wurden die übrigen Reliefs ebenfalls fachkundig restauriert und in eigens angefertigten Boxen im neuen Depot eingestellt. Gemeinsam mit anderen Kunstschatzen harren sie dort einem neuen alpinen Museum entgegen.

Literatur:

Mirrione, Sabine: Entstehung, Verwendung und Bedeutungswandel von Reliefs. Die Reliefsammlung des Alpenverein-Museums Innsbruck, unveröffentlichte Diplomarbeit, Innsbruck 2009

Das Dachsteinrelief von Leo Aegarter (1921) wird in der Ausstellung „Berge, eine unverständliche Leidenschaft“ in ungewöhnlicher Perspektive inszeniert.

© Alpenverein-Museum, Innsbruck, Fotos: Norbert Freudenthaler

Die Visualisierung des Routenverlaufs

Kleine Geschichte und Phänomenologie des Topos

>> **Richard Goedeke**

Die grafische Darstellung von Routen ist älter, als man zunächst meinen möchte. Ihren Siegeszug verdanken die Topos allerdings dem digitalen Zeitalter. Unter Kletterern ist diese abstrakte Form der Aneignung der Berge längst ein Element der globalen Kommunikation geworden.

„Hic sunt leones“ – „Hier gibt es Löwen“: Das schrieben frühe Geografen in ihren Karten quer über Gegenden, von denen sie nichts wussten. Das war so etwas wie eine Entschuldigung, dort nicht nachgesehen zu haben. Das Unbekannte war gefährlich. Und zugleich blieb hier Raum für die Fantasie, diese Gegenden mit den eigenen Wünschen und Ängsten zu bevölkern. Für Alpinisten bedeutet dementsprechend unbekanntes Gelände die Herausforderung, dort ohne konkrete mentale und physische Vorbereitung auf alles gefasst zu sein, Abenteuer in voller Improvisation zu bestehen, gewissermaßen mit Information null.

Der sensible französische Bergsteiger, Schriftsteller und Philosoph Bernard Amy hat dies bereits vor Jahren zum Thema gemacht. Ihm war bewusst, dass eine Voraussetzung für uns rundum fordernde Abenteuer nicht zuletzt auch weitgehendes Nichtwissen über die Aufgabe ist. Er sah die Tendenz, dass im Zuge der Tätigkeit alpiner Vereine und neue Themen suchender Medien auch über wenig bekannte Gegenden Information immer detaillierter – und obendrein über das Internet breiter gestreut und leichter auffindbar – angeboten wird. Im Interesse der Verteidigung des Abenteuers forderte er, dass das nicht immer so weitergehen dürfe. Deshalb sollten „tâches blanches“ – „weiße Flecken“ bleiben. Über die es keine Führer gibt. Wo alle, die in diese Gegenden

hineingehen, sie für sich komplett selbst entdecken müssen. Mit allen Risiken, aber auch dem echten Staunen und den genuinen Aha-Effekten und dem häufigeren Erleben unserer Grenzen.

Bernard Amy verband dies mit der Forderung, dass Information über alpine Ziele nur in der Form von klassischen Wortbeschreibungen und nicht mit Topos erfolgen sollten. Die Letzteren zögen zu viele Leute an. Das enthielt zwar einen ganz schön intellektuell-elitären Anspruch, war aber in Bezug auf die auch aus der Verbreitung der Topos resultierenden Besucherzahlen eine nicht ganz lebensfremde Einschätzung.

Mir persönlich begegnete zum ersten Mal ein Topo, als wir 1960 in der Civetta an der Vazzolèrhütte den Spanier José Anglada trafen. Er hatte von den von ihm begangenen Routen Verlaufs-skizzen angefertigt, die zwar teils eine etwas andere als die heute übliche Legende hatten, aber eigentlich mit ihrer grafischen Darstellung des Routenverlaufes einschließlich der Zuordnung der Kletterstellen und Schwierigkeiten unseren heutigen Topos schon sehr weitgehend entsprachen. Ich habe sie mir damals auch spontan abgezeichnet und seither in meinen Tagebüchern selbst von den begangenen Routen solche Skizzen niedergelegt.

Eigentlich hatte bereits Oskar Schuster, einer der frühesten Pioniere des sportlichen Kletterns

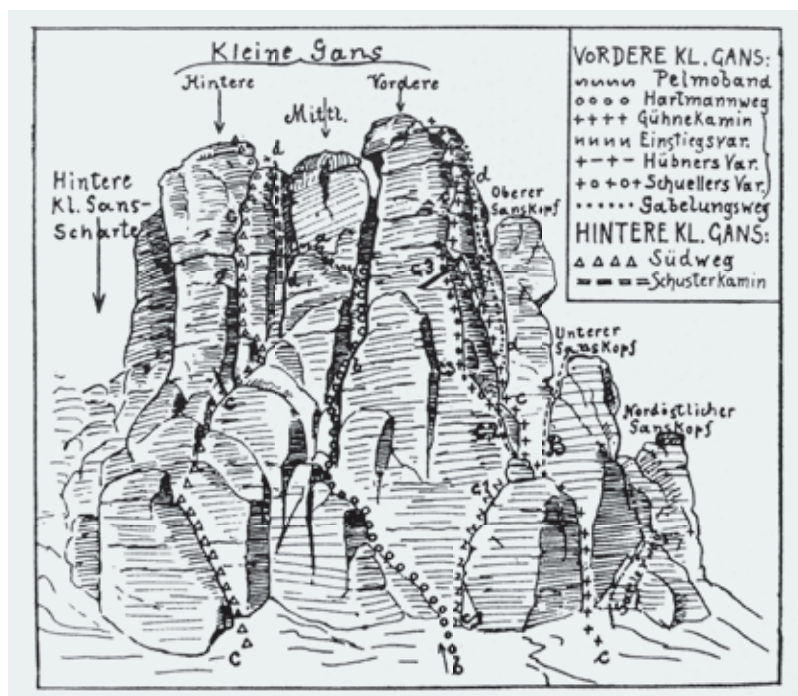
im Elbsandsteingebirge, das Problem der Darstellung von Kletterrouten gesehen. Und er hatte bereits die **Routenverläufe in Ansichtsskizzen** der Klettergipfel eingetragen, so in einer Skizze des Hohen Torsteins in seinem 1904 in „Berg und Thal“ erschienenen Aufsatz.

Eine Idee setzt sich durch

Im auf Oskar Schusters Unterlagen basierenden ersten Kletterführer des Gebietes, den Rudolph Fehrmann 1908 herausbrachte, wurde diese Darstellungsform mehrfach übernommen. Wegen der für den Sandstein charakteristischen senkrechten Klüftung erwiesen sich hier allerdings zur optischen Darstellung der Routen Grundriss-Skizzen als ausreichend und wurden deshalb weit häufiger verwendet und in späteren Auflagen immer weiter verfeinert, z. B. Grundriss Falkenstein im Fehrmann-Führer und im Elbsandsteinführer von Bernd Arnold 2012.

In den Jahrbüchern des Alpenvereins wurden Abbildungen in der Regel wohl lange als zu künstlerisch wertvoll empfunden, um sie mit Aufstiegslinien zu befrachten. Aber gelegentlich sind auch Ansichtsskizzen und später auch Skizzen oder Fotos der Berge mit eingezeichneten Routen zu finden. So etwa aus den Pyrenäen eine Skizze des Zugangs zum Col Maudit (Jahrbuch DÖAV 1911, S. 161), Routenskizzen zur Langkofelgruppe (Jahrbuch DÖAV 1913, S. 244ff.), Wandskizzen zu den Karnischen (Jahrbuch DÖAV 1935, S. 233ff.), ein Foto der Dreizinkenspitze mit u. a. der Ha-He-Verschneidung (Jahrbuch DÖAV 1936, Tafel 13), solche von Piz Badile und Cengalo (Jahrbuch 1938, Tafel 35 und 36). Auch in der französischen, italienischen, schweizerischen und britischen Führerliteratur waren bereits früh Ansichtsskizzen und teils auch Fotos mit eingezeichneten Routenverläufen üblich, so auch das schon Zwischenformen von Ansichtzeichnung und Symbolen verwendende Topo des Walkerpfeilers im Guide Vallot (siehe Abb. Seite 238).

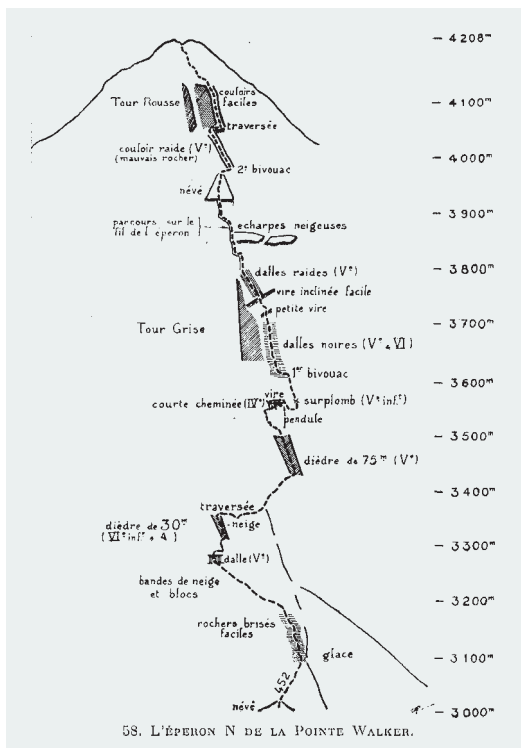
Richtig offiziell publik gemacht wurde das Topo 1968 zusammen mit der von Fritz Wiessner inspirierten internationalen **UIAA-Skala** und den Richtlinien für Routenbeschreibungen. Dabei wurde für Skizzen eine Liste von auf spanischen und norwegischen Vorformen basierenden Symbolen vorgestellt. Sie haben sich weitgehend



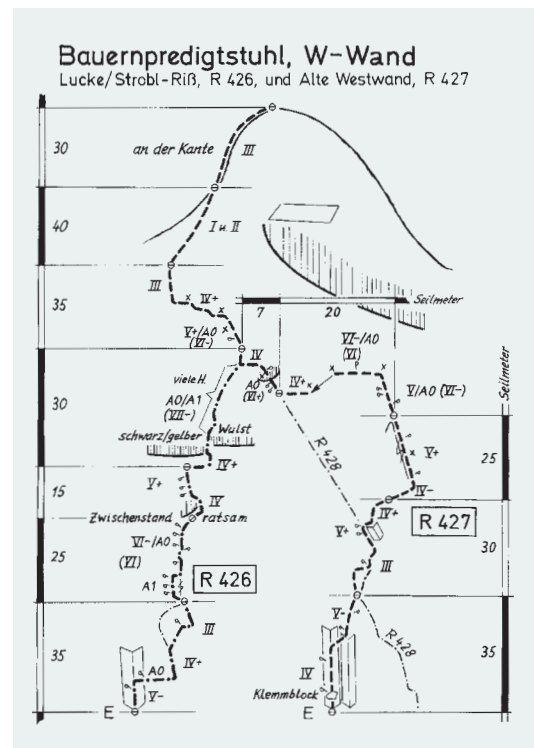
Bereits der Elbsandsteinpionier Oskar Schuster zeichnete Routenverläufe in Skizzen ein, wie hier in der Übersicht der Kleinen Gans, veröffentlicht in der Zeitschrift „Über Berg und Thal“ 8/1904, S. 306.

durchgesetzt und tatsächlich eine internationale Kommunikation ermöglicht. Die Topos haben auch seinerzeit in wenigen Jahren die zuerst noch nach UIAA neben einem charakterisierenden Beschreibungskopf geforderte Wortbeschreibung nach Seillängen obsolet gemacht. Die bei Wortbeschreibungen immer mal wieder wirksame Fehlerquelle der Vertauschung von rechts und links entfällt ebenso wie überhaupt missverständliche Formulierungen. Der Verlauf der Route in Relation zu markanten Felsstrukturen ist – sorgfältige und angemessene Zeichnung des Topos vorausgesetzt – eindeutig. Für die Eintragung von Routen in Fotos wurde in den Regeln die unterbrochene Linie für den sichtbaren Routenverlauf festgelegt, während verdeckter Routenverlauf durch eine Punktreihe angedeutet wird. Im Topo gilt das gleiche, für Varianten eine Strich-Punkt-Strich-Linie. Die **Symbole** für Kante, Verschneidung, Rinne, Dach, Überhang, Absatz, Band, Platte, Riss, Schlaghaken und Bohrhaken sind heute wirklich international bekannt. Andere Symbole werden oft im Detail variiert, wie etwa das für Bäumchen oder Latsche. Andere werden seltener verwendet wie etwa die Zeichen für Schnee, Gras oder Schutt. Andere kamen später hinzu wie parallele senkrechte Schlangenlinien für Wasserstreifen. Wieder

Links: Topo des Walkerpfeilers an den Grandes Jorasses, aus Lucien Devies Guide Vallot „La Chaîne du Mont Blanc, Aiguilles de Chamonix et Grandes Jorasses“ (GHM – Arthaud, 2e Edition 1951); die Felsstrukturen sind in einer den natürlichen Strukturen nachempfundenen stilisierten Zeichnung dargestellt, die teilweise schon die später entwickelten Symbole ahnen lassen, wie z. B. für Kamin und Verschneidung.



Rechts: Topo Bauernpredigtstuhl-Westwand, aus dem in der 10. Auflage von Pit Schubert und Wolfgang Zeis völlig neu als UIAA-Führer bearbeiteten Alpenvereinsführer Kaisergebirge (S. 489), in dessen Topos die 1968 von der UIAA beschlossenen Regeln für Routenbeschreibungen konsequent angewendet wurden



andere sind, auch weil überflüssig, ganz in Vergessenheit geraten, wie etwa die Differenzierungen bei der Darstellung des Standplatzes. Wer weiß heute schon noch, dass ein waagerechter Strich im Symbol Kreis „guter Stand“ bedeutet und ein senkrechter darin „Schlingenstand“? Schließlich ist der Unterschied ja nicht mehr wichtig, weil man/frau mit dem passenden Sitzgurt in jedem Falle relativ bequem am Fixpunkt hängt. Auch die Differenzierung nach den in einem Riss eingesetzten Holzkeilen ist mit dem Aussterben dieses Hilfsmittels hinfällig geworden.

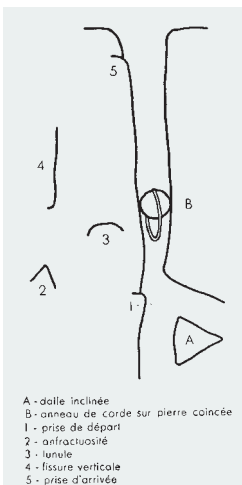
Rother Selection Dolomiten, 1993). Diese benutzen außerdem eine Art in das Topo eingefügte Lupenansicht, um wichtige, in der Gesamtdarstellung zu sehr vergrößert wiedergegebene Passagen detaillierter darzustellen.

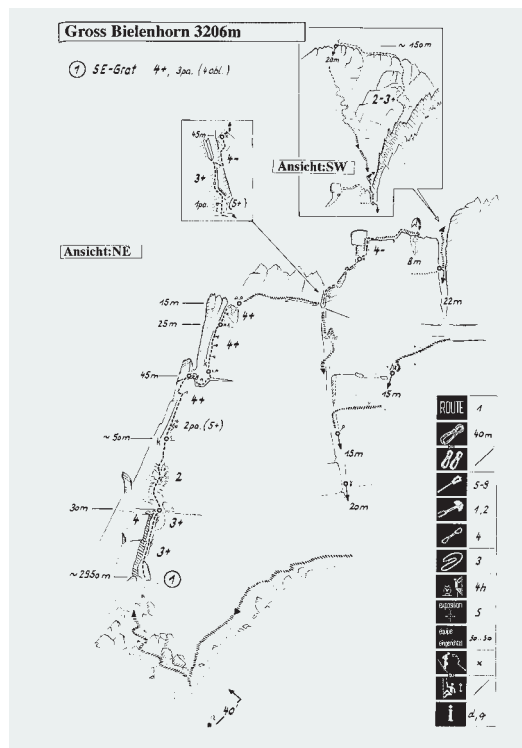
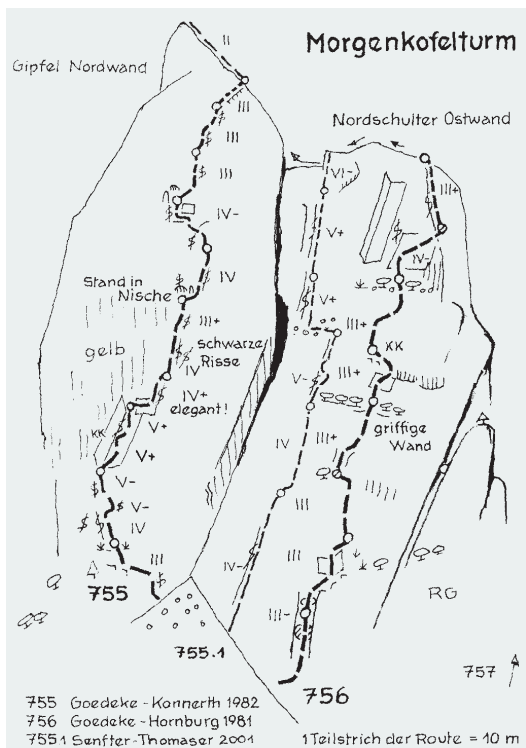
Um die an Bauzeichnungen erinnernden Randleisten aus der Darstellung herauszuhalten, aber die Information über die Länge der Seillängen doch zeichnerisch zu bringen statt mit grafisch störenden Notizen, entwickelte ich zu Ende der 1990er-Jahre die Darstellung der Kletterstrecke über die Zahl der Segmente zwischen zwei Standplätzen (ein Strichsegment = 10 m). Die Linie der Route wurde gewissermaßen zugleich zum Maßband. Das war auch eine wunderbar eindeutige Information, die in mehreren Alpenvereinsführern angewendet wurde (z. B. Piz Ciavazes AVF Sella/Langkofel, 1997, oder Morgenkofelturm AVF Sextener Dolomiten, 2002).

Diese Darstellung war klar und sauber unaufwendig herzustellen, solange die Topos von Hand auf Papier gezeichnet wurden. Beim Übergang auf Computergrafik wurde die Sache in dem Augenblick schwierig, wo zur Vermeidung großer Dateien statt der zuerst üblichen Pixeldateien nur noch Vektorgrafiken eingesetzt wurden. Da wur-

Variationen in der Darstellung gibt es bei der **Angabe der Kletterstrecke** in den einzelnen Seillängen. Nach den ersten Regularien wurden da Randleisten gefordert. Ihre Darstellung geriet in manchen Führern teils so dominant, dass sie im Stile von Baugerüsten die Details von Fels und Route optisch deklassierten (z. B. Erster Sellaturm aus Egon Prachts AVF-Führer Sella, 1980). Es zeigte sich dann aber, dass weniger aufdringliche Randleisten es auch tun (z. B. Bauernpredigtstuhl in AVF Wilder Kaiser) oder es keine Klettereraufstände gab, wenn sie ganz weggelassen und durch neben die Route gesetzte Notiz ersetzt wurden (z. B. Pordoispitze-Westwand in Köhler/Memmel,

„Beta“ des Knubelrisses in der Ostwand der Aiguille du Grépon, aus Guide Vallot 1951, S. 223





Links: Topo Morgenkofelturm aus Richard Goedeke, Alpenvereinsführer AVF extrem Sextener Dolomiten, 2003 (S. 86). Hier stehen die einzelnen Strichsegmente zwischen zwei Standplätzen jeweils für 10 Meter Kletterstrecke, sodass die Routenlinie zugleich zum Maßband wird und Randleisten überflüssig sind.

Rechts: Topo Groß-Bielenhorn aus der 1. Auflage von Jürg von Känel „Schweiz plaisir“ (Edition Filidor, 1992). Dieses Beispiel zeigt u. a. über daneben gesetzte „Lupen“ sowohl eine Vergrößerung einer komplizierten Kletterpassage als auch eine Gesamtansicht der Wand mit der Verortung der Route. Außerdem liefert eine Randleiste mit Symbolen genauere Angaben für das mitzuführende Material.

den die Routensegmente zu kruckeligen, pinselstrichartigen Objekten, an denen auch nach langer Freckelei keine wirklich perfekte Gestaltung möglich war. In der Praxis erwies sich auch, dass die BenutzerInnen diese Darstellungsform sehr oft gar nicht verstanden, weil sie intuitives Verstehen der Topos voraussetzten und die Erläuterungen der Einführung gar nicht lasen. Deshalb und aus Rücksicht auf die durch Computergrafiken gestiegenen Ansprüche an Akkuratheit wurde dann diese an sich wenig redundante und auch bei Darstellung mehrerer Routen klare und sehr informative Darstellungsform wieder aufgegeben.

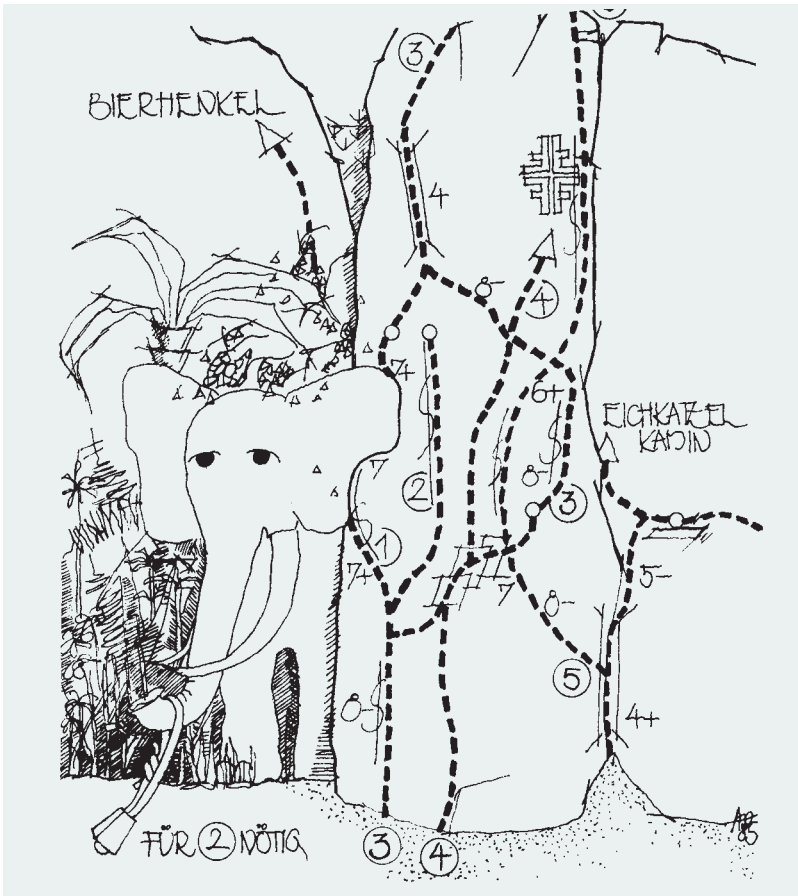
Es schafft aber auch keine informatischen Defizite, wenn die Randleisten ganz wegbleiben und die Seilmeter und Schwierigkeiten einfach seitlich am Rand notiert werden (z. B. Monte Tignale, „Marilyn Monroe“ im Auswahlführer „Winterfluchten“, Rother Selection, 2011). Zumindest solange in einem Topo nur ein oder zwei Routen dargestellt werden und auch Farbdruck zur Verfügung steht.

Auch die **Angabe der Schwierigkeiten** kann unterschiedlich gebracht werden: entweder entlang der Routenlinie oder aber auch am Rand. Wenn beide Möglichkeiten genutzt werden, kann

dies auch die Anwendung unterschiedlicher Schwierigkeitsskalen nebeneinander ermöglichen (z. B. UIAA-Bewertung und französische Sportkletterbewertung). Bei farbigen Topos lassen sich durch Einsatz unterschiedlicher Schriftfarbe sowohl eine klare Unterscheidung vermitteln als auch Nachbarrouten übersichtlich andeuten.

Variation ist ebenso bezüglich der Information über **Sicherungsmittel** zu finden. Das Symbol für Haken kann bedeuten, dass sie vorhanden sind, oder auch nur, dass sie an den betreffenden Stellen verwendet wurden oder üblich sind. Es ist auch eine wichtige Information, wo sich Schlingen legen lassen – beispielhaft sind hier die Topos in Bernd Arnolds Auswahlführer Elbsandstein zu erwähnen, wo ein Querstrich in der Route eine Möglichkeit zum Legen einer Schlinge markiert. Dabei wird jedoch nicht verraten, was für eine Sorte man braucht und wie und wie schwierig sie anzubringen ist. Aber detailliertere Materialangaben würden ja auch Wiederholern einen wesentlichen Teil ihrer Aufgabe abnehmen ...

Ein weites Feld von Variation liegt in der Darstellung der **Felsstrukturen**. Nach den Regularien ist da nichts festgelegt. Aber es ist klar, dass ein Topo dann viel bessere Hilfe bietet, wenn es nicht



Topo aus dem Panico-Führer „Klettern im Donautal“ von Achim Pasold (1985), in dem die Idee humoristisch fabulierender Anreicherung der ursprünglich immer noch heroisch ersten Topos aufgenommen wird, die in den Alpenvereinsführern erstmals vom Autor im 1981 erschienenen AVF Dolomiten Pelmo – Schiara begonnen wurde.

nur die Felsstrukturen im Detail entlang der Routenlinie aufreißt, sondern auch die großen Gesamtstrukturen darstellt. Für den Informationswert war dabei schnuppe, ob da die Striche einer Zeichenfeder Schwankungen der Strichbreite hatten. Anfangs wurden unbefangene locker hingehauene Skizzen publiziert und breit akzeptiert. Aber der Wunsch nach größerer Klarheit und Sauberkeit führte bald zu Topos mit Normschrift (z. B. ingenieurmäßig in Pits Schuberts Kaiserführer, z. B. kalligraphisch von Hand Sebastian Schrank) oder zu knolzigen Computerschriften (wie bei Mailänder, s. u.). Oder auch mit platter Schreibmaschinenschrift. Für den Gebrauchswert bringt das keine Nachteile. Bei um der Ästhetik willen nach den Vorlagen von Autoren professionell hübsch gezeichneten Topos leidet jedoch oft die inhaltliche Qualität, weil sich da nur zu leicht Übertragungsfehler einschleichen.

Die moderne Computergrafik erfüllte bald Wünsche nach lupenreiner Klarheit bis hin zu genau definierten Strichbreiten. Obendrein kam die

Möglichkeit der Montage vorgefertigter Objekte, die nun die perfekten Liniensysteme mit identischen Kopien und Klonen von Symbolen bevölkern ließ. Das kann recht monoton wirken, aber auch durchaus reizvolle Ergebnisse bringen (so mit farbig raffinierten Computergrafiken wie z. B. Aguila Goloritze in Maurizio Oviglia, „Pietra di Luna“ über Sardinien, 1988. Auch das Einzeichnen der Routen in aussagekräftige und detaillierte Fotos kann gut aussehende und zugleich informative Topos erbringen.

Der Berg entzieht sich der Norm

Aus Mangel an hinreichend differenzierten Fotos oder um größerer Konzentration auf das Wesentliche willen wird jedoch nach wie vor überwiegend eine grafische Gestaltung benutzt. Dann lässt sich über die ästhetische Qualität der **Felsdarstellung** trefflich streiten. Die Berge sind im Großen wie im Detail immer einmalige Objekte, echte Unikate. Für die sind eigentlich Norm-Strichstärken, mit dem Lineal gezogene Linien und standardisierte Symbole wie Verschneidung, Kamin usw. völlig unangemessen. Wer sich einmal an den ästhetischen Überlegungen eines Johann Friedensreich Hundertwasser etwas Sensibilität für diese Grundfakten erworben hat, kann damit nicht zufrieden sein. So hat sie den Autor in dieser Frage zum Ausschau nach Alternativen gebracht. Wenn die Bergstruktur von Hand gezeichnet und eingescannt wird, dann ergibt das eine Pixelgrafik, die sehr viel Speicherplatz benötigt. Wird diese zur drastischen Reduzierung des Speicherplatzes vektorisiert, dann bringt die nun entstehende Vektorgrafik mit größeren und holzschnittartigen Formen für die einmaligen Felsstrukturen statt genormter Linien eine dem Unikat Fels angemessenere Darstellung. Eine vermittelnde Lösung ergibt sich, wenn man danach für die Einzeichnung der Route eine Bezirline benutzt, die mit standardisierter Strichstärke und standardisierten Segmenten formatiert werden kann. Damit bietet sich eine Zuordnung an: Die vektorisierten Pixelgrafiken stehen für die Naturobjekte und die perfekt kreierte Vektorlinie für die von Menschen gemachte Route. Zu der passen dann auch standardisierte Symbole für Standplätze, Haken, Bohrhaken. Es ist dann aber nur konsequent, auch die Symbole für die Naturobjekte Bänder, Risse, Verschneidungen usw.

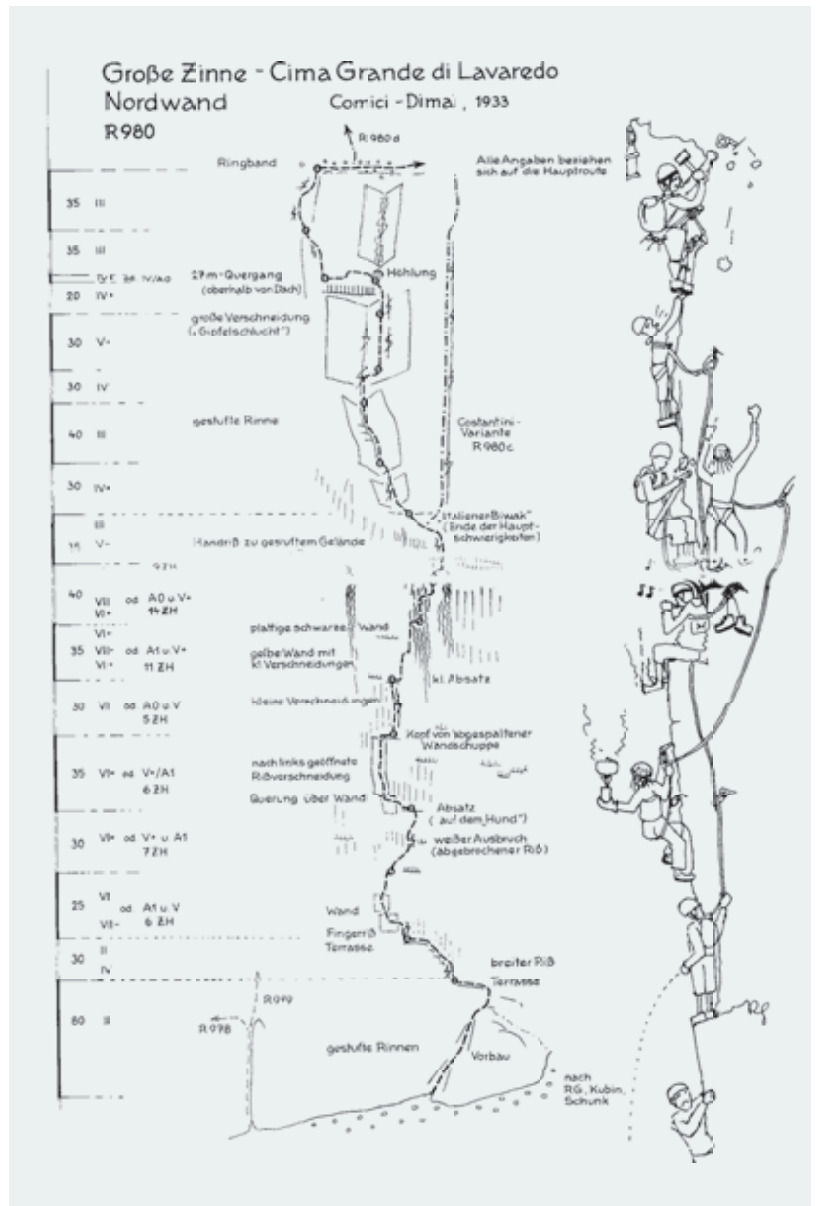
gleichfalls nur aus vektorisierten Pixelgrafiken zu erzeugen. Ob sich das in einer Zeit mit gewohnt reihenweise künstlichen Kletterobjekten vor der Haustür gegen die bequemere Montage von geometrischen Objekten auf die Dauer durchsetzen kann, werden wir sehen. Hier kommt aber natürlich auch der Wettbewerb um die überzeugendsten Lösungen ins Spiel ...

Gebrauchsanleitung für das Klettern

Eine Sonderform des Topos ist das „Beta“ (nach dem Videoformat betamax), das eine Information nicht nur über den Routenverlauf, sondern auch über die Bewegungsabfolge verrät. Eine frühe Form davon findet sich im alten französischen Führer über die Aiguilles de Chamonix.

Eine andere Entwicklung des Topos ergab sich durch die Möglichkeiten, neben der Lieferung der Information auch **Elemente von Schmuck oder von Kommentierung** einzubringen. Der Autor kombinierte ein Topo mit Karikaturen (Große-Zinne-Nordwand, „Comici“ in AVF Sextener Dolomiten, 1983), was rasch anderswo aufgenommen wurde (z. B. schon 1986 im Peilstein-Führer). Nicho und Christopher Mailänder montierten in ihrem Rhein-Main-Führer sowohl Karikaturen wie auch Zier- und Spielelemente. Als eine weitere Ergänzung tauchen ab etwa 2000 auf den Topos oft entsprechend den in den Medien üblichen eingeklinkten Bildern auch standardisierte Icons mit Kurzinfos über Zustieg, Abstieg, Länge usw. auf, nach dem Motto Information zu allem immer. In Versuchen wie dem von David Atchison-Jones (Europe sport vertical, 2003), Überblick über die Gesamtheit der europäischen Felsgebiete in einem Buch zu bieten, werden sie zu einer gigantischen Piktogramm-Wüste – in der beim näheren Hinsehen auf ein persönlich bekanntes Gebiet rasch krasse Vergrößerungen deutlich werden und im Detail Fehler so häufig sind wie Flöhe an einem Straßenkötter ...

Besonders originelle Topos gibt es vom Bozener Bergführer Roberto Jacopelli. Seine fröhlich fabulierenden großformatigen Zeichnungen enthalten neben der durchaus vorhandenen seriösen Information über die Route eine Fülle von Blödelei und selbstironischen Kommentaren. Es lohnt sich, in ihnen in Muße spazieren zu gehen. Teilweise verbindet er seine Topos mit einem Datum und



Topo Große-Zinne-Nordwand aus R. Goedeke, AVF Sextener Dolomiten (Bergverlag Rother 1983, S. 208/209) als Kombination des exakten Topos mit einer Karikatur

betont so wirklich weise die Einmaligkeit einer jeden Wiederholung einer größeren Route ...

Insgesamt hatte die von Bernard Amy geforderte Askese der alleinigen Nutzung von Wortbeschreibungen keine Chance. Das Topo ist aus dem Alpinismus im Großen wie im Kleinen nicht mehr wegzudenken. Die geringeren Fehlerquellen und seine internationale Lesbarkeit überzeugen schlichtweg. Und es erlaubt in seiner Gestaltung zugleich eine Fülle von Individualität und Kreativität. Es ist unter Kletterern ein Element der globalen Kommunikation geworden.

„Normalweg“ zum Ochsenkopf

Aus dem Leben eines Führerbearbeiters

>> **Walter Klier**

Anderslautenden Gerüchten zum Trotz gibt es die Gattung der Alpenvereinsführer immer noch. Und damit auch die ebenso ehrenwerte wie zuweilen undankbare Aufgabe des Führerbearbeiters. Ein Erfahrungsbericht.



„Was machen Sie denn beruflich?“ Die Frage ist nicht peinlich, weil der Erwerb unehrenhaft wäre, sondern weil die Antwort leicht zu Missverständnissen führt.

Die Antwort lautet nämlich: „Ich mache Führer.“ Im Englischen wäre es leichter, *guidebooks*, und die nächste Generation, die nur noch *Topos* kennt, wird dieses Problem nicht mehr verstehen. Ich schreibe aber keine *Topos* (die man auch nicht schreibt, sondern zeichnet), sondern das, was im Deutschen politisch irgendwie anrühlich klingt und, wenn dieser erste Irrtum ausgeräumt ist, immer noch missverständlich ist.

„Sie führen? – Das ist aber ein schöner Beruf, immer in der frischen Luft, na ja, mit dem Ozon oder dem CO₂ oder was es jetzt gerade wieder ist, aber trotzdem ...“

„Ja, das heißt nein: Ich schreibe Führer. Das sind diese kleinen Bücher, wo drinsteht, wie man auf die Berge hinauffindet und wieder herunter. Und alles über Hütten und Wege und so weiter.“

Der Gesprächspartner ist etwas enttäuscht.

„Die gibt es doch schon längst?“

„Ja, aber von Zeit zu Zeit müssen Neuauflagen gemacht werden, und die besorge ich.“

„Was gibt es da zu tun? Die Berge bleiben doch immer gleich?“

Bei diesem Stichwort hole ich dann zu einem längeren Vortrag aus, dessen vollen Wortlaut ich Ihnen hier ersparen will. Nur so viel: Der gewöhnliche Eindruck von Beständigkeit, mehr, von ewiger Unverwüstlichkeit, den die Berge dem ungebübten Auge bieten, täuscht vollkommen. Wir wollen von dem Umstand absehen, dass in wenigen Jahrmillionen die Alpen zur Gänze abgetragen sein werden, wenn bis dahin nicht wiederum eine Hebung, Faltung, Verwerfung und dergleichen geologisches Welttheater stattgefunden hat.

Doch auch in kürzeren Zeiträumen gedacht, verändert alles sich ununterbrochen: Gletscher schmelzen ab und geben morsches, oft unbegehbare Felsgelände frei, Steige verfallen, Markierungen bleichen, Brücken werden weggerissen, Gipfelkreuze werden vom Blitz gefällt, Hütten von Lawinen weggefegt oder, wie es anscheinend 1933 der Zwickauer Hütte (an der österreichisch-italienischen Staatsgrenze zwischen Passeier und Gurgler Tal gelegen) widerfuhr, von rachsüchtigen Schmugglern angezündet und dann, später, in

den 60er-Jahren, von Freiheitskämpfern in die Luft gejagt.

Das Gegenteil von Verfall und Zerstörung, die *Erschließung*, findet ebenfalls laufend statt, trotz aller gegenteiligen Beteuerungen von wegen Naturschutz, unberührter Bergwelt, Nachhaltigkeit und so weiter. Kein Jahr vergeht, ohne dass nicht irgendwo eine Seilbahn gebaut, ein Gipfelkreuz aufgestellt, ein Weg neu angelegt, eine ausgesetzte Stelle versichert oder eine Hütte „den ökologischen Erfordernissen angepasst“ wird, wie der Neu- und Ausbau jetzt im Naturschutz-Newspeak heißt. Hier merkt der geneigte Leser schon, dass wir aus dem Bereich der reinen Natur umgehend zur Kultur, also den menschlichen Angelegenheiten im weiteren Sinne fortschreiten. Das Führermachen hat mit Kultur, Geschichte, Zeitgeschichte, Zeitgeist denn doch mehr zu schaffen als mit der Geologie. Dass ein ganzer oder zumindest ein halber Berg um- bzw. herunterfällt, wie vor etlichen Jahren die Bischofsmütze im Salzburgischen, ist eher die Ausnahme unter den Gründen, wieso Wander- und Kletterführer ständig überarbeitet werden müssen.

Wie der Zeitgeist weht

In einem Führer ist niedergelegt, wie das jeweilige Zeitalter „seine“ Berge sieht und gebraucht. Und nicht nur die Bekleidungsvorschriften wechseln. Der Geist weht heute anders als vor fünfzig Jahren, als Erschließung im herkömmlichen Sinn, also das zügige Zubetonieren möglichst weiter Landstriche, geradezu gesamtgesellschaftliche Pflicht war. Dem Meister Zeitgeist folgend kommen Klettertouren in Mode, andere geraten in Vergessenheit, sind nur noch, wie es dann heißt, von historischem Interesse. Wie eingangs angedeutet, tendiert das Beschreiben des Kletterns heute zur vollkommenen, wortlosen Lakonie der Routenskizze, des nach dem Französischen so genannten *Topo*. Das hängt mit der Entwicklung des Sportkletterns zusammen, das sich von den großen Bergen auf sehr kleine, oft künstliche und überdachte und dafür unermesslich schwierige Wände zurückgezogen hat. Auch das damit zusammenhängende Tun ist eine äußerst lakonische, dem sprachlichen Zugriff irgendwie entzogene Angelegenheit; oder es hat bloß seinen Petrarca, Trenker oder Messner noch nicht gefunden.

Alle Zeichnungen
© Georg Sojer



Dem Führerbearbeiter bleibt genug zu tun

Dort wo weiterhin gewandert, berggestiegen oder im herkömmlichen Sinn geklettert wird, wird wie bisher ein herkömmlicher Führer gebraucht, im handlichen Taschenformat, flexibel gebunden, sodass er in der Rucksack-Außen-, Windjacken- oder Kletterhosenentasche Platz hat, und darin wird wie gewohnt systematisch mit den Tälern und Talorten begonnen, zu den Hütten, Übergängen und Höhenwegen fortgeschritten und mit den Gipfeln und Gipfelwegen aufgehört. Am Schluss gibt es einen „Info-Teil“, und danach das Register, das hoffentlich stimmt. Ganz vorneweg erleichtern allgemeiner gehaltene Einleitungskapitel den Weg ins Buch.

Bei manchem Talort hat sich die Realität, eh man sich's versieht, unter der Hand davon- und einer anderen Platz gemacht. So etwa sah, laut dem Text im Führer „Öztaler Alpen“, das Hoteldorf Vent noch 1989 aus: „Die kleine Ansiedlung besteht neben neuen Bauten aus alten Holzhäusern, die nur eine gemauerte Küche und Wohn- und Wirtschaftsgebäude getrennt haben.“ Der Satz hatte sich, gewissermaßen in geduckter Haltung gut versteckt, von einer Auflage zur nächsten unbemerkt durchgeschummelt, und nun gab es längst keine alten Holzhäuser mehr, sondern nur noch „neue Bauten“. Später wird man derlei Texte bei der Rekonstruktion des ursprünglichen Bergbauerndorfs für das große Alpen-Disneyland als

Unterlage heranziehen können. Liegt der Führer dann wieder druckfrisch und glänzend in der Auslage der gut sortierten Bergbuchhandlung, ist ihm gar nicht mehr anzusehen, was alles in seinem Inneren zu ändern war, aus den unterschiedlichsten Gründen.

Da beschloss einst ein schöner Ort im schönen Ötztal, fürderhin nicht mehr „Ötz“, sondern „Oetz“ heißen zu wollen. Heute wäre das, am Bildschirm, mit der beliebten Funktion „Ersetzen“ bald erledigt; in der Stein- oder vielmehr Bleizeit des Buchdrucks bedeutete es jedoch: bei Durchsicht der Druckfahnen jedes im Text vorkommende „Ö“ von „Ötz“ zu streichen und mit Korrekturzeichen am Rand durch „Oe“ zu ersetzen. Einfach und doch zermürend. Eine Schutzhütte in derselben Gegend war übrigens, ebenfalls noch in der Bleizeit, von „Gubener Hütte“ auf „Guben-Schweinfurter Hütte“ zu ändern. Die Hütte kann zwar nichts dafür, aber sie ist mir bis heute ein bisschen unsympathisch geblieben.

Oder der Führerbearbeiter erfrecht sich, in seinen Vorbemerkungen eine Wanderkarte brauchbarer zu finden als eine andere. Da flattert alsbald ein Schreiben des Rechtsanwalts der weniger gut gefundenen Wanderkarte ins Haus, darin wird eine Rede geführt von Kreditschädigung, Rechtsmitteln und solchen Sachen, und diese Rede ist nicht freundlich.

Überhaupt Drohbriefe. Der Bearbeiter hat sich einst, zugegebenermaßen eher pubertär, im *Kleinen Führer durch die Tuxer Voralpen* darüber geäußert, dass das Hochtal der Wattener Lizum, das als Truppenübungsplatz dient, vom Militär zum „Kriegsspielen missbraucht“ werde. Er hatte gerade im Rahmen seines Wehrdiensts sechs Wochen dort mit Frieren, Schneeschaukeln und Biertrinken verbracht und sich dabei nicht besonders wohlfühlt, daher das gewisse Ressentiment. Ein Oberst schreibt daraufhin an Verlag und Verfasser längliche Briefe, diese Formulierung sei in der zweiten Auflage zu tilgen, andernfalls gerichtliche Schritte ins Haus stünden. „Gerade Sie als gedienter Soldat sollten wissen“, schreit er den Bearbeiter brieflich an, „dass der gesetzliche Auftrag des Bundesheeres“ usf. Wie es der Teufel will, verkauft sich ausgerechnet dieser Führer so schleppend, dass die Kriegsspiel-Formulierung von 1976 bis 1994 ununterbrochen im Handel erhältlich bleibt.

Ein Rechtsanwalt aus dem Zillertal hingegen schreibt, sein Mandant sei in „seinem Erwerb und Vorkommen“ gefährdet, weil die Angabe im *Gebietsführer Zillertal*, nachweislich verfasst von unserem Bearbeiter, über den Taxidienst vom Tal bis zu dessen Berggasthaus unrichtig sei. Zum Beweis der Böswilligkeit des Bearbeiters wird ein Foto des Berggasthauses genannt, das sich im Führer befinde und vom Bearbeiter selber stamme, woraus ersichtlich, dass er persönlich dort gewesen und die Verhältnisse kennt, also den Taxidienst mutwillig und in Schadensabsicht verschwiegen hat. Der verdutzte Autor, der an dieser Stelle des Gebirges persönlich noch nie war, also auch kein Foto von jenem Gasthaus geschossen haben kann, blättert im inkriminierten Führer, und siehe da: es gibt von dem Gasthaus darin *überhaupt* kein Foto.

Auch die Führerbenutzer im engeren Sinn bleiben wachsam

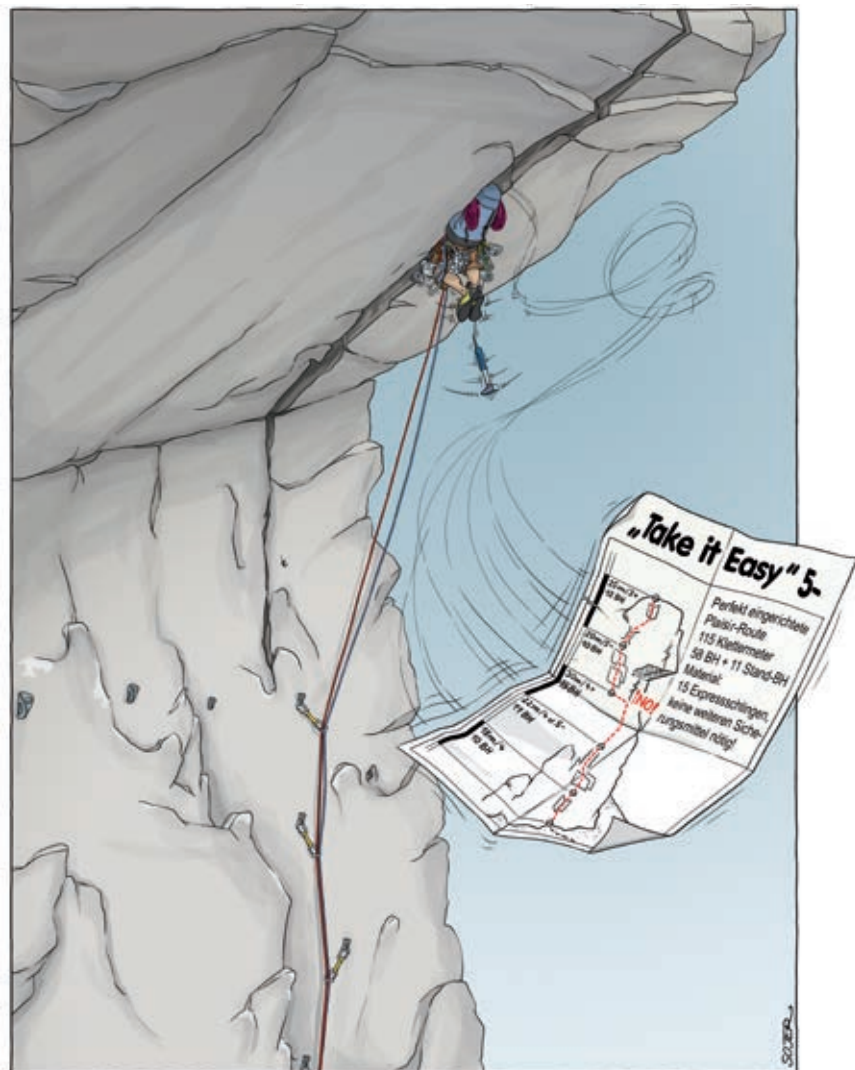
Einer ist den Weg zum Ochsenkopf (Name von der Red. geändert) gegangen und hat vom Joch statt der angegebenen eineinhalb Stunden nur 40 Minuten gebraucht. Und der Schwierigkeitsgrad war nicht II, sondern I. Wütend setzt er sich anderntags hin und schreibt: „Beschreibung total falsch. Kein Iler, sondern Schw.Grad II! Leute mit Dackel waren unterwegs!“

Jahre vergehen, während der in Sachen Ochsenkopf so mangelhafte Führer noch abverkauft wird. Der Wutbrief schlummert im Verlag in der Korrespondenz-Mappe. Dann naht die Neuauflage, die Mappe mit den Korrekturvorschlägen wandert zum Bearbeiter. Der liest und erschauert. Tatsächlich war er persönlich auch noch nie auf dem Ochsenkopf, 2987 m (in manchen Karten auch: Ochsenjoch, 2977 m), und das rächt sich jetzt. Damals vor sieben Jahren, vor der letzten Neuauflage, war er schon einmal bis zur Unteren Ochsenalm vorgedrungen, dann hatte es zu regnen angefangen, und im Übrigen gab es in den vergangenen Jahrzehnten noch nie Beschwerden über diese Routenbeschreibung – dafür sonst immer zahlreiche, denen nachgegangen werden musste. Auch nach dreißig Jahren im Gebirge haben „seine“ Gebiete noch genügend Ecken, Winkel und auch Gipfel, wo er noch nie war, in anderen Winkeln ist er nun schon ewig wieder nicht

gewesen, weil in noch anderen Winkeln unterwegs und die Zeit so schnell vergeht, und übrigens ist er tatsächlich *immer* dankbar, wenn man ihn auf Fehler hinweist.

Trotzdem stimmen den Bearbeiter solche Wutbriefschreiber immer sehr verdrießlich. Es ist der Tonfall, die maßlose Erregung, die von dem Geschriebenen blitzartig und unabwendbar auf einen überspringt und einen ganz wirr macht. Die müssen doch selber wissen, wie viele Wege und Gipfel es gibt; und dass kein Mensch überallhin selber gehen kann, selbst wenn er alle Tage Zeit hätte, was er ja nicht hat.

Aber gut, er setzt sich hin, verbessert die Beschreibung „Ochsenkopf-Normalweg von Nordwesten“ nach den Angaben des Wütenden, der in



seiner Wut leider vergessen hat anzuführen, wie weit unter dem Joch man nun tatsächlich abzweigt, eine Frage, die sich beim Durchlesen der Beschreibung und gleichzeitigem Kartenstudium ergeben hat, und schreibt einen Brief, „Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Hinweise, die ich gerne in der kommenden Neuauflage berücksichtigen werde, und bleibe mit besten Grüßen Ihr / PS. Für weitere Hinweise und Verbesserungen bin ich immer dankbar.“

Ein anderer schreibt „zu Randzahl 2276, Vorderer Kuhkopf Westgrat“: „Der beschriebene Wegverlauf ist rätselhaft“, und überhaupt: „Der Verlust von Gebirgs-Wanderwegen läuft auf eine Einingung bergsteigerischer Freiheitsgrade hinaus. Der weitere Ersatz von Wanderwegen durch Forst- oder Güterstraßen ist ein degenerativer Prozess, dem Einhalt geboten werden muss.“ Nun sieht der Verfasser allerdings keinerlei Möglichkeit, persönlich auf solche und andere degenerative Prozesse einzuwirken.

Ein Dritter will das Geld zurückhaben, das er vor vielen, vielen Jahren für die Auflage von 1980 bezahlt hat, 287 österreichische Schilling, und jetzt hat er den Führer benützt und die Gletscher sind seither zurückgegangen, sodass man einige Wege nicht mehr so gehen kann wie beschrieben.

Der Nächste schreibt: „Betr. Randzahl 585 a der 9. Aufl., bei dieser Route fehlt jegliche Zeit- und Schwierigkeitsangabe. Dies macht eine Planung dieser Route unmöglich.“ Äußerst schuldbewusst blättert man hin, und siehe da, 585 a beschreibt die Nummer 585 im Sinne des Abstiegs. Bei 585, also für den Aufstieg, steht „II, 1½ Std.“ Außerdem steht dort „schwer zu finden“. Deswegen ist auch der Abstieg extra beschrieben.

Nett ist auch der Herr aus D-79201 Heidenheim, der nach eineinhalb Seiten zweckdienlicher Hinweise unter Punkt 4 schreibt: „Vermutung: Im Zillertalführer (den ich leider nicht besitze) fehlt sicher auch die neue Hochfeilerhütte.“

Verbesserungsvorschläge von heimischen Bergsteigern erreichen den Bearbeiter meist mündlich. Wie man weiß, hat jeder Kletterer ganz genau im Gespür, wie schwer eine Kletterstelle oder auch eine Passage, eine Tour ist, bis auf viertel, ja achtel Grade genau. Der Müller Fritz zum Beispiel sagt, dass er „ungeheuer sensibel für kleine Unterschiede“ wird. „Wenn mir ohne Seil die Düse

geht, ist das ein sicheres Indiz dafür, dass ich mich der Iller-Grenze nähere“, sagt der Fritz. Er weiß nicht, dass er damit Reinhold Messner zitiert, der geschrieben hat: „Ich habe ein feines Gefühl für die einzelnen Grade, für die Abstände und Stufen.“

Das Dumme ist nur, dass dieses Gespür, bei so gut wie allen Kletterern ausgebildet, jedem etwas anderes sagt. Daraus resultieren ebenso langwierige wie unübersichtliche Abendunterhaltungen, wenn man sich zufällig auf einer Hütte trifft oder kennenlernt.

„Was hast du denn da für einen Topfen in deinen Führer hineingeschrieben?“ lautet häufig der Eröffnungssatz, diesmal vom Weiser Otto. „Das ist doch nie ein Fünfer.“ Es folgt eine übergenaue Erzählung darüber, wie es dem Otto erging, als er vor fünfzehn Jahren die erste „freie“ Begehung der Ochsenwand-Ostkante gemacht hat.

„Da oben in der sechsten Seillänge, nach dem vierten Haken links vom Riss, da steht bei dir „A0“. Da waren bei uns überhaupt keine Haken drinnen, und weiter unten die Bohrhaken, die haben wir alle herausgeschlagen, vielleicht bis auf einen oder zwei.“

Der Bearbeiter war die Tour vor fünf Jahren (nicht ganz frei) gegangen, und da waren von den ursprünglichen, 1964 angebrachten Bohrhaken noch mindestens vier oder fünf an ihrem Platz, genauso wie zwei Jahre früher, als sie wegen des Gewitters an dieser Stelle hatten umdrehen müssen. Es ist aber ganz müßig, das dem Otto jetzt zu sagen. Der Otto wird nämlich jetzt seine Geschichte zu Ende erzählen, und die handelt davon, wie er mit dem Luggi „damals schon, bevor das Freiklettern eigentlich losgegangen ist“, die Ochsenwand-Ostkante nicht nur ohne Hakenberührung, sondern praktisch ohne einzuhängen, ja eigentlich fast ohne sich angeseilt zu haben, gemacht hat.

Später kommt dann die Rede noch auf die Kuhkogel-Westwand, die Müller-Meier-Verschneidung (1939, VI-). „Da sind sieben Seillängen eingezeichnet, die machst du aber in drei, vier höchstens.“

„Die Skizze hat der Huber Franz gemacht, damals nach seiner Begehung.“

„Alles was der Huber Franz hat, ist keine Ahnung.“

Am lustigsten wird es, wenn man inkognito in seinem Eck beim Bier sitzt und gewahrt wird, dass am Nebentisch das eigene führermäßige Lebens-

werk abgehandelt wird, und zwar ohne die Zurückhaltung, die die persönliche Anwesenheit des Autors sonst vielleicht mit sich bringen würde.

„Der Angeber, der ist das nie selber gegangen.“

„Wenn der überhaupt einen Fünfer hinaufkommt, dann heiß ich Veit!“

„Was hat er denn da wieder geschrieben. Eine Erstbegehung hat er gemacht. Vier plus?! Dass ich nicht lach!“

„Da links außen am Geißspitzl, da ist doch eine Wiese.“

„Die mögen dich nicht besonders“, sagt die Begeleiterin zu dem Bearbeiter, in dessen Brust verschiedene Gefühle widerstreiten, unter anderem aber (obwohl er der Dame imponieren und also kultiviert erscheinen möchte) das Verlangen keimt, die eigene Sozialisation als Bewohner innerer Gebirgsregionen zum Tragen kommen zu lassen, also dem groben Klotz am Nebentisch zu dem groben Keil zu verhelfen, nach dem dieser sich offenbar sehnt. Doch nicht zuletzt wegen Anwesenheit der Dame am eigenen Tisch, und der Erkenntnis von Irenäus Eibl-Eibesfeldt gemäß, wonach „der Mensch scheu“ sei, bleibt er in der bisher innegehabten Rolle und bestellt ganz einfach noch ein Bier. Die am Nebentisch sind inzwischen ohnehin zu einer gruppeninternen Zwistigkeit vorangeschritten, die mit dem Führer nichts zu tun hat.

Der Mensch bleibt hinter seinen Möglichkeiten

Mit dem Anbrechen des Internet-Zeitalters ergeben sich neue Informations- und Kommunikationsmöglichkeiten. Der bisher enge Kontakt des Kletterers zur Führerliteratur hat sich gelockert. Zu populären Touren findet man oft im Netz mehrere Einträge, doch wie es das WWW nicht nur auf diesem Gebiet mit sich bringt, bleibt in diesem superschnellen und intelligenten Medium der Mensch manchmal hinter seinen Möglichkeiten zurück. Da findet man um das Jahr 2010 zur schönsten Felsfahrt der Zillertaler etwa die Bemerkung: „Eine gute verbale Beschreibung der Grundschartner-Nordkante findest Du im AV-Führer Zillertaler Alpen von 1974, Randziffer 916.“ Bücher sind offenbar per se etwas so Altes, dass man sich, wenn man sie denn braucht, bemüht, möglichst alte Exemplare zu finden. Ein anderer schreibt da: „Beim Feldkopf muss die Beschrei-



bung aus 1970 erhalten ... jetzt noch gutes Wetter und die Sache läuft.“

Wie auch andere Bücher, gibt es trotz anderslautenden Gerüchten auch die Führer immer noch. Und wenn ich wieder einmal eine Neuauflage zu besorgen habe, dann schaue ich wie jeder andere auch ins Web. Zu den beliebten Touren finde ich auch oft eine Reihe von, wie sagt man, zweckdienlichen Hinweisen. Aber wehe, ich wage mich digital in die Zone „abseits der ausgetretenen Touristenpfade“, wo sich, siehe oben, Ochsenkopf, manchmal Fragen auftun. Da tritt überraschend oft der Fall ein, dass Google zu einem Stichwort tatsächlich nur einen Eintrag findet – und das ist die entsprechende Passage aus dem Führer, die ich gerade zu verbessern versuche. Der Verlag hat nämlich für die ganz Modernen, die kein Buch mehr anrühren wollen, die Führer ins Netz gestellt, und so finde ich statt der vielen, vielen Information, die ich auf diese billige Weise mir gerne aneignen möchte, immer von neuem – mich selber.

„Sind der Herr ein Doktor?“

An der Rax fanden Sigmund Freud und Viktor Frankl entscheidende Impulse für ihre Erforschung der menschlichen Psyche

>> **Stephanie Geiger**

Kaum ein Gebirge wird so häufig in der Literatur zitiert wie die Rax. Bereits im 19. Jahrhundert hat sich dieser östliche Alpenausläufer um den Semmering zur bevorzugten Sommerfrische der Wiener Gesellschaft entwickelt, um die Jahrhundertwende fanden dort auch viele Wissenschaftler, Künstler und Literaten Erholung, kreativen Austausch und Inspiration.



Von seiner Bergtour hatte sich Sigmund Freud nichts Besonderes erwartet. Wieder einmal verbrachte der Arzt im Jahr 1893 ein paar Sommertage bei seiner Familie, die seit Anfang Juni zur Sommerfrische in dem kleinen Örtchen Reichenau südlich von Wien war. Mit dem Zug war er gekommen. Etwa zwei Stunden hatte die Fahrt von der Hauptstadt damals gedauert. Und wie unzählige Male zuvor auch war der Doktor aus der Stadt losgezogen, um an der Rax seiner Begeisterung für das Bergsteigen zu fröhnen. Das Erzherzog-Otto-Schutzhaus wollte er besuchen, das erst wenige Wochen zuvor am Rand der steil abfallenden Felswände des Rax-Hochplateaus eröffnet worden war. Es war alles so wie immer, wenn er nach Reichenau gekommen war. Und doch sollten von seiner Wanderung auf die Rax entscheidende Impulse für seine weitere Arbeit ausgehen.

Sein Eintrag im Hüttenbuch des Otto-Hauses hatte ihn verraten. „Dr. Sigmund Freud“ stand dort zu lesen. „Sind der Herr ein Doktor?“, fragte ihn eine junge Frau, um gleich fortzufahren und zu erzählen, dass sie nervenkrank sei und aus diesem Grund auch schon in ärztlicher Behandlung war. „Da war ich also wieder in den Neurosen, denn um etwas anderes konnte es sich bei dem großen und kräftigen Mädchen mit der vergränten Miene kaum handeln. Es interessierte mich, dass Neurosen in der Höhe von über 2000 Metern so wohl gedeihen sollten, ich fragte also weiter“, beschreibt Sigmund Freud den „Fall Katharina“ in seinen „Studien über Hysterie“, der im Jahr 1895 erschienenen ersten Abhandlung der klassischen Psychoanalyse. Einem handfesten Missbrauch sollte Freud auf die Spur kommen, obwohl er doch aufs Land gefahren war, „um für eine Weile die Medizin und besonders die Neurosen zu vergessen“, wie er im Vorspann seiner Ausführungen schrieb.

Der Beginn der Psychoanalyse

Die Sommerfrische auf dem Land galt zu Freuds Zeiten als schick. Reichenau war zum Parkett der besseren Gesellschaft geworden. Das Wiener Großbürgertum fuhr nach Reichenau, wo auch der Kaiser den Sommer verbrachte und wo am Bahnhof für ihn eigens eine Loge eingerichtet worden war. Kaiser Franz Joseph mietete in den Sommern von 1859 bis 1864 die Rudolfsvilla für



Am Rand des Rax-Plateaus liegt das Erzherzog-Otto-Schutzhaus.

© Marktgemeinde Kurort Reichenau an der Rax

seine Kinder Kronprinz Rudolf und Erzherzogin Gisela an. Anfang der 1870er-Jahre ließen die Habsburger das Schloss Wartholz in Reichenau errichten. Wenig später folgte mit dem Schloss Rothschild ein großbürgerlicher Konkurrenzbau, der das kaiserliche Schloss fast schon kleinbürgerlich wirken ließ.

Den aufstrebenden Tourismus hatte Reichenau dem fortschreitenden Bau der Semmering-Bahn zu verdanken. Nach Hochadel, Industriellen, Bankiers und Großgrundbesitzern kam gegen Ende des Jahrhunderts der gehobene Mittelstand: Beamte, Offiziere und Ärzte wie Sigmund Freud. In der warmen Jahreszeit fuhren die Städter mit der Bahn zum Erholungsurlaub auf das Land. Spezielle Hofratszüge brachten die Herren werktags in ihre Ämter und Comptoirs nach Wien. Die Familie blieb derweil auf dem Land.

Spaziergehen und geistreiche Gespräche führen, das zeichnete den kultivierten, naturverbundenen Müßiggänger aus, der in Reichenau zur Schau stellte, was er durch seine Tüchtigkeit erworben hatte. Tagsüber schlüpfte man in Pumposen und heruntergerollte Wollstutzen, am Abend trug man den eleganten Anzug. Urbaner und ländlicher Lebensstil durchdrangen sich. Auch heute noch ähneln manche Straßenzüge in Reichenau mit ihren schmucken Villen den besseren Wiener Bezirken Hietzing oder Döbling.

Schwärme von der Bergnatur der Rax: Arthur Schnitzler in einem Kunstprojekt der Festspiele Reichenau

Foto Stephanie Geiger



„Zum Weißnix
bei Reichenau“,
Thalhof um 1860

© Marktgemeinde Kurort
Reichenau an der Rax

Ob im Kaffeehaus zu Hause in Wien oder am Fuß der Rax – man war unter sich. Musiker, bildende Künstler und Literaten fühlten sich von der Landschaft und der Natur besonders angezogen. In Reichenau sei es gewesen, „wo zum erstenmal eine erhabener Bergnatur sich vor mir öffnete, als ich sie im nahen Umkreis von Wien zu sehen gewohnt war, und wo das Geheimnis der Höhen und Fernen zum erstenmal an meine Seele griff“, schrieb Arthur Schnitzler pathetisch. Peter Altenberg, Heimito von Doderer, Peter Rosegger und Franz Werfel verarbeiteten ihre Erlebnisse an und auf der Rax in ihren Texten und mischten sie mit den neuesten psychologischen Erkenntnissen von Sigmund Freud und seinen Kollegen.

Neben den Schöngestirnen und dem gutsituierten Bürgertum kamen all jene, die sich keine schicken Villen oder Aufenthalte in feinen Hotels leisten konnten. Ihre Hütten bauten sie auf dem Kalkfels-Plateau der Rax, das einem Tafelberg ähnlich von Reichenau aus 1300 Meter steil in die Höhe ragt. Noch heute gibt es dort die wohl größte Hüttendichte im ganzen Alpenraum. Um Bergsteigern eine günstige Unterkunft zu bieten, errichtete der – damals noch – Deutsche und Oesterreichische Alpenverein das Otto-Haus, das Habsburghaus und die Gloggnitzer Hütte, der Österreichische Touristenklub baute die Seehütte, das Karl-Ludwig-Haus, die Kienthaler Hütte, die Fischerhütte und das Damböckhaus, und die Naturfreunde das Waxriegelhaus, das Weichtalhaus

und das Friedrich-Haller-Haus. Die Vereine markierten Wege, errichteten mit viel Eisen Klettersteige in den schroffen Wänden und organisierten das Bergsteigen. War Wandern vorher Individualisten vorbehalten, wurde es auf dem Hochplateau der Rax, in dessen steilen Felsabstürzen die Routen heute bis in den zehnten Schwierigkeitsgrad reichen, zu einem Massenphänomen und breitete sich von dort über die Ostalpen aus.

Zu den scharfen Kritikern dieser Entwicklung gehörte der Schriftsteller Peter Rosegger, der selbst gerne von Graz aus mit seinen Kindern zum Wandern an die Rax kam. Er beschrieb den Leichtsinn der Bergwanderer aus der Stadt und machte dafür auch die Bergsteigervereine verantwortlich. Durch die bloße Mitgliedschaft würden im Gebirge unerfahrene Städter ein übersteigertes Selbstbewusstsein an den Tag legen, das sie in schlimme Gefahren bringe.

Die Nähe zur Stadt treibt wundersame Blüten

Auch heute kommt es immer wieder vor, dass Rax-Wanderer sich zu viel zumuten. Wie die Frau im Haid-Steig, einem anspruchsvollen und überaus beliebten Klettersteig auf die Rax, deren mächtiges Hinterteil sich in einem engen Felskamin verkeilt hatte, und für die es weder ein Vor noch ein Zurück gab. Franz Eggl erinnert sich noch gut an dieses Ereignis im August 1997. Als Bergretter war Franz Eggl der Erste, der zu der Bergsteigerin vorgedrungen war. Erst befreite er ihren Pudel, den sie im Rucksack verstaut hatte, und dann schob er sie aus ihrem Felsgefängnis.

Für den Bergretter, der gleichzeitig auch Bergführer und der Wirt der Neuen Seehütte ist, ebenso unverständlich, dass manche Wanderer sich darüber wundern, dass es nach Sonnenuntergang in der Natur stockdunkel wird. Ohne Taschenlampe würden sie auf dem Plateau umherirren und den Weg ins Tal suchen. Glimpflich würde das meist abgehen. Gefährlich wird es an dem östlichen Ausläufer der Alpen dagegen bei Wetterstürzen. Kommt eine der berühmten Kaltfronten aus dem Osten über die pannonische Ebene herüber, dann schaffen regelmäßig Bergsteiger den Weg zur rettenden Hütte oder hinunter ins Tal nicht mehr. Unweit von Eggl's Neuer Seehütte erinnert noch heute ein schmiedeeisernes Kreuz mit Email-

tafel an August Schröckhenfux. Der 33 Jahre alte Kaufmann aus Wien starb am 3. September 1866 in einem Schneesturm.

„Die Rax wird unterschätzt“, sagt Franz Eggl. „Nur weil wir hier keine Dreitausender und keine Gletscher haben, werden wir belächelt. Dabei sind unsere Wände doch den extremen Kletterern vorbehalten.“ Wenn es die Zeit zulässt, ist der Eggl Franz auch auf höheren Bergen unterwegs. Die Kondition dafür holt er sich an der Rax. Dass er bei seinen Expeditionen von Bergsteigerkollegen aus westlicheren Bundesländern mit so namhaften Erhebungen wie dem Großglockner, der Wildspitze oder dem Großvenediger belächelt wird, kommt vor. Östlich der Enns gebe es keine richtigen Berge, geht das Ondit in den westlichen Landesteilen, an der niederösterreichischen Rax schon überhaupt nicht. Am Ende seiner Expedition zum Kasbek, einem 5047 Meter hohen erloschenen Vulkankegel im tschetschenisch-georgischen Grenzgebiet, mussten die Bergkameraden aus Salzburg und Tirol dann aber doch zugeben, dass es auch in der Wiener Gegend ausreichend Trainingsberge für das Höhenbergsteigen gibt. Es war nämlich der Eggl Franz, der den Gipfel erreichte, während die anderen den vorzeitigen Rückzug angetreten hatten.



Am 25. Juni 1893 wurde das Otto-Haus feierlich eröffnet.

© Marktgemeinde Kurort Reichenau an der Rax

Franz Eggl kennt die Rax seit frühester Kindheit. Sein Vater hatte Anfang der 50er-Jahre die Neue Seehütte gebaut, seine Eltern bewirtschafteten sie später viele Jahre. Seit 1992 ist der Eggl Franz nun selbst der Wirt. Die Neue Seehütte ist übersichtlich. Platz für vier Tische ist im Gastraum, Übernachtungsmöglichkeiten gibt es keine. Vor der Hütte haben Sherpas aus Nepal, die der Hüttenwirt jedes Jahr beschäftigt, ihre Gebetsfahnen gespannt. Wer zum Eggl Franz kommt, der will gut essen, die Aussicht genießen, ist entweder selbst in der Preiner Wand geklettert oder will einfach nur von der Hütte aus den Kletterern zusehen. Auch viele bekannte Schauspieler würden immer wieder zu ihm raufkommen, sagt der Eggl Franz, seit im Sommer ein Teil des Burgtheater-Ensembles bei den Reichenauer Festspielen gastiert. Das erinnert an die Hochzeit der Rax in der Kaiserzeit.

Viktor Frankl und die „Trotzmacht des Geistes“

Fand damals Sigmund Freud auf der Rax den Weg zur Psychoanalyse, suchte einige Jahrzehnte nach ihm Viktor Frankl dort den Sinn des Lebens. Vor der Neuen Seehütte sammelte der Neurologe und Psychiater bis ins hohe Alter regelmäßig eine Menschentraube um sich, wenn er in der Sonne saß und über das Bergsteigen und das Leben an sich philosophierte. „Die Rax hat mich immer fasziniert. Wenn ich übers Plateau ging, war das die einzige Zeit meines Lebens, in der ich immer und

Die erste Schwebeseilbahn Österreichs ging 1926 an der Rax in Betrieb.

© Marktgemeinde Kurort Reichenau an der Rax

Die Angst vor dem falschen Griff hat Viktor Frankl – hier beim Abseilen um 1955 – zum Klettern gebracht.

© Viktor-Frankl-Institut, Wien



immer meditieren konnte. Meine Gedanken bekamen ihren freien Lauf und es gab keine Entscheidung beruflicher oder privater Natur, die ich nicht auf der Rax während einsamer Wanderungen im Sinne der ‚*vita contemplativa*‘ getroffen habe. Aber dann, wenn ich bei der Preiner Wand ankam, fing die ‚*vita activa*‘ an, das tätige zugreifende Leben, das ‚den Fels anpacken‘, bekannte Frankl einmal. Offen gab er zu, dass er durch die Angst vor der Höhe, vor dem Abgrund, vor dem falschen Griff zum Klettern gekommen sei. Die „Trotzmacht des Geistes“ habe ihn dazu gebracht.

Einer, der oft mit Frankl in den Wänden der Rax unterwegs war, ist der Gruber Naz. Wenn der drahtige Bergführer, der schon auf den Gipfeln von Cho Oyu (8188 Meter), Shishapangma (8027 Meter) und Gasherbrum II (8034 Meter) stand, von Frankl erzählt, dann sagt er: „Der Herr Professor“. Viel Kraft habe er nicht gehabt, der Herr Professor, aber seine Technik sei großartig gewesen, erzählt der Gruber Naz heute und schildert eine Begebenheit, bei der ihm nicht ganz wohl war. Im fortgeschrittenen Alter von 83 Jahren habe es der Herr Professor noch einmal wissen und bei einer anspruchsvollen Kletterei im Vorstieg klettern wollen. Da habe er es mit der Angst zu tun bekom-

men, erzählt der Bergführer, der mittlerweile auch schon in den Siebzigern ist. Kein Problem, Herr Professor, habe er gesagt, lassen’s mich aber erst einmal schauen, wie die Route weitergeht. Er sei dann vorgeklettert, habe das Seil am Sicherungshaken eingehängt und sei wieder zurückgekehrt. So habe er dem Herrn Professor den „Vortritt“ gelassen. Er selbst konnte sicher sein, dass er Frankl im Notfall am straffen Seil gehalten hätte.

Hatte der Gruber Naz keine Zeit für eine Tour, dann ging Frankl mit dem Hüttenwirt der Neuen Seehütte zum Klettern. Der damalige Hüttenwirt, der Vorgänger vom Eggl Franz, hatte dann oft zwei Küchenhilfen. Frankl war sich nämlich nicht zu schade, Gläser und Geschirr von den Tischen einzusammeln, um den Hüttenwirt früher für eine Tour vereinnahmen zu können, Frankls Frau Elly spülte derweil das Geschirr. Sogar Trinkgeld soll Frankl bei dieser Gelegenheit einmal von einem Gast bekommen haben.

Von der Rax gingen prägende Impulse für den Bergsport aus

Weil Reichenau alpingeschichtlich und alpinistisch mehr zu bieten hat, als landläufig angenommen wird, hat der Oesterreichische Alpenverein den Ort in den ausgesuchten Kreis der Bergsteigerdörfer aufgenommen. Das sind Ortschaften, in denen alpine Geschichte geschrieben wurde und noch heute gelebt wird.

Bereits 1862 fand in Wien die Gründungsversammlung des Oesterreichischen Alpenvereins statt. Die ersten Mitglieder zog es zum Wandern ganz selbstverständlich an die Rax. In seinem Raxführer unternahm 1894 Fritz Benesch zum ersten Mal den Versuch, Steige nach ihrer Schwierigkeit zu bewerten, und beschrieb sie in sieben Schwierigkeitsgraden. Mit dem Schwierigkeitsgrad I bewertete Benesch die schwierigsten Routen, mit dem VII. Grad die leichtesten. Ein Lawinenunglück, bei dem im Jahr 1896 drei Wiener Bergsteiger von Schneemassen verschüttet wurden und nach tagelanger Suche nur noch tot geborgen werden konnten, gab den Anstoß für die Gründung des „Alpinen Rettungsausschusses Wien“. Er sollte der erste Bergrettungsdienst der Welt sein.

1910 hat der Hüttenwirt des Otto-Hauses als Attraktion für die Bergtouristen einen Klettersteig in Auftrag gegeben und sogar in Berlin dafür Wer-

bung gemacht. Drei Jahre später war die Steiganlage fertig. Der Haid-Steig gehörte damit zu den ersten Klettersteigen überhaupt und war mit ein Auslöser für den Klettersteig-Boom Anfang des 20. Jahrhunderts. Steige wie den Haid-Steig gibt es mehrere an der Rax.

Und weil die Rax das bevorzugte Wandergebiet der Wiener war, wurde dort 1926 die erste Drahtseilschwebbahn Österreichs gebaut, um die Städter bequem auf den Berg zu bringen. Die Bahn blieb die einzige. Weitere wurden nicht genehmigt. Denn von der Rax holt sich die Stadt Wien seit mehr als 150 Jahren ihr Wasser. Naturschutz wird großgeschrieben. Die Hütten bringen auch noch den letzten Tropfen Abwasser hinunter ins Tal. Dort gibt es keine großen Hotelkomplexe. Der Tourismus war wegen der Wasserversorgung der Hauptstadt zur Bescheidenheit gezwungen.

Als dann auch noch ab 1938 die jüdische Großbourgeoisie ausblieb, versank Reichenau weit über den Zweiten Weltkrieg hinaus in einem langen Schlummer. Nur die Bergsteiger kamen weiterhin an die Rax: solche, wie Viktor Frankl, die dort vor dem Krieg schon ihre Touren gemacht hatten, und jene Wiener, die es bequem fanden, nach gut einstündiger Fahrt mit Auto oder Zug ein Gebiet mit durchaus anspruchsvollen Touren zu finden. Als Ort für die Sommerfrische geriet Reichenau aber in Vergessenheit. Ein großer Vorteil: Denn so blieben auch die vielen Villen erhalten, die andernorts längst durch mondäne Bettenburgen ersetzt und durch Event-Klamauk verschandelt worden wären.

Die Zeiten, in denen es schick war, nach Reichenau zu fahren, dort die Natur zu genießen und zu wandern, waren über die Jahre in Vergessenheit geraten, der Putz an den noblen Villen begann zu bröckeln. Erst vor wenigen Jahren bescherte das wachsende Interesse am Naturerleben Reichenau eine Wiederentdeckung. Heute ist Reichenau wieder ein Bergsteigerdorf – mit dem besonderen Charme der k. u. k. Zeit, der sich dort über die Jahre erhalten hat. Es kommen aber nicht mehr nur die Wiener. Die Ungarn, Tschechen, Slowaken und Polen fahren an den Wochenenden mit Reisebussen an die Rax zum Wandern, für Ski- und Schneeschuhtouren, zum Bergsteigen und Klettern.

Die Rax erlebt einen neuen Aufschwung. An manchen Tagen bilden sich am Einstieg zu den



Mit dem Haid-Steig wollte der Wirt des Otto-Hauses Bergsteiger anlocken. Auch hundert Jahre später gehört er zu den beliebtesten Aufstiegen auf die Rax.

Foto: Stephanie Geiger

Klettersteigen lange Schlangen. Übernachtet wird wie damals in einer der Rax-Schutzhütten, wo die früheren Zeiten noch immer gegenwärtig sind. Im Otto-Haus erinnern großflächige Fotografien an Sigmund Freud. „Die Wiener Psychoanalytische Vereinigung“ hat 2002 eine Tafel anbringen lassen. Darauf steht in Deutsch und Englisch zu lesen, dass Freud bis zu dreimal wöchentlich über den Thörlweg zum Otto-Haus gewandert und dort eben auch auf seinen „Fall Katharina“ getroffen sei.

Erst Jahre später hatte Sigmund Freud Licht ins Dunkel gebracht. Den Vornamen der jungen Frau, die eigentlich Aurelia hieß und die Tochter der Hüttenwirtin war, hatte Freud zunächst bewusst verfälscht. Genauso wie er die Öffentlichkeit darüber im Unklaren ließ, dass es sich um sexuelle Gewalt durch den eigenen Vater gehandelt hatte. Zunächst hatte Freud nämlich vom Onkel gesprochen. Und dann nannte er auch noch den Ort: Nicht in den Hohen Tauern ist er durch den „Fall Katharina“ zur Psychoanalyse gekommen, sondern auf der Rax.

Literatur:

Markus Rieger, Yvonne Oswald: Semmering, Reichenau & Rax: Eine literarische Rundreise durch die Wiener Alpen, Braumüller Lesethek 2010

Reichenau an der Rax. Wo Künstler und Therapeuten in die Berge gehen. Broschüre der Initiative Bergsteigerdörfer, Innsbruck 2010

Autorinnen und Autoren

Abromeit, Lars, geb. 1974 in Berlin, hat Rechtswissenschaften und Biologie studiert und die Henri-Nannen-Journalistenschule in Hamburg besucht. Seit 2002 arbeitet er als Redakteur und Reporter bei GEO: Als Verantwortlicher für Abenteuer- und Expeditionsreportagen begleitet er zumeist Wissenschaftler in Wüsten und Regenwäldern, durch Hochgebirge und Eisfelder, zu Korallenriffen und Höhlenlabirinth. Seine Arbeit wurde mehrfach prämiert, unter anderem mit dem „Axel-Springer-Preis“ 2007 und dem „Henri-Nannen-Preis“ 2008.

Bischof, Florian, M. A., geboren 1978, studierte Politik, Psychologie und Philosophie in München und Aix-en-Provence und leitete von 2007 bis 2012 „Check Your Risk“, das Lawinenpräventionsprojekt der Jugend des Deutschen Alpenvereins. Lehraufträge für Risikokompetenz an den Universitäten Konstanz und München. Passionierter Skifahrer und Kletterer.

Bolland, Max, geb. 1976, staatlich geprüfter Berg- und Skiführer und Diplom-Sportwissenschaftler, lebt in Brannenburg im Inntal. Der Profibergführer verbringt auch seine Freizeit am liebsten in den Bergen der Welt, mit besonderer Vorliebe für Rissklettern in Utah, Nicht-Klettern in Patagonien, Abenteuer Routen in den Alpen oder auch kontemplative Stunden mit einem guten Buch in der Hand.

Dauer, Tom, geb. 1969, wuchs in Mexico City und München auf und lebt heute mit seiner Familie auf einem Einödhof südlich von München. Als Autor und Filmemacher arbeitet er am liebsten in den Gebirgen der Welt, weil er dort Leidenschaft und Beruf miteinander verbinden kann. Er klettert seit drei Jahrzehnten und fühlt sich in langen alpinen Routen am wohlsten. 2012 wurde er mit dem BergWelten-Reisejournalismuspreis ausgezeichnet.

Dick, Andi, geb. 1964, war Teilnehmer an der dritten DAV-Trainingsexpedition 1988, begleitete den Expeditionskader als DAV-Beauftragter für Leistungsbergsteigen und als Trainer beim Auswahlcamp 2003 und in letzter Zeit als Redakteur von DAV-Panorama. Wenn der Diplomingenieur (FH) und staatlich geprüfte Berg- und Skiführer Lust auf mehr als einen Klettersteig hat, geht er gern Sportklettern – aber vor allem an gefrorene Wasserfälle und große Nordwände. Er lebt mit Frau und Tochter in Planegg bei München.

Fischer, Thomas, geb. 1967, lebt in Mülheim an der Ruhr und klettert seit 30 Jahren (nicht nur im Ruhrgebiet). Als selbstständiger Eventmanager organisiert er Events, betreibt einen Hochseilparcours im Landschaftspark Duisburg, ist Trekking- und Bergsport-Lehrtrainer sowie Outdoor-Trainer und Autor.

Funk, Gaby, geb. 1957, leidenschaftliche Bergsteigerin mit anspruchsvollen Touren weltweit, studierte Germanistik und Romanistik (M. A.) mit Schwerpunkt Literaturwissenschaft sowie Journalismus, organisierte und führte Aktiv- und Bildungsreisen im In- und Ausland. Nach mehrjähriger redaktioneller Tätigkeit als Reise-Redakteurin und Textchefin bei Printmedien arbeitet sie seit 2003 als freie Berg- und Reise-Journalistin, Buch-Autorin und Übersetzerin. Sie lebt in Oy-Mittelberg im Allgäu. www.gabyfunk.de

Geiger, Stephanie, geb. 1977 in Murnau und dort aufgewachsen, studierte an der Ludwig-Maximilians-Universität in München katholische Theologie, Germanistik, Politologie und Soziologie, promovierte an der Uni Passau über die Europäische Governance und volontierte bei der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Beruflich hat es sie 2006 nach Berlin verschlagen. Wenn es die Zeit zulässt, ist sie in den heimischen Bergen und den Bergen der Welt unterwegs. Darüber schreibt sie in FAZ, Welt am Sonntag, NZZ u. a.

Goedeke, Richard, Dr. phil., geb. 1939, wohnt in Braunschweig, Lehrer i. R., extremer Kletterer und Allroundbergsteiger, Autor zahlreicher Bergbücher und Führer und seit vielen Jahren im DAV aktiv: früherer Landesjugendleiter des DAV Nord, 1981–1991 Mitglied im Hauptausschuss, Naturschutzreferent der Sektion Braunschweig und seit 1970 für den Nordwestdeutschen Sektionenverband, Mitglied in der Fachkommission Klettern und Naturschutz, seit 2005 Vorsitzender im Bundesausschuss Kultur. Engagiert in der Ökologiebewegung und seit Gründung bei den Grünen, mehrfach Ratschherr in Braunschweig. 2009 „Pelmo d’Oro“ der Provinz Belluno für „carriera alpinistica“, 2011 Bundesverdienstkreuz für ehrenamtliches Engagement für Jugend, Umweltschutz und für Naturschutz und Natursport. www.richard-goedeke.de.

Gschleier, Andreas, geb. 1984, Biolandwirt und freier Journalist. Erst im Alter von 24 Jahren gelangt er zum Klettern. Seine Liebe gilt den Dolomiten, wo er neben einigen Erstbegehungen unzählige Klassiker wiederholt hat. Er pflegt, wie er selbst sagt, eine philosophische Sicht des Alpinismus. Neue Sichtweisen findet er in Kletterreisen rund um den Erdball.

Horn, Franziska, geb. 1966, Dipl.-Designerin und ausgebildete Redakteurin, lebt in München. Nach Stationen als Redakteurin und Chefredakteurin schreibt sie seit 1996 als freie Journalistin über Kulturthemen, Outdoor- und Alpinsport, für Tageszeitungen wie FAZ, SZ, Der Standard sowie für Magazine („Alpinwelt“, „Panorama“) und Bücher (Merian). Lieblingsdisziplinen: Hoch- und Skitouren; Reportagen, Interviews und Porträts.

Katzengruber, Elisabeth (geb. Berner), M. A., geb. 1978 in Linz, aufgewachsen im oberösterreichischen Almtal, lebt seit rund zehn Jahren in Salzburg: Studium der Ökologie, Ausbildung zur Alpinpädagogin, stellvertretende Naturschutzreferentin der Sektion Salzburg von 2007 bis 2010, Jugendleiterin der Gruppe Bergspatzen, arbeitet hauptamtlich in der Sektion Salzburg des OeAV. Als freie Biologin ist sie mit Texten, Führungen und anderen Projekten rund ums Thema Natur beschäftigt.

Klemmer, Axel, geb. 1963 in Berlin, lebt seit 1968 in München und Umgebung. Seit dem Abschluss seines Geografie-Studiums beschäftigt ihn die Berge auch beruflich: als Volontär bei einem alpinen Buchverlag, als Redakteur der Zeitschriften „Bergsteiger“ und „BERGE“, als Lektor sowie als freier Autor für Fernsehen, Zeitungen und Magazine. Er überstand verschiedene alpinistische Dummheiten ohne äußere Schäden und zieht geneigtes Gelände – egal ob grün, grau oder weiß – dem senkrechten Fels unbedingt vor.

Klier, Walter, geb. 1955, langjähriger Redakteur des Alpenvereinsjahrbuchs „Berg“ (1995–2002), Schriftsteller, Maler sowie Autor von Führern für Wanderer und Bergsteiger (Karwendel, Zillertaler, Stubai und Ötztaler Alpen) lebt in Innsbruck. 2012 erhält er den Otto-Grünmandl-Preis des Landes Tirol für sein literarisches Werk. Sein Beitrag stammt aus seinem neuesten Buch „Meine steinige Heimat. Berggeschichten aus Tirol“ (Tyrolia-Verlag 2012).

Kürschner, Iris, geb. 1965 in der Schweiz, sieht sich als Nomadin der Berge. Seit über zehn Jahren mit dem Journalisten Dieter Haas als Team unterwegs, die Mehrheit des Jahres zu Fuß durch alpine Gebirgsregionen. Regelmäßige Reportagen in einschlägigen Bergmagazinen, über 30 Buchveröffentlichungen, Januar 2012 Premiere ihrer HDAV-Multivisionsshow „Vergessene Alpen – Zu Fuß auf der Grande Traversata delle Alpi durch das Piemont ans Mittelmeer“. 2012 Gewinnerin des Walliser Medienpreises.

Lindenthal, Oliver, geb. 1968, Diplom-Forstwirt und staatlich geprüfter Berg- und Skiführer, lebt mit seiner Familie im Landkreis Miesbach, Oberbayern. Seit 1996 mit Gästen und auf Ausbildungskursen im Alpenraum unterwegs. Außerdem seit 2007 in der Bundesgeschäftsstelle des DAV für die Koordination der Umweltbildung zuständig. Das Mangfallgebirge ist Sommer wie Winter sein Hausgebiet.

Mandl, Franz, geb. 1953 in Graz, aufgewachsen in Gröbming, studierte als außerordentlicher Hörer Volkskunde in Graz und lebt seit 1993 in Haus im Ennstal. Seit 1976 erforscht er als Autodidakt die Felsbilder der Ostalpen und leistete Pionierarbeit in der Erforschung der Almwirtschaftsgeschichte auf dem Dachsteingebirge. Derzeit leitet er die ANISA, Verein für alpine Forschung (www.anisa.at) und veröffentlichte zuletzt in der Reihe „Forschungsberichte“ das Buch „Felsbilder. Österreich-Bayern“.

Meier-Hüsing, Peter, geb. 1958, liebt die Berge sowie alle Outdoor-Aktivitäten dort und lebt trotzdem sehr gern alpenfern in Bremen. Seit langem als freier Journalist tätig, vor allem für den Hörfunk von Radio Bremen und als Buchautor.

Mirrione, Sabine, geb. 1982 in Innichen, lebt mit ihrer Familie in Innsbruck. Lehramtsstudium in den Fächern Geografie und Wirtschaftskunde sowie Geschichte, Sozialkunde und Politische Bildung an der Universität Innsbruck sowie in Rovaniemi (Finnland). Arbeitete als Kulturvermittlerin u. a. in den Tiroler Landesmuseen und im Alpenverein-Museum Innsbruck; Projektmitarbeiterin im Interreg-Projekt „Psychiatrische Landschaften“.

Moldenhauer, Carsten, war in seiner Jugend in der JDAV-Sektion des Thüringer Bergsteigerbunds aktiv. Mit Abfahrtski kam er erst während seines Studiums in Kanada in Berührung. Seitdem folgt er regelmäßig dem Ruf der winterlichen Berge. Dieser Ruf war 2010 so stark, dass er seinen Job in Berlin kündigte und für die Great Divide Traverse nach Kanada reiste. Anschließend zog er in seine neue Wahlheimat Lausanne in der Schweiz. Wenn er nicht in den Schweizer Alpen oder in Chamonix unterwegs ist, arbeitet er an seiner Promotion an der EPFL (École Polytechnique Fédérale de Lausanne).

Pointner, Peter, Mag. Ing., geb. 1980, wohnhaft in Kuchl (Salzburg) und tätig als Ingenieurgeologe, v. a. im Tunnelbau, ist er seit 18 Jahren Vereinsmitglied im Salzburger Höhlenverein. Die Liebe zu den heimischen Bergen und die Faszination des unterirdischen Entde-

ckens prägten nicht nur Hobby, sondern auch die berufliche Laufbahn. Obwohl ihn Forschungsfahrten in alle großen Höhlensysteme Salzburgs bringen, bleibt das Tennengebirge klarer Favorit.

Roepert, Malte, geb. 1962, begann in seiner norddeutschen Heimat mit dem Klettern und zog nach der Schule Richtung Alpen. Zahlreiche extreme Routen, vor allem im Mont-Blanc-Gebiet. Dokumentarfilmer, Autor und Dramaturg. Seine Filme über Wolfgang Güllich und die „Huberbuam“ wurden mit Preisen ausgezeichnet. Der Vater von drei Kindern lebt in Traunstein, Oberbayern.

Roos, Martin, geb. 1967 und aufgewachsen in Süddeutschland, sattelte nach dem Studium der Biochemie auf (Wissenschafts-)Journalismus um und ist seit bald zwanzig Jahren freiberuflich tätig. Seine Stärke liegt darin, verworrene Themen zu entflechten, die oft an den Schnittstellen liegen zwischen Alpinismus, Tourismus, Soziologie, Geologie oder auch Bergmedizin. Reisejournalistischer Schwerpunkt ist Ostspanien, worüber er einen Wanderführer verfasst hat („Costa del Azahar“).

Runggaldier, Ingrid, geb. 1963, aus Gröden, studierte Germanistik und Anglistik in Innsbruck und ist als Übersetzerin ins Ladinsche und als freie Publizistin tätig. Sie lebt mit ihrer Familie in Bozen. Mehrere Radio- und Fernsehproduktionen, Mitglied des Organisationskomitees des Internationalen Bergfilmfestivals von Trient, lange Jahre Kulturreferentin des Alpenvereins Südtirol und Autorin des Buches „Frauen im Aufstieg. Auf Spurensuche in der Alpingeschichte“ (Edition Rhaetia, 2011).

Schlosser, Hannes, geb. 1951, Journalist und Fotograf. Die Entwicklung des Alpenraums mit ihren ökologischen, ökonomischen, sozialen und politischen Aspekten zählt dabei zu seinen Arbeitsschwerpunkten. Seit 2006 verantwortlich für die Redaktion der Vierteljahresschrift von CIPRA-Österreich, „Die Alpenkonvention – Nachhaltige Entwicklung für die Alpen“. Jüngste Publikation: „Alpingeschichte kurz und bündig – Vent im Ötztal“ im Rahmen des OeAV-Projekts Bergsteigerdörfer (2012).

Steinbach Tarnutzer, Karin, geb. 1966 und bei München aufgewachsen, war von Kindheit an in den Bergen unterwegs. Die Literatur- und Kommunikationswissenschaftlerin arbeitete in fünfzehn Verlagsjahren in München und Zürich mit zahlreichen Alpinisten und Bergbuchautoren zusammen. Seit 2001 lebt sie als freischaffende Journalistin (u. a. für „Panorama“, „Neue Zürcher Zeitung“), Buchautorin und Lektorin in St. Gallen.

Steiner, Robert, geb. 1976, Bergsteiger, Schriftsteller, Lehrer. Lebt in Oberschwaben und geht gern mit Russen bergsteigen. Wiederholungen und Erstbegehungen schwieriger Routen auf dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion. Von ihm erschienen u. a. die Bücher „Selig, wer in Träumen stirbt“, „Stoneman“ und „Allein unter Russen“ (alle Panico Alpinverlag).

Weizsäcker von, Ernst Ulrich, siehe S. 204.

Willumeit, Christoph, 1963 in Hamburg geb., ignorierte die Berge zunächst, trieb stattdessen bürgerliche Ballsportarten und absolvierte ein humanistisches Studium. Seit nunmehr einem Dutzend Jahren klettert er jedoch auch – und wundert sich immer noch darüber. Er lebt und arbeitet in Berlin als freier Gebrauchsschriftsteller.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Nachdrucke von Beiträgen, auch auszugsweise, oder Bildern aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet.

Alles Rechte, auch bezüglich der Beilagen und Übersetzungen, bleiben vorbehalten. Die VerfasserInnen tragen Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben.

© 2012

Herausgeber: Deutscher Alpenverein, München, Oesterreichischer Alpenverein, Innsbruck, und Alpenverein Südtirol, Bozen
Jahrbuchbeirat: Andrea Händel (DAV), Georg Hohenester (DAV), Gerold Benedikter (OeAV), Oskar Wörz (OeAV), Ingrid Runggaldier Moroder (AVS)

Inhaltliches Konzept, Text- und Bildredaktion: Anette Köhler, Tyrolia-Verlag, Innsbruck

Grafisches Konzept: Gschwendtner & Partner, München

Digitale Gestaltung: Studio HM, Hall in Tirol

Coverabbildungen: Von der Mitterfeldalm präsentiert sich das Tennengebirge als geschlossener Bergstock; der linke Eckpfeiler ist der Hochkogel, etwa in Bildmitte das Raucheck und die kecke Spitze rechts der Bildmitte der Werfener Hochthron (Abb. oben), Foto: Sepp Brandl; Bouldern im Tessin (Abb. unten), Foto: Wolfgang Ehn; Umschlagrückseite: Das Happisch-Haus unter dem Tiroler Kogel im Tennengebirge, Foto: Sepp Brandl

Seite 2/3: Auf dem Mittenwalder Höhenweg, im Hintergrund die Hohe Munde, Foto: Bernd Ritschel

Seite 8/9 (BergFokus): Kilian Fischhuber beim „Rockmaster“ in Arco, 2005, Foto: Heinz Zak

Seite 40/41 (BergWelten): Das Tennengebirge (siehe Coverabbildung) nochmals in Großansicht, Foto: Sepp Brandl

Seite 82/83 (BergSteigen): „Königsjodler“-Klettersteig am Hochkönig, Foto: Herbert Raffalt

Seite 158/159 (BergMenschen): Iris Oberkalmsteiner und Maria Graber, die beiden Teilnehmerinnen des Projektes „Alpinist 2010–2013“ des AVS, auf dem Auyantepui/Venezuela, Foto: Helli Gargitter

Seite 192/193 (BergWissen): Gletschertor am Gurgler Ferner, Ötztaler Alpen, Foto: Bernd Ritschel

Seite 228/229 (BergKultur): Wolfgang Pusch ist heute einer der wenigen professionellen Reliefbauer, Foto: Wolfgang Pusch

Lithografie: Artlitho, Trento (I)

Druck und Bindung: L. E. G. O., Vicenza (I)



Dieses Buch wurde auf FSC-zertifiziertem Papier gedruckt. FSC (Forest Stewardship Council) ist eine internationale Non-Profit-Organisation, die sich für eine ökologische und sozialverantwortliche Nutzung der Wälder unserer Erde einsetzt.

Der Mitgliederausgabe liegt die Alpenvereinskarte „Tennengebirge“ (ISBN 978-3-937530-55-0) im Maßstab 1:25.000 bei.

Alleinvertrieb für Wiederverkäufer:

In Deutschland: GeoCenter Touristik Medienservice GmbH, Schockenriedstr. 44, D-70565 Stuttgart

In Österreich und Südtirol: Tyrolia-Verlag, Exlgasse 20, A-6020 Innsbruck,

www.tyrolia-verlag.at

ISSN 0179-1419

ISBN 978-3-937530-60-4 (DAV/Vertrieb Deutschland)

ISBN 978-3-7022-3179-8 (Tyrolia/Vertrieb Österreich und Südtirol)